Urban, Woldemar

Alarich Roman aus der Völkerwanderung

Leipzig 1889

<36611383280013

Woldemar Urban.

ALARICH.

Roman aus der Völkerwanderung.



Leipzig,
Verlag von Carl Reissner.
1889.

Alarich.

Roman aus der Völkerwanderung

von

Woldemar Urban.

Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1889.

I. Die Barbaren.

Auf der Straße, die aus dem Markomannenlande über Regina Castra, Virunum, Aemona nach Sirmium und von da eines Theiles der Donau entlang nach Troesmis, anderen Theiles über Naissus nach Byzanz führte, ritt etwa zwanzig Miglien vor Aemona*) eine Anzahl Männer. Obgleich es im August war, waren sie doch mit roh aus Thierfellen gearbeiteten Mänteln, die ihnen etwa bis zu den Waden herabreichten, bekleidet. Sie trugen runde Schilde und waren mit kurzen Schlachtschwertern, Wurfspießen und außerdem mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ihre Haare wallten lang und rothblond von Kopf und Bart herab; ihr Haupt war, soweit nicht durch das Fell bedeckt, frei und offen der Sonne und dem Regen ausgesetzt; ihre Züge waren hart, verwittert, meist roh; ihre Gestalten hünenhaft, von unbeschreiblicher Wildheit und ungebändigter Energie. Ihre Kleidung bestand außer den Fellmänteln nur in linnenen Hemden, die nach Art der römischen Tuniken über den Hüften gegürtet waren. Die Beine waren nackt, die Füße aber staken in sogenannten

*) Erläuterungen und Anmerkungen siehe am Schluß des Buches.

Bundschuhen, Lederfetzen, die künstlich durch einen Riemen um die Füße zusammengehalten wurden.

Es waren im Ganzen sechzehn Männer, von denen sich aber zwei, die an der Spitze ritten, sehr lebhaft durch Tracht und Mienen abhoben. Der eine, ein Druide, trug abweichend von allen Uebrigen das Haupthaar kurz, den Bart lang, beides war von fast dunkelrother Farbe. Sein Körper war von oben bis unten mit einem Unterkleid aus brauner Wolle bedeckt. Darüber trug er einen weißen Mantel, der durch eine hölzerne Spange auf der linken Schulter zusammengeheftet war. An seinem Gürtel hing an einer Holzkette ein in Gold gefaßtes Schlangenei.

Der Andere, der mit ihm dem Trupp vorausritt, war ganz anders gekleidet. Er hatte eine elegante Seidentunica auf dem Leib, die mit einem goldenen Gürtel um die Hüfte geschürzt war, darüber einen Gurtpanzer und ein fast togaähnliches Gewand, das er malerisch zu drapiren verstand. An den Füßen trug er mit Seide gefütterte lederne Schnürstiefeln. Er war der Einzige im ganzen Trupp, der einen Helm, nach Art der römischen Legionäre, trug, und stach von dem Barbarenhaufen entschieden ab. Und doch waren alle eines Stammes, oder doch einer Abstammung. Es waren Germanen. Der Druide war ein geborener Alane, der Andere ein Westgothe, der bei Troesmis an der Donaumündung geboren, aber durch stete Berührung mit dem Römerthum vielfach römische Sitten angenommen hatte. Auch seine Bewaffnung war römisch, trotzdem die Ausrüstungsgegenstände aus der Waffenfabrik des Gothenkönigs Alarich in Illyrien stammten.

Der Druide suchte den Andern augenscheinlich zu irgend etwas zu überreden. Er sprach anhaltend und erregt auf ihn ein.

„Und eben diese Hülfe wollen wir ja bringen!“ sagte er, „verstehst du nicht? Was kümmert's dich, ob's Christen sind, ob nicht? Sind die Alanen, Hunnen, Quaden, Sueven nicht gerade so gute Kämpfer wie die Gothen? Dein König Alarich ist eben doch ein Träumer, der sich von jenem Stilicho nasführen läßt!“

Der Andere, Gauchos mit Namen, hörte still zu und schaute etwas verächtlich auf seinen Begleiter. Fast spöttisch blieb sein Blick auf dem Schlangenei haften, das infolge der Bewegung des Reiters aus dem etwas zu ceremoniellen Priesterkleid seines Begleiters hervorbaumelte.

„Sieh dir erst den König an und sieh dir den Stilicho an und dann sprich von Nasführen und von Nasführen lassen!“ antwortete Gauchos nach einer Pause. „Du machst eine sonderbare Figur für einen Gesandten, und so sehr ich wünsche, daß deine Sendung guten Erfolg habe, so sehr zweifle ich daran, daß sie überhaupt Erfolg hat.“

„Weshalb?“

„Weil du gar nicht weißt, um was es sich handelt, gar nicht weißt, was du zu besiegen hast, wenn du etwas ausrichten willst! Glaubt ihr denn, Alarich habe nur auf euch gewartet, um mit euch Ruhm und Beute zu theilen? Glaubt ihr, was ihr könnt, könnte nicht auch er?“

„Das glaube ich allerdings,“ sagte der Druide trocken. „Was habt ihr denn nun ausgerichtet? Was haben euch

die Feldzüge nach Griechenland und Italien genützt? Ihr seid heute noch Herren ohne Land, Ackerknechte der Römer, ein Staat von Rom's Gnaden! Stilicho's Name allein jagt euch nach Illyrien zurück, wenn ihr riskiren solltet, es zu verlassen. Ist das ein Jammer! Ein freies, großes, mächtiges Volk, das Ostrom sammt seinem Kaiser unter die Füße getreten hat und siegreich unter den Mauern von Byzanz stand, wo es sich mit Kornsäcken abfüttern und wüste Wälder als Wohnplätze zuweisen läßt! Ist das euer Germanenthum? Pfui über euch!"

„Man hört's euch an," sagte Gauchos ruhig, „daß ihr noch nicht vor Römerheeren standet! Wenn ihr erst eines besiegt habt, dann kommt zum Alarich! Wer die langen, bangen Nächte mit uns in Elis durchgemacht hat, wo Durst und Seuchen unsere Völker decimirten und Stilicho in eiserner Umarmung uns gefangen hielt, der spricht nicht so von Stilicho! Als er uns den Peneios, das einzige Wasser abgeleitet hatte, und wir verschmachtet unter unsern eignen Waffen fielen — mein lieber Freund, schon die Erinnerung daran dämpft die Kampfeslust! Noch sehe ich mit den grausig verzerrten Zügen die Leichen der Kinder und Weiber, die der Durst und das Fieber gemordet hatte, in den öden Steppen von Elis liegen, und jede Leiche forderte zehnfache Opfer — und erhielt sie. Es war ein furchtbares Sterben in jenen Tagen, und ohne Schlacht hätte Stilicho unseren Untergang erzwungen, wenn nicht Alarich uns auch aus dieser Noth gerettet hätte!"

„Wie ging das zu?"

Gauchos war nachdenklich, fast weich geworden und langsam, bedächtig, sinnend erwiderte er endlich:

„Ich weiß es nicht; ich besinne mich blos auf die eine Nacht, in der ich die Wache am Zelte des Königs hatte. Es war eine sternenhelle, schwüle, griechische Nacht. Da trat der König plötzlich allein aus seinem Zelte und hatte seinen jungen Sohn Evermud auf dem Arm. Bleich und zitternd schritt der gewaltige Mann allein durch die Lagerzelte nach dem Wall, den er überstieg, weiter sah ich nichts! Man sagt, er hätte in derselben Nacht eine lange Zusammenkunft mit Stilicho gehabt und wichtige Abmachungen wären getroffen worden. Den jungen Evermud sah Niemand wieder! Wir aber zogen in der nächsten Nacht fast mitten durch die römischen Reihen hindurch, die, wie man sagt, absichtlich schwer der Siegesgöttin geopfert hatten, und kamen heil und ganz mit allen Schätzen und Gepäck nach Epirus!“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Druide langsam und bedeutend auf Gauchos hinblickend. „Gab Alarich sein eigen Fleisch und Blut, den einzigen Sohn, für seines Volkes Rettung — oder — —?“

„Nimm's wie du willst, ich weiß es nicht!“

„Und weshalb nahm Stilicho das Opfer an? Was sollte ihm Alarich, was sollten ihm die Gothen? War es nicht klüger, seine Feinde zu vernichten, wo er sie fand? Rom hätte ihm wohl Triumphbogen, Säulen und Tempel genug dafür erbaut!“

„Und doch that er es nicht!“

„Und mußte Stilicho nicht für sich selbst fürchten,

wenn man in Rom erfuhr, wie er mit den Barbaren schonend verfuhr?"

„Mag sein und doch that er es nicht!"

„Die Sache sieht sehr geheimnißvoll und dunkel aus und du selbst, der dabei war, scheinst nicht klar zu sehen!"

„Ich sah blos, daß wir gerettet wurden, wo wir hoffnungslos verloren waren!"

„Glaubst du an einen Vertrag zwischen dem König und Stilicho?"

„Der König spricht nie davon und wünscht nicht, daß man ihn darnach fragt. Nimm dich also in Acht, deine Neugier könnte dir übel bekommen!"

Zu beiden Seiten der außerordentlich sorgfältig und solid angelegten Straße (es war eine römische Heerstraße aus Trajan's Zeit) zogen sich lange meilenweite Wälder hin, die sich über Berge und Thäler erstreckten; nur selten boten sich Lichtungen, entweder wilde Felsenpartieen, wo überhaupt jede Vegetation aufhörte, oder eine Niederlassung, ein Dorf, d. h. einige rohe Blockhäuser, Strohhütten, eine Unmenge von zweirädrigen Transportkarren, ferner große Umzäunungen für die zahlreichen Pferde- und Rindviehheerden, und verschwindend wenig angebautes Land. Das zahlreiche Volk der Gothen, die hier und im südlichen Illyrien, das noch wilder war, ihre Niederlassungen hatten, konnte mit seinen Leibern das Land bedecken, wo seine Nahrung hätte wachsen sollen! — Die Knechte, die hinter den zwei vorderen Reitern herritten, erzählten sich frühere Kriegsfahrten und während die beiden seit einer Weile schweigend vorwärts trabten,

klangen ab und zu wilde Jauchzer und abgerissene Sätze zu ihnen.

„Es ist nicht wahr, es war keine Niederlage!" schrie einer wild und aufgeregt, während ein anderer antwortete: „'s war auch kein Sieg!"

„Die Römer haben's stets als einen Sieg gefeiert und haben Recht gethan. Die Erfolge haben es gezeigt."

„Schöne Erfolge! Unsere Pferde tranken schon aus dem Arno, als Alarich freiwillig und unbezwungen die Rückfahrt beschloß!"

„Von welcher Zeit ist denn die Rede dort?" fragte der Druide.

„Wohl von vor fünf und sechs Jahren, von unserem Zug nach Italien."

„Was ist das für ein Sieg, der keiner war?"

„Die Schlacht von Pollentia in den coccischen Alpen."

„Wie war's damit? Erzähl' doch! Du thust mir einen großen Gefallen, wenn du mich in diese Geschichten einweihest, denn ich werde dann meine Sachen um so besser führen können."

„Wir hatten zu jener Zeit immer Noth mit den Getreidelieferungen, die wir von Rom zu erhalten haben und da der König auch glaubte, von Stilicho, oder doch von Rom hintergangen worden zu sein, so entschloß er sich kurzer Hand, überschritt die julischen Alpen und überraschte den Kaiser mit seiner ganzen Hofbagage in Mailand. Es soll ein entsetzlicher Wirrwarr gewesen sein! Das ganze lüderliche Hofgesindel mit dem ekeln Eunuchen- und Sclavengelichter mußten mitsammt dem Kaiser

Honorius bei Nacht und Nebel fort auf die Flucht. Sie kamen nach dem festen Asti, an dessen Mauern wir uns dann eine Weile die Köpfe einrannten, bis unerwartet und unbegreiflicherweise Stilicho in Gewaltmärschen aus Gallien herabkam, wo er rasch alle verfügbaren Truppen zusammengerafft hatte. Es war eine Schande! Gallier, Alemannen, Sueven, selbst Gothen stellte er uns gegenüber, er selbst kein Römer, er selbst mehr Germane als Römer — du weißt doch, daß er dem Stamme nach ein Vandale ist — nicht zwanzigtausend Römer hatte er in seinem Heer! Auch wollte sich der König anfangs gar nicht schlagen. Asti wurde aufgegeben und unentschlossen zog das Heer tagelang hin und her, wechselte die Sitze und Niemand wußte was geschehen würde. Es hieß, der König warte auf gute Vorzeichen und so war es auch. Eines Nachts ließ die Königin Amalasunta eine alte Druidin aus dem Tungernland, eine alte Heidenhexe, eine Zigeunerin, eine Wahrsagerin, oder ähnliches, zu sich kommen und befragte sie! Diese machte denn auch richtig ihre Constellationen, ihren Hokuspocus — — — was hast du denn?“ unterbrach sich plötzlich Gauchos, indem er verwundert seinen Begleiter anstarrte. Dieser hatte nämlich sein Pferd angehalten, faßte das herabbaumelnde Schlangenei an der goldenen Umhüllung und hielt es vorsichtig mit zwei Fingern gefaßt, um ja das Ei nicht selbst zu berühren, gegen Norden, während er selbst die Augen starr nach der entgegengesetzten Richtung hielt. Dabei murmelte er leise, aber doch so, daß es Gauchos verstehen konnte:

„Höret ihn nicht, ihr Rachegötter dort droben und

nehmet dies Zeichen zum Schutze gegen den Einfluß seiner Worte."

Wie, um ganz sicher zu gehen, auch wirklich gegen den bösen Einfluß der gottlosen Worte seines Begleiters geschützt zu sein, wiederholte er diese Worte dreimal.

Die Knechte, die mittlerweile näher gekommen waren, verstummten, als sie die wunderlichen Ceremonien des Priesters sahen und hielten ihre Pferde auch an. Einige bekreuzigten sich, während andere ein wunderliches Zeichen mit der linken Hand machten. Sie streckten nämlich den kleinen Finger und den Zeigefinger nach Gauchos hin, während die andern Finger in der Faust zusammengeballt blieben, womit sie sich offenbar zu schützen glaubten gegen Verzauberung oder Verhexung.

Endlich wandte sich der Druide wieder zu Gauchos und sagte weiterreitend:

„Willst du mich und dich verderben mit solchen gottlosen Reden über heilige Dinge?"

Gauchos war sich im Innern eigentlich keiner Sünde bewußt, aber als sich alle vor ihm bekreuzigten und ihre Zeichen machten, da hatte er sich auch bekreuzigt, allerdings mehr in dem Gedanken, sich zu schützen gegen ein Uebel, was vielleicht vorhanden sein könnte. Jedenfalls schadete es nichts, sich einmal zu bekreuzigen, wenn auch die sonderbaren Zeichen der Anderen und auch das Schlangenei des Priesters für ihn ein überwundener Standpunkt war.

„Verzeih'," sagte er langsam und fast demüthig, „ich that's aus Unbedacht!"

„Was also sagte die Priesterin?"

„Du weißt, daß wir keine Priesterinnen haben, sagte Gauchos, und daß Beschwörungen, Zauberei und dergleichen bei uns streng bestraft werden. Wie wenig aber doch das Volk sich von solchen Dingen abzuwenden vermag, magst du gerade aus dieser Geschichte sehen! Nach den üblichen Opfern und Beobachtungen der Sterne sagt also die alte Tungerin: ‚Der König wird noch in diesem Monat die urbs*) sehen, wenn er sich morgen schlägt!' — Am nächsten Tage schlug man die außerordentlich blutige Schlacht von Pollentia."

„Wo ihr geschlagen wurdet!"

„Das nicht, aber es war ein schrecklicher Tag und wir hatten furchtbare Verluste. Unser Lager mit allem Gepäck, mit der ganzen griechischen Beute, vielen tausend Pfund Gold und Silber, edle Steine und Anderes fielen in Stilicho's Hand —"

„Aber der König sah die urbs nicht?"

„Doch, die Wahrsagerin hatte Recht. Der König sah die urbs sogar noch in derselben Nacht! Wir bezogen nämlich in der Nacht noch, da unser Lager in Feindes Hand gekommen war, zwei Hügel, die im Süden des Schlachtfeldes lagen und viele Sicherheit gegen einen zweiten Angriff boten! Um diese aber zu erreichen, mußten wir ein kleines Flüßchen überschreiten, was nach etwa 15 oder 20 Miglien in den Po mündet. Als ich im Gefolge des Königs dahin kam, — es war natürlich finster

*) urbs = Die Stadt, bedeutete in jener Zeit im Allgemeinen die Stadt Rom.

und nicht zu unterscheiden, ob der Fluß tief und breit oder nicht war — hörte ich ihn rufen: was ist das für ein Fluß? — Das ist die Urbs, die in den Po fällt, Herr,*) antwortete man. Da stieß Alarich einen zornigen Fluch aus, hetzte sein Roß wüthend in den Fluß und soll dabei gesagt haben: Da sauf Dich satt! Diesmal ist's noch das Wasser, später wird es das Blut der urbs sein!"

Die Pferde des kleinen Reitertrupps schritten jetzt kräftig aus, denn man wollte Aemona, wo jetzt die Residenz Alarich's war, noch heute erreichen und die Sonne stand schon tief. Rasch eilte man durch die Hügelketten, die sie noch von der Stadt trennten, hindurch, kam öfter an Lichtungen und Dörfern vorbei, wo man ihnen verwundert und heftig gesticulirend und zankend nachsah.

„Und warum kehrte Alarich trotzdem um?"

„Zum Teufel, wir hatten Stilicho mit einer kräftigen Armee von etwa 80,000 Mann guter Truppen im Rücken! Wir zogen uns seitwärts, um die julischen Pässe vor Allem zu decken."

„Wobei euch der Tag von Verona traf."

„Schweig davon. Ja! wir wurden bei Verona geschlagen und schlimmer als das — lassen wir's — es war ein anderes Elis!"

„Und immer wieder Stilicho?"

„Derselbe! Hast du ihn je gesehen?"

„Nie!"

„Ich sah ihn im Lager von Asti, als ich eine Bot-

---

*) Die heutige Orba.

schaft zu überbringen hatte. Ein gewaltiger Mann, rauh und schroff, finster, argwöhnisch und von großer Klugheit. Aber doch glaubte ich sorgenvolle Furchen an Mund und Stirne zu sehen; er ist nicht nur der rauhe Krieger, der wilde Sohn des Lagers, er ist ein Staatsmann, er ist der Schwiegervater des Kaisers Honorius, das mag wohl Sorge machen! Furchtbar als Gegner, mächtig als Freund."

Der Druide blickte über den Phylarchen Gauchos hin und lächelte verächtlich.

„Du solltest deine Muster in Rhadagais' Lager holen, das ist der Mann, der euch zu Herren machen kann, ein Stilicho macht euch zu Knechten! Er hat euch so lange geduckt und geduckt, bis er euch die schlechteste unwirthlichste Provinz vom ganzen Römerreich geben durfte und euch noch obendrein abhängig machte von den Kornsäcken Roms oder Byzanz'! Was gilt's, es kommt noch die Zeit, wo er euch den Pflug in die Hand zwängt und sagt: Hier! nährt euch selber! Ihr dürft wohl für das große, ewige römische Reich kämpfen und sterben, wenn man euch braucht, aber ihr dürft nicht von ihm leben!"

„Du sprichst, wie einer spricht, der nichts versteht."

„Ei, so belehr' mich doch, ich verlange ja nichts Besseres. Ich habe die Gothen stets als ein tapferes, freies Volk kennen gelernt und nie von ihnen gefürchtet, daß sie in Abhängigkeit von den Römern gerathen. Denn, wenn ihr auch Föderati der Römer heißt, so weiß man doch, wie die Föderati der Römer aussehen! Rom ist ein Vampyr, der das Mark seiner Provinzen aussaugt und verpraßt und wehe den Föderati, den Verbündeten Roms,

sie sind wenig besser als die Sclaven in Rom! Ihr schlaft, ihr Gothen von Illyrien, laßt euch zu Knechten niederdrücken, wo ihr die Herren sein könntet, ihr braucht nur zu erwachen und zu handeln! Wo sind denn eure fürchterlichen, römischen Heere? in ganz Italien steht kein Römerheer, nur eure eignen Völker unter römischen Zeichen sind es, die eine Hand voll von verkommenen Gaunern und Betrügern, die eure ewige Roma, eure heilige Roma schützen! Nur unser Zwiespalt ist die Stärke Roms, nur unsere Thorheit ihre Klugheit!“

Der Druide war erregt geworden! Er hatte sich hitzig und heftig geredet! Der Andere war ruhig und ihm sichtlich überlegen.

„Wir Knechte? Und Knechte Roms? Seit fünf Jahren, wo wir wieder zurückgedrängt worden sind in unsere unwirthlichen Wälder, sind wir daran, unsere Freiheit und Größe zu bauen. Wir waren ihnen nicht gewachsen, jetzt sind wir es! Es ist keine Ueberhebung, wenn ich sage, wir sind jetzt mit den Römerheeren gleich und gleich, wir haben sie nicht mehr zu fürchten. Schau Dich nur um bei uns, besieh unsere Waffenfabriken, unsere Heereseinrichtungen, unsere Führer und Soldaten, selbst unseren Troß. Dann geh zum Rhadagais, eurem Herrn, und sag ihm, wer Alarich ist, und wer die Gothen von Illyrien sind. Wir Knechte? Aus einem wilden Völkerhaufen sind wir ein Bundesgenosse von Rom geworden, die Gleich zu Gleich verhandeln und Alarich's Wort klingt hart in Rom!“

„Und doch laßt ihr euch in die Wälder von Illyrien drücken?“

„Besieh dir das wilde Illyrien doch einmal genau!“ sagte der Phylarch langsam und bedächtig. „Du kennst ja wohl die Welt genügend, um zu wissen, daß Ostrom dort und Westrom da liegt (er deutete mit der Hand die Richtungen an). In der Mitte liegt Illyrien. In Aemona, dem Sitze Alarich's, laufen aus allen Himmelsrichtungen vier große Straßen zusammen. Eine nach Norden, die ihr kennt, die wir zurückgelegt haben. Sie führt direct in's Herz der Barbarenländer; bemerke das wohl und sag's dem Rhadagais, Priester!“

Da der Phylarch einen ziemlich drohenden Ton auf diese Worte legte, so schaute der Druide betroffen auf. Ruhig und gelassen aber fuhr der Andere fort:

„Du wirst gut thun, auch vor Alarich daran zu denken. Sie setzt sich über Aemona in eine Straße nach Thergeste fort, dort ist das Meer! Wir haben freilich keine Flotte, aber das ist ein Grund, mit Rom, das eine hat, nicht leichtsinnig zu brechen. Eine andere Straße führt von Aemona über die Julischen Alpen durch Venetien nach Italien, nach Rom! Nach Osten setzt sich diese Straße von Aemona über Celeja, Siscia, Sirmium (Belgrad) fort, wo sie sich zweit. Der eine Theil ist die berühmte Donaustraße Trajan's, die bis Troesmis und dem Pontus führt, die andere geht über Naissus nach Byzanz. Wohlverstanden: Andere Straßen, die ein Heer benutzen könnte, giebt es nicht! Dazu ein wohlgeschultes, kampfgeübtes und gut bewaffnetes Gothenheer von hunderttausend Kriegern, eher darüber als darunter. Ist das die Situation von Knechten?“

„Warum denn seid ihr es dann?“

„Ich habe dir schon gesagt, daß alle Gothen, Hunnen und Alanen, die Illyrien bewohnen, den Kampf sehnlichst wünschen, ich wünsche ihn auch! Auch hat es an Vorstellungen beim König nicht gefehlt. Doch Alarich hüllt sich in dunkles und geheimnißvolles Schweigen, vertröstet uns auf große Dinge, die im Werke wären, von denen aber Niemand etwas erfährt. Ich wünschte sehr, daß es dir gelänge, ihn zum Handeln zu treiben, zu einem Bündniß mit Rhadagais zu bringen, doch sage ich dir: faß' es behutsam an, komm' dem König nicht hochfahrend oder anspruchsvoll! Vergiß nicht, daß er nicht zu dir, sondern du zu ihm kommst. Verlange nicht Unterordnung und dergleichen! Um Gotteswillen nicht!“

„So wird das Pactum schwer! Rhadagais steigt mit zweihunderttausend streitbaren Männern aus den Alpen nieder. Soll er sich unterordnen unter Alarich?“

„Ich habe dir gesagt, was dir zu wissen nöthig. Wie du zu handeln hast, mußt du wissen!“

Ein lautes Jauchzen und Geheul erhob sich hinter ihnen bei ihrer Bedeckung und als sie aufschauten, gewahrten sie in der Ferne in einem Thalkessel, der sich vor ihnen öffnete, eine Stadt von höchst mäßigem Umfange, aber wie sich erkennen ließ, mit guten Befestigungswerken. Die Umwallungen waren im Unterschied zu anderen festen Plätzen, die sie auf der Reise gesehen hatten, zum großen Theil gemauert und an vielen Orten mit Thürmen und festen Thoren versehen. In der Stadt selbst aber gewahrte man nur Holz- und Strohhäuser,

wie in den Dörfern, wenn auch da und dort sich eins derselben als besser gezimmert und fester gefügt hervorhob. Das war Aemona, das Ziel ihrer Reise.

Die Ankunft der Gesandtschaft des Fürsten Rhadagais verursachte, wie schon unterwegs, auch in Aemona eine ungeheure, lärmende und freudige Aufregung. Ueberall tauchten aus den dunkeln Häusern wilde, zottige, in schmutzige Thierfelle gehüllte Sarmatengestalten auf, gierige verthierte Gesichter, kleine viereckige, gelbe Hunnengesichter mit überaus lebhaften, blitzenden Augen und von tigerartiger Beweglichkeit, durch die sie von den mehr gemessenen, ernsten Gothen besonders abstachen. Aber selbst diese geriethen mit in eine tumultuarische Bewegung, als sie vernahmen, wie nahe das Ende ihrer Prüfungszeit, wie sie den aufgezwungenen Frieden ansahen, sei. Mit fürchterlichem Geschrei wurde die Gesandtschaft nach einem etwas höher gelegenen und gut ausgeführten Holzhause geführt, vor dem etwa fünfzig gut und mit Eisenpanzern bewaffnete Wachmannschaften auf und abgingen. Das war des Königs Haus. Respectvoll blieb die Menge in einiger Entfernung stehen, aber der Tumult wollte sich nicht legen, auch als die Gesandtschaft schon längst im Innern des Hauses verschwunden war. Immer neue lärmende Massen strömten auf dem Platze vor dem Hause zusammen. Alles schrie und lärmte untereinander, sodaß Niemand klug wurde, was wohl eigentlich die Meinung der wilden Haufen war.

„Sind sie herein, die Genossen vom Rhein und von der Donau?“ schrieen die Ankommenden, während Andere

wieder ihre Schwerter, ihre Mäntel oder andere Kleidungsstücke in die Höhe warfen und jauchzend und gröhlend riefen:

„Fangt die Pferde ein und verladet das Gepäck, die Zeit ist da! Die Zeit ist da!"

Es dauerte eine ganze Weile, ehe es einigen Hundertfürsten gelang, Ruhe und Ordnung in diese zügellosen, unbändigen Haufen zu bringen und sie zu zwingen, ruhig abzuwarten, was der König beschließen würde. Aber ihre Geduld wurde augenscheinlich auf eine allzu harte Probe gestellt und als Stunde auf Stunde verrann, ehe der König das erlösende Wort zum Aufbruch verkündigen ließ, ging der Aufruhr von Neuem los und nahm wirklich einen drohenden Charakter an. Nach Tausenden zählte jetzt die Menge, die den Platz um das königliche Haus füllte und die Wachen hatten zu thun, um sie nur vom Hause fernzuhalten.

„Sollen wir verderben und verkommen in den verdammten Wäldern?" scholl es wild und drohend aus der Menge, „unsere Weiber und Kinder sterben an Mangel und allen möglichen Krankheiten! Alarich hat uns hereingeführt, er muß uns auch herausführen!"

Die Nacht war indessen hereingebrochen und die schauerliche Finsterniß, die nur durch einige Pechfackeln von den umliegenden Häusern her erleuchtet wurde und dadurch um so tiefer und gespenstischer erschien, trug dazu bei, der Scene einen widerlichen, revolutionären Charakter zu verleihen.

Im Hause des Königs selbst ging es um so ruhiger,

ernster, fast düster zu. Nachdem Gauchos, der Priester und die Begleiter in der Vorhalle ihre Waffen abgelegt hatten (man durfte beim König nicht bewaffnet eintreten) und mit Hirse, Meth und Wein bewirthet worden waren, traten sie in die innere große Halle des Hauses. Kleine Tische, die in der Nähe des Eingangs, wo sich die Gesandtschaft aufhalten mußte, standen, trugen Wein in Trinkhörnern, die mit Silber eingefaßt und beschlagen waren.

An solchen Tischchen nahmen auch Ragnachar, des Königs Befehlshaber der Fußtruppen, der Hunnenfürst Childerich und ein sarmatischer Prinz Namens Godegisel Platz. Andere Heerführer, Hundertfürsten und dergleichen standen theils in der Vorhalle, theils in dem offenen Zugang zur inneren Halle.

König Alarich saß ganz allein, von Allen abgesondert, auf einem etwas länglichen, rechts und links mit einer gebogenen Lehne versehenen Stuhl, der auf etwas erhöhtem Boden stand und von welchem herab zwei Stufen zu einem Bett aus Fellen führten, das in der Mitte des Gemaches sich befand. Er stand um diese Zeit in seinem 35. Jahre, aber er sah viel älter aus. Eine volle athletische Gestalt mit wilden finsteren Zügen, langes in mächtigen Strähnen über die Schultern herabfallendes hellrothes Haar, das er bei besonders feierlichen Gelegenheiten flechten ließ und ein etwas dunklerer aber ebenfalls rother Bart fielen zunächst an ihm auf. Oft und leicht nahm sein Gesicht einen sinnenden Ausdruck an, der sich bis zur scheinbaren Geistesabwesenheit steigerte. Dann wurden seine sonst so gluthvollen, furchtbaren Augen starr

und fest auf einen Punkt geheftet, sein Kinn senkte sich auf die Brust herab und er schien wie weltentrückt über unergründliche Schicksalswege im Leben der Völker und Menschen nachzusinnen. In diesem Zustande machte er dann den Eindruck weltkranker Trauer, sorgenvollen Kummers und seine Stimme, das Entsetzen und der Schrecken seiner Feinde im Gewühle der Schlacht, bekam einen Ton hoffnungsloser, müder Verzweiflung, durch den ein unendlich weiches und tiefes Gemüth zu zittern schien. In diesem Zustande sah man auch, daß der wilde, grausame, weltzerstörende Barbarenfürst Alarich unter einem schweren, nagenden Seelenschmerz litt, der das wahre Glück von seinem Lager fernhielt.

Seine Kleidung war fast die eines römischen Feldherrn. Auf dem Leibe trug er eine Tunica mit Aermeln bis zum Oberarm, darüber den mit Silber beschlagenen Lederpanzer, das kurze römische Schwert an einer Kette über die Schulter gehängt. Eine Toga trug er dagegen nie, sondern den mehr germanischen Kriegsmantel, meist von heller Wolle mit Purpurrand, der auf der rechten Schulter durch eine metallene Spange zusammengehalten wurde. Im Felde trug er den römischen Helm, im Lager war er barhäuptig. Seine Schuhe waren wie die der anderen Gothen, nur etwas besser gearbeitet, von Pferdeleder und wurden mit einem Riehmen oberhalb der Knöchel geschnürt. Als Abzeichen seiner Königswürde trug er am vierten Finger seiner rechten Hand einen Ring, den angeblich Kaiser Valens in der Schlacht von Adrianopel verloren haben sollte und der dem Träger den Kaiserthron von Rom verheißt.

Als die Gesandtschaft eintrat, bewillkommnete sie Alarich durch einen Trunk aus einem mächtigen Trinkhorn, das ihm von seinem Mundschenk gereicht wurde. Solange der König trank, blieben alle Anwesenden stehen und durften sich erst wieder setzen, als der König aufgehört hatte zu trinken. Dann begann der Druide auf ein Zeichen des Königs ohne Weiteres seinen Vortrag. Mit gleichmäßiger, eintöniger Stimme, die sich nur selten, aber dann bei wichtigen und wohl vorher einstudirten Stellen zu bedeutender Betonung erhob, entwickelte der Sprecher die Vorzüge eines Bündnisses mit Rhadagais, der mit starkem, überaus zahlreichem Volk im Zuge auf Rom begriffen sei, als ihn plötzlich Alarich mit seiner tiefen, scharf und rauh klingenden Stimme unterbrach.

„Du bist ein Heidenpriester?"

„Ich bin ein Druide!"

„Hatte man im Lager des Königs Rhadagais keinen christlichen Gesandten?"

Der Druide schwieg. Ein langer finsterer Blick Alarich's streifte über ihn hin, bis er endlich nach einer Pause kurz sagte: „Fahr fort!" Aber schon nach kurzer Zeit fragte er wieder unterbrechend:

„Wo steht Dein König mit seinem Volke?"

„Er dürfte in diesen Tagen die Niederungen der Augusta Taurinorum (Turin) erreichen und sich anschicken, den Po zu überschreiten!"

„Wieviel Volks führt er mit sich?"

„An zweihunderttausend Krieger und wohl doppelt so viel Troß!" Alarich sagte sinnend und nachdenklich:

„Eine halbe Million und mehr! Fürchtet ihr nicht, daß die Sclaven in Rom billig werden?"

„Nein," sagte der Druide kurz, „ich hoffe sogar, daß sie theuer werden, weil wir nicht dulden werden, daß noch ferner germanische oder gallische Sclaven in Rom gehalten werden!"

„Gemach, gemach! Was drängt euch zum Kriege gegen Rom?"

„Was drängte die Römer zum Kriege mit Deutschland?" fragte der Druide, der wohl etwas keltisches Blut in seinen Adern hatte, hitzig zurück.

Ein sonderbares, ganz leichtes Lächeln, das sofort wieder verschwand, umspielte die Lippen Alarich's.

„Oh, Oh," machte er dann, „das ist etwas Anderes! Die Römer brachten euch etwas, konnten euch Vieles bieten und ihr konntet Vieles lernen von ihnen! Ihr aber geht wohl nicht nach Rom, um etwas zu bringen?" Sein Blick lag scharf und eindringlich, vorwurfsvoll auf dem Priester und mehr in Folge dieses Blickes, als der ironischen Worte des Königs gerieth der Druide in eine leichte Verwirrung. Endlich fuhr er aber doch fort in seinem Vortrag und Alarich hörte aufmerksam — aber ohne ihn anzusehen — zu, bis er sagte: „Ich bin zu Ende!"

Im Gemach herrschte die tiefste Ruhe, sodaß man das Geheul und Gelärm der wüsten Menge vor dem Hause ganz gut hörte. Aber es achtete Niemand sonderlich darauf, Alles hing mit gespanntester Aufmerksamkeit an den Lippen des Königs, der jetzt aufstand und sich an-

schickte, der Gesandtschaft Bescheid zu ertheilen. Aber gerade in diesem Augenblicke schien der Lärm draußen zu wachsen oder näher zu kommen, einzelne Rufe und Schreie schallten herein in das Haus, sodaß der König fragte:

„Was will man? Was giebt's da draußen?"

Ragnachar eilte hinaus, um die wüthende Menge, die mit der Wache handgemein geworden war, zurückzudrängen.

„Krieg mit Rom! Hinaus aus den Wäldern! Es lebe Rhadagais" und andere verworrene Rufe tönten in die Halle, als auch Ragnachar bleich zurückkam und hastig sagte:

„Das Volk ist nicht zurückzuhalten! Gestatte, daß ich sie mit meinen Truppen zurückdränge."

„Wie, Ragnachar? Meine Truppen gegen mein Volk?" sagte der König erstaunt.

„Sie sind in wilder Empörung! Laß wenigstens die Wachen verdoppeln!"

Alarich richtete sich hoch auf. Eine wunderbare Kraft und Majestät wohnte seiner Gestalt inne, voll Feuer und Kühnheit richteten sich seine Augen auf die Versammlung und mit hoher, gebieterischer Geste sagte er:

„Die Wache soll abziehen und das Volk hier eintreten, so viele ihrer Platz finden! Ich sehe mein Volk gern in seiner Wildheit und will doch sehen, wie weit sie geht. Es geht sie Alle an, was wir verhandeln, darum sollen sie's auch hören."

Kaum war auf den Befehl des Königs die Wache abgezogen, so ließ sich die Ruhe sofort herstellen. An der

Thüre erschienen einige der ärgsten Schreier und Dränger und schauten jetzt schüchtern und zaghaft herein. Dieselben Leute, die mit Gewalt und Ungestüm andrängten, solange die Wachen den Eingang verwehrten, bedurften jetzt, wo der Eingang frei war, noch der Aufforderung seitens der Phylarchen, um sich überhaupt zu getrauen, einzutreten! Aber als erst einige eingetreten waren, füllte sich der verfügbare Raum außerordentlich rasch und bald begann ein stummes Ringen, ein Zwängen und Drängen, um hier und da noch ein Plätzchen zu erkämpfen.

Verwundert schaute der Druide auf diese Vorgänge! Im Innern hatte er sich schon gesagt, der König müsse seinem Volke nachgeben, weil es gar so ungebärdig und wild auftrete, als er aber sah, wie unterwürfig, verehrungsvoll diese fürchterlichen Recken vor ihrem König erschienen, und wie dieser selbst in hoher Majestät und Kraft, stolz und ruhig, imponirend auf sie einwirkte, wurde er wieder minder zuversichtlich und es beschlich ihn ein geheimes Grauen vor der innern Wucht und Größe dieses Gothenvolkes.

Endlich brach der König das Schweigen. Trotz der großen Versammlung hörte man, so lange er sprach, nicht das geringste Geräusch im Saale.

„Ihr habt gehört," sagte er mit klarer, kräftiger Stimme und in einfacher Weise, „um was es sich handelt! Ein wildes Räubervolk aus Germanien ist im Anzug auf Rom und sein König Rhadagais ladet uns ein zur Theilnahme an dem Raubzuge gegen unseren Bundesgenossen. Denn das ist Rom; und Rom ist auch die Quelle unserer Nahrung

und unserer Kraft. Wir sind ihm deshalb verpflichtet! Oder wollt ihr lieber mit einem Räuberstaat zu thun haben?“

Kein Laut ließ sich hören.

„Nun hört auch noch, was ich beschlossen habe und wie ich will, daß es gehalten werde.“ Damit wandte sich Alarich an den Druiden und fuhr zu diesem sprechend fort: „Entbiete Deinem König meinen Gruß! Von einer Gemeinschaft zwischen uns kann keine Rede sein. Ich und mein Volk wir wollen ehrlich bleiben und wollen nichts zu schaffen haben mit Räuberfahrten! Euch aber rathe ich umzukehren, sonst werdet ihr die germanischen Sclaven in Rom nicht vermindern, sondern vermehren. — Und wenn ihr siegt, was kann denn Rom euch frommen? Ihr könnt's berauben und zerstören; wem ist damit gedient? Euch nicht! Glaub', Priester, euch nicht, und andern auch nicht! Das Schicksal Roms — fuhr der König mit einem Anflug seherhafter Declamation fort — liegt nicht mehr in der Hand der Heiden und ihrer falschen Götter; der Stern von Nazareth beschützt jetzt Rom und leuchtet über ihm!“

Ueber das Gesicht des Druiden zuckte es wie ein heller Strahl. Fast höhnisch rief er dem König wild und aufgeregt zu:

„Glaubst du mit deinem Aberglauben Rom zu retten?“

„Wir sind zu Ende, Priester!“ — sagte Alarich rasch und abweisend. Dann fuhr er zu der Versammlung ge-

wendet, fort: „Gehabt euch wohl! Ich will allein sein, geht!“

Still, schüchtern wie es gekommen war, ging das Volk wieder auseinander und zwängte sich durch Vorhof und die Thür hinaus in's Freie. Außer den Befehlshabern, den Phylarchen und der Gesandtschaft selbst hatten wohl wenige von der kurzen Unterhaltung etwas verstanden oder gar profitirt. Auf dem Platz erhob sich bald wieder ein Tohu Wabohu — kein Mensch wußte, was denn nun eigentlich geschehen sollte. Nur soviel merkte das Volk schließlich, daß es vorläufig wieder dableiben mußte! „Der König hat Recht,“ sagten einige, die zugehört und vor allen Dingen gesehen hatten, wie er die Hand gegen Rom ausstreckte. Ein anderer hatte die Phrase vom Stern von Nazareth aufgeschnappt und wollte nun wissen, was das für ein Stern sei. Er war ein Christ, aber das wußte er doch nicht und deshalb fragte er wohl ein Dutzend Sterndeuter, zumeist Chaldaer, die sich auch in Aemona aufhielten. Man bezeichnete ihm eine Anzahl Sterne am Himmel, erzählte ihm einen Wust abergläubischen Zeugs, so daß der arme Mann viel dümmer davon wurde, als er je gewesen war und seinen Wissensdrang gewaltsam unterdrückte. —

Die Nacht war schon weit vorgeschritten und längst hatten sich die unruhigen Volksmassen zerstreut in ihre Häuser und Hütten. In seiner Halle, die nur von einer einzigen Fackel erleuchtet war, schritt aber der König noch in tiefes Sinnen verloren auf und ab. Unter dem ungewissen flackernden, rothen Schein der Fackel nahm die Halle

selbst und das Mobiliar ein fast unheimliches Aussehen an. Die unruhigen Schatten der Möbel huschten wie Gespenster bald groß, bald klein, bald schief, bald gerade, jenachdem der Wind die Flamme der Fackel anfachte oder verkleinernd hin und her jagte, über den Boden und immer setzte der König seine nachdenkliche Wanderung durch das Zimmer fort. Bald wuchs sein Schatten weit über den Boden und zur Wand hinauf, bald war er kleiner, bald dick und unförmlich, so daß er ganze Wände füllte, bald kaum so groß, daß er darauf stehen konnte. Es war Alles unruhig, grotesk, abenteuerlich, selbst die ruhige Würde der Gestalt des Königs litt unter der Irrlichter-Beleuchtung und nahm märchenhafte, fast fratzenhafte Formen an. Mehr empfindsame Seelen hätten in dieser Stunde und in dieser Umgebung wohl Gespenster zu sehen geglaubt. Dazu heulte der Wind wild durch die Gassen, umtoste das auf einer Anhöhe stehende Haus, pfiff klagend und stöhnend durch Gänge und Hallen, wodurch die einsame Stille der Nacht nur noch schauriger hervortrat.

Die Halle war ein längliches Viereck. Die Wand, die gegenüber dem Haupt-Eingang stand, war mit Waffen, Heereszeichen, Trinkhörnern und mancherlei Siegeszeichen behangen, rechts und links von ihr befand sich je eine kleine Thüre. Eine derselben — sie war in der ungewissen Beleuchtung kaum zu sehen — öffnete sich jetzt geräuschlos und eine höchst seltsame Erscheinung trat durch sie langsam und geisterhaft in das Zimmer des Königs. Es war ein Mann, der so alt war, daß sich sein Alter gar nicht mehr taxiren ließ; er konnte hundert Jahre alt

sein, er konnte auch noch älter sein. Der Mann war blind und wurde von zwei Knaben geführt, die aber draußen vor der Thüre stehen blieben und diese ebenso geräuschlos, wie sie geöffnet worden war, wieder schlossen. Der alte Mann trug ein langes, weißes Untergewand, das faltenreich von den Schultern, die nur sehr wenig gebeugt waren, bis zu den Füßen herabwallte und leicht am Erdboden schleppte. Darüber trug er ein kostbar mit Gold und Perlen besticktes, tiefblaues Seidengewand, dessen Aermel seine Arme halb bedeckten, während die Unterarme nur mit dem weißen Untergewand bedeckt waren. Nach unten ging das Seidengewand bis etwas über das Kniee herab, so daß auch hier das Untergewand wieder ein großes Stück sichtbar blieb, ein schwarzes, mit Gold und Edelsteinen reich besetztes Pallium fiel ihm von den Schultern über die Brust herab. Sein Gesicht war trotz aller markigen Kraft, die sich noch immer darin aussprach, doch bleich, die geschlossenen Augen gaben ihm etwas todtenähnliches. Ein mannslanger, oben gebogener Stab diente ihm zur Stütze.

Das war der Gothenbischof Ulfilas.

Der König hielt in seinem unruhigen Wandern inne und sah stehenbleibend auf die eintretende Gestalt.

„Bist du's, Bischof?" fragte er leise.

„Ja! Du hast mich rufen lassen! Was willst du von mir?"

„Das weißt du nicht?"

„Du brauchst mir's nicht zu sagen. Ich kenne deine Zweifel schon, wenn du nach mir rufst!"

„Nun denn, hab ich dir's recht gemacht?"

„Mir? — Alarich! Ich bin ein alter Mann, der bald vor seinem Gotte stehen wird! Was hast du mir recht zu machen? Du fragst mich nie, wenn du entscheidest, und stets, wenn du entschieden hast."

„Versteh mich recht, Bischof — —"

„Ich habe dich verstanden! Nicht um mich ist dir's zu thun, doch in dir selber wohnt der ewige Mahner, den ich beruhigen soll mit meinem Beifall! Ist's nicht so, König?"

Alarich blickte auf den alten Mann, der seine todten Augen auf ihn richtete ohne ihn zu sehen, dann sah er sinnend eine Weile zu Boden und sagte endlich:

„Ja, Bischof!"

„Nun denn, so höre! Du hast entschieden, wie du entscheiden mußtest. Ein Heidenbündniß dient dem Gothenkönig Alarich niemals. Hier hast Du meine Hand. Könnt' ich zugleich auch meinen Geist dir geben, der nur in unseres Gottes Größe unsere Zukunft sieht und unserer Reiche Macht und Hoheit nur im Gedeih'n des Glaubens und der Kirche findet. Doch finde ich dein Christenthum recht kalt und lässig, wenn du genug gethan zu haben glaubst, das Bündniß abzulehnen. Es giebt in Rom zu schützen, König, wenn die Heiden stürmen!"

„Beruhige dich! Soweit sind wir noch nicht!"

Dem blinden Greis entging auch ein kleines Geräusch nicht, was sich an derselben Thüre vernehmbar machte, durch die er eingetreten war und in der jetzt die Königin Amalasunta erschien!

„Wer naht!“ fragte der Bischof laut und kräftig.

Amalasunta, eine volle, üppige Gestalt in Tunica und goldgestickter Purpurtoga, ganz nach Römerart gekleidet, schritt rasch näher und sagte mit ruhigem überlegenen Stolze:

„Die Königin!“

„Was willst du hier?“ sagte der Bischof.

„Ich hab dir eine wichtige Mittheilung zu machen!“

„So rede!“

„Zuerst ruft die Gesandten Rhadagais’ zurück. Sie müssen bessere Botschaft haben!“

„Was soll das heißen?“ fragte Alarich aufhorchend. „Welche bessere Botschaft?“

„Du mußt das Bündniß annehmen!“

„Der König hat gesprochen, was redest du denn noch?“ fragte ruhig der Bischof!

„Der Himmel selber spricht, befiehlt uns dieses Bündniß! Willst du allein ihn nicht hören?“

„Was spricht der Himmel?“ fragte der König.

„Dreimal — fuhr Amalasunta fort — hab’ ich die Constellationen machen lassen, und hab’ sie selbst gemacht und stets das gleiche Resultat erhalten: Daß Rhadagais die Größe Alarich’s ist. Fragt alle Haruspices, frag’ wen du willst, du mußt das Bündniß annehmen, wenn du steigen willst.“

Der Bischof pochte mit seinem Stabe leicht auf den Boden:

„Ich habe hier nichts mehr zu sagen. Lebt wohl. Wo sind meine Knaben!“

Diese traten eben auf das Signal mit dem Stabe ein, und langsam, feierlich, schweigend verließ der Bischof die Halle. Darauf trat die Königin ganz nahe an ihren Gemahl heran, faßte seine Hand, lehnte sich schmeichelnd an ihn an und flüsterte ihm heftig und leidenschaftlich zu:

„Hör' ihn nicht! Was ist ihm Alarich? Er lebt nur seinem Gotte, seiner Kirche, ihr Nutz und Schaden ist ihm das Gesetz. Doch hier, in dieser Brust, in deinem Weibe lebst nur du, nur deine Größe, nur dein Ruhm! Oh traue mir und höre auf mich! du bist getäuscht, wenn du das Bündniß weigerst, was kümmert's dich, ob du die Kaiserkrone Roms aus Heiden- oder Christenhänden nimmst. Bist du erst Kaiser, kannst du auch das Kreuz aufrichten, wie, wo und wann du willst! Doch wozu willst du Hülfe, die sich bietet, von dir stoßen? Auf wen denn wartest du, wenn nicht auf sie?"

„Ich kann die Fremden nicht im Reiche dulden!"

„Du thust sehr Recht, doch warte damit, bis du Kaiser bist! Wenn du die Hülfe nicht mehr brauchst, dann magst du sie verstoßen, doch jetzt noch nicht, jetzt ist das noch zu früh!"

„Weib, laß mich! Deine Rede ist — eines Weibes Rede."

Wie sie sich schmiegt, und windet, in ihn dringt und eifert, wie sie die vollen Arme um ihn schlingt, wie sie all' die geheimen Fäden der Beziehungen Alarich's zu Stilicho verfolgt, aufspürt und zerreißen möchte — es nützt ihr nichts! Der König küßt sie, lächelt und bleibt kalt! Sie läßt in bestrickender Rede die Kaiserkrone und

ihre Macht vor ihm funkeln und glitzern, malt den unwürdigen, verkommenen römischen Hof, des Reiches Wirren, das nach einer starken Kaiserhand verlangt —

„Du wärst ein Meister, ein Minister" — sagt lächelnd Alarich, ihr in die Augen sehend, „nur schade, daß du eine Frau geworden bist!"

Da reißt sie sich ungeduldig los von ihm, ballt die Fäuste und sagt mit wilder Stimme:

„Und Evermud's gedenkst du nicht? Weil ich ein Weib bin, mußt du mich auch hören! Ich will mein Kind!"

Der König verfärbt sich und seine Stimme zittert als er erwidert:

„Du entbehrst es nicht mehr als ich, Amalasunta. Der Himmel hat uns andre Kinder verweigert, und knüpfte unsere Herzen ganz an das, das ich als Geißel für die Rettung unseres Volkes in Stilicho's Gewalt gegeben habe. Er wird es hüten, schützen, so lange ich und meine Gothen ehrlich bleiben gegen ihn — so sind seine Worte! Willst du nun noch, daß ich mich mit Empörern und Räubern verbinde?"

„Gerade deshalb sollst du's thun! Stilicho muß Evermud sofort freigeben, anderenfalls marschirst du mit Rhadagais nach Rom, um ihn eigenhändig zu befreien! Glaubst du er würde ihn tödten? Er wird's nicht wagen! Verlaß dich drauf!"

Langsam strich Alarich über die Stirn, sein Haupt sank auf die Brust und seine Augen nahmen jene traurige Melancholie, jene starre, weltverlassene Verzweiflung an,

die Amalasunta nur zu gut als die Anzeichen unzugänglichen tiefen Brütens kannte. Sie schwieg! Starr und still stand der König lange Minuten, wie versunken im Nachsinnen, bis er plötzlich mit einem wilden Blick den Kopf in die Höhe warf, rasch mit der Hand nach einem Schläger griff und die Lärmglocke ertönen ließ!

Zwei Krieger von der Wache traten ein.

„Die Briefe, die ich befahl zu schreiben!"

Einer der Krieger ging sofort wieder ab, um das Verlangte zu holen. Der andere blieb stehen und wartete offenbar auf weitere Befehle. Aber der König hatte den Blick schon wieder gesenkt und erst nach einer langen Weile bemerkte er ihn zufällig.

„Geh, rufe mir den Phylarchen Gauchos!" sagte er, worauf auch dieser Krieger abging.

Die Briefe wurden gebracht und der König las sie aufmerksam durch! Die Königin sah, daß er auf seinen längst gefaßten Beschlüssen stehen blieb, daß weder sie noch der Bischof auch nur das Geringste daran zu ändern vermocht hatten. Er setzte den Briefen nichts zu, strich nichts aus und änderte auch nichts! Er unterschrieb sie wie sie waren. Noch hoffte Amalasunta, daß Gauchos den Befehl erhalten würde die Gesandten Rhadagais' zurückzurufen!

Gauchos kam in Eile und erstaunte, in tiefer Nacht zum König gerufen zu werden. Noch athemlos stand er vor ihm, während dieser ihn von oben bis unten musterte. Gauchos war ein engerer Landsmann Alarich's! Sie waren beide an der Donaumündung geboren, der eine in Troesmis,

der andere noch näher am Pontus. Auch ihr Alter war annähernd gleich! Gauchos war einige Jahre jünger. Daher schien eine gewisse Zuneigung des Königs zu dem jungen Phylarchen zu kommen.

„Mache dich fertig, mit dem jungen Tag abzureisen. Du nimmst fünfzig Begleiter von der thracischen Legion mit. Du kannst sie selbst wählen!"

„Wohin die Reise?" fragte der Phylarch.

„Nach Rom!" sagte der König kurz. Zornig erhob sich Amalasunta und stieß kurz hervor:

„Und Rhadagais?"

„Still! Hier sind deine Briefe und deine Instruction. Ich rechne auf deine Zuverlässigkeit und auf deine Klugheit! Ich werde dich außergewöhnlich belohnen, wenn deine Botschaft glückt! Hast du verstanden?"

„Vollständig!"

„So geh!" Der Phylarch ging und der König war wieder mit Amalasunta allein.

„So giebst Du nichts auf meinen Rath?" fragte die Königin mit einem leisen Vorwurf.

„Nein!"

„Und gehörst ganz dem Bischof?"

„Nein!"

Die Stimme des Königs war ruhig, der Sturm hatte wieder ausgetobt! —

II. „Roma caput mundi — —“

Mit dem jungen Morgen brach ein wolkenloser, freundlicher, sonnenglänzender Tag über den rauhen, rauschenden Wäldern Illyriens an. Wer war froher als der junge Phylarch Gauchos, den die Gnade seines Königs nach Rom sandte? nach Rom! Es gab viele Städte in der Welt und der junge Gauchos hatte auch schon einige davon gesehen. Wir wissen, daß er erst am Tage vorher aus Deutschland angekommen war, aber was war das Alles gegen Rom! Für jung Gauchos gab es nur drei interessante Städte in der Welt; das waren Jerusalem, die Stadt des einzigen Gottes, Athen, die Stadt des Sieges der Philosophie, und Rom, das heilige Rom, die Stadt der ewigen Weltherrschaft. Der Ursprung Roms lag im Dunkel der Vergangenheit vergraben, unerforscht, unergründlich, das Ende Roms lag im schwarzen unenthüllbaren Schooße der Zukunft! Rom mit seinen ungezählten Triumph- und Siegesbauten, seinen weißen Tempeln und Säulenhallen, seinen Kirchen — denn auch Tempel des einzigen Gottes gab es jetzt in Rom eine ganze Anzahl — und Palästen, Rom war das natürliche Haupt der Welt und wird es stets bleiben! So lautete die Legende!

Wer also war froher als „jung Gauchos“ und seine stattliche Begleitung? Der König hatte ihm nicht umsonst ein so großes Geleit, noch dazu aus der besten gothischen Legion bewilligt. Das waren keine Römer, überhaupt keine Soldaten im gewöhnlichen Sinne des Wortes, das waren Riesen, die um Hauptesslänge aus den gewöhnlichen Menschen hervorragten! Ihre Bewaffnung war vorzüglich, ihr militärischer Drill stand den Römern nicht nach! „Jung Gauchos“ sollte in Rom auffallen, das war offenbar der Wunsch des Königs und wohl auch der seine!

Am dritten Tage schon wollte Gauchos in Rom eintreffen. Er hatte es eilig; denn hatte sich der Feldherr Stilicho, an den sich seine Sendung richtete, schon zur Armee begeben, so traf er ihn bereits unterwegs, entweder auf der Flaminischen Straße oder auch schon in Faesulä. Das wollte er vor allen Dingen vermeiden! Er wollte in Rom und nicht in dem traurigen Faesulä seine Botschaft überbringen!

So trabte denn der stattliche Reiterzug im scharfen Tempo schwatzend, johlend und guter Dinge westwärts von Aemona, den Bergen zu!

Nur einer theilte den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Der alte Theodahat, ein Gothe, aus der Weichselniederung gebürtig, ritt etwas abseits; verdrossen, finster, fast grimmig blickte er aus seinen scharfen grauen Augen und mancher wilde Fluch hallte durch den eisgrauen, langen Bart! Bei jedem Windstoß aber, der durch die alten Eichenwipfel rauschte, lauschte er aufmerksam hinaus in die

Wälder, als wollte er sich noch einmal das Waldesrauschen, diese uralte, heilige Musik, einprägen, um ihren Zauber recht fest im Gemüth zu behalten und nicht zu vergessen! Ein eigenthümlicher weichmüthiger Zug lag dann auf dem harten, eckigen Gesicht des Alten, seine Augen verloren etwas von ihrer zügellosen Wildheit und nahmen einen fast wehmüthigen Ausdruck an, — wie Alles, was Germanenthum heißt, stand auch er unter dem leicht erregbaren Zauber eines tiefen Gemüths!

„Wo fehlt's, Theodahat!" rief ihm Gauchos zu und ritt an seine Seite. „Wenn selbst der Himmel sein schönstes Gesicht in diesen vermaledeiten Wäldern zeigt, als wie wenn er uns Glück und frohen Muth zu unserer Reise wünschen wollte, so sollte ich meinen, könntest auch du ein freundliches Gesicht machen!"

„Wohl, Gauchos! Man ist fröhlich so lang man jung ist und die Welt nicht kennt! Wen die Götter lieben, dem schenken sie frühen Tod!"

Gauchos lachte laut auf.

„Du hast wohl nichts dagegen, wenn mir diese Art Lebensweisheit nicht gefällt!"

„Nein! Mir gefällt sie auch nicht, aber darauf kommt es nicht an. Früher oder später findet sie jeder wahr!"

„Was ich bezweifle! Ist's die Reise, die dich so jämmerlich stimmt?"

„Ich hasse Rom!"

„Warum?" fragte Gauchos, auf's Höchste überrascht!

„Weil ich es kenne! Rom kostet mich drei Söhne und ein Ohr!"

Gauchos schaute mit Neugier auf den Alten. Er hatte noch nie bemerkt, daß ihm ein Ohr fehlte! Er bemerkte es auch jetzt nicht. Struppig und zottig fielen die grauen Haare unter der Blechhaube Theodahat's hervor und bedeckten — absichtlich oder nicht — vollständig den Ort, wo das Ohr hätte sein müssen. Dagegen bemerkte er, daß der Alte weinte!

„Drei Söhne, sagst du?" fragte er mitleidig.

„Und ein Ohr! Sei's um die Söhne" — setzte Theodahat mit einem wilden Fluch hinzu — „nicht als ob sie mir weniger theuer gewesen wären als anderen ihre Kinder, ihr Verlust machte mich vor der Zeit grau und verbittert! Aber sie starben als Männer! Einer fiel in Gallien bei einem Bagauda-Aufstand, mit einem zweiten bezahlte ich unsern Sieg über die Römer bei Aquileja — ein dritter wurde bei Ravenna gefangen und sollte als Sclave nach Rom gebracht werden. Aber er war ein ganzer Mann und tödtete sich selbst! Wohl ihnen! Aber das Ohr! Oh — —"

Der Alte schluchzte und fluchte in schauerlicher Weise, sodaß Gauchos mehr Mitleid als Neugier empfand.

„Was ist's mit dem Ohr?" fragte er.

„Hätte ich Rom nie gesehen — oh, mit Ruhe und Frieden könnte ich mich in's Grab legen und würde es thun, aber beim ewigen Gott, mit dieser Schande steige ich nicht in's Grab!"

Seine Stimme schallte laut und weit, sodaß sie ein Echo erweckte, das von einer Felswand zurücktönte. Dabei

hob er die Faust drohend empor, als wollte er Rom mit einem Schlag vernichten!

„Und doch wirst du dich in Geduld fassen müssen, Theodahat. Du weißt, Rom betritt kein Feind, wenn nicht als Sclave! Was also willst du? Die Hannibals und Brennus stehen nicht mehr auf, die sind zu Märchen und zu Kinderspott geworden! Seit sechs Jahrhunderten hat Rom kein feindlich Heer gesehen!“

„So werde ich mit der Schande sterben und meine Thorheit büßen!“ sagte Theodahat dumpf und trostlos.

„Erzähle doch — —“

„Nein! — Laß vom Symmachus dir in Rom erzählen — ich bring's nicht aus der Brust! Fühl' ich doch, wie es nagt und kocht, soll ich's auch noch erzählen?“

Stumm ritten sie eine Weile nebeneinander hin. Der Alte, ringend mit seinem Ingrimm, seiner innern ohnmächt'gen Wuth, der Phylarch etwas herabgestimmt im Rom-Enthusiasmus und nachdenklich; denn, daß der Grimm des Alten „tief saß“, war ihm klar geworden. Er hatte ihn noch nie so gesehen!

„Gauchos“ — sagte nach einer Weile wieder der Alte etwas ruhiger — „du bist jung! Ich war auch einmal jung und unerfahren, vielleicht mehr als du, und mir wäre viel Schande erspart geblieben, wenn mir ein Mentor zur Seite gewesen wäre, der mich hätte warnen, bekehren können. Aber mich hat das Schicksal nie geliebt! Bei dir ist's anders, drum höre mir zu!“

Der Alte sprach etwas leise, sodaß Gauchos seinen Gaul ganz nahe an den Theodahat's herantrieb und ihm

gespannt in das Gesicht sah. Er sah wieder den unbeschreiblichen Ausdruck auf den sonst so wilden, groben, rohen Zügen des Alten, die natürlich durch rauhe Lebensweise, Narben, Stürme und sonstige Strapatzen des Lagerlebens auch nicht freundlicher geworden waren. Aber jetzt hatte das Gesicht doch einen wunderbar naiven, kindlichen, einfachen und weichen Ausdruck, wie wenn ein Strahl von Innen herausleuchtete, ein Wiederschein tief in der Brust vergrabenen Glückes, das allen Stürmen des Lebens getrotzt, allen Anfechtungen widerstanden hatte. Gauchos war von diesem Ausdruck nicht etwa überrascht. Man sah ihn auf den wetterharten, scharfen, oft sogar verthierten Gesichtern der Gothen oft, es war sozusagen ein National-Signum, das Zeichen eines Volkes, das wohl wild und barbarisch, noch nicht den Segen der Gesittung kannte, aber im Herzen doch schon den Keim trug, der einst so herrliche Früchte bringen und im ruhelosen Hin und Her halb Europa befruchten sollte! Das Unverdorbene, Ursprüngliche, Natürliche war dem Gothenvolke im hohen Maße eigen, aber nicht bewußt! Es wurde nur zu oft noch von seiner zügellosen Kampfslust und Wildheit, von seiner Wanderlust, seiner maßlosen Lebensenergie bei Seite geschoben, verdrängt und verkümmert!

„Als ich noch ein Knabe war,“ fing Theodahat mit heller Stimme und hellen Augen an zu erzählen — als sei es erquickend, erfrischend auch für ihn, jener glücklichen Zeiten nach so vielen Stürmen und Unglück wieder gedenken zu können — „und eben anfing, meiner Mutter zu entwachsen, riß ich natürlich öfter aus, den Strom

entlang, dem Meere zu, das ich jedoch niemals erreichte, weil meine Wandersucht gewöhnlich in der ersten Müdigkeit erstarb. Im Waldesrauschen an den Weichselufern schlief ich dann ein und meine Mutter, die die Schliche kannte, holte mich zur Nachtzeit wieder heim. Nach solchen Excursionen war der Vater streng, die Mutter aber erzählte mir ein Märchen — — Ah — hätt' ich's nie vergessen!" —

„Prinz Gunthêre" — so ging das Märchen — „ward vom Wandertrieb geplagt und stahl sich heimlich fort! Niemand hatte ihn gehen sehen und nur ein kleiner unscheinbarer grauer Vogel flog tage- und wochenlang mit ihm. Wenn Prinz Gunthêre früh erwachte, so hörte er immer den kleinen Vogel, welcher mit seiner weichen und lieblichen Simme sang:

Nicht weiter, nur nicht weiter,
Du wilder junger Reiter,
Als deiner Heimatwälder Rauschen tönt!

Prinz Gunthêre lachte darüber und ritt weiter, der kleine Vogel aber blieb am Rande des letzten Waldes traurig sitzen, sang noch einmal sein Stückchen und flog dann zurück. Als nun Prinz Gunthêre ganz allein war, wurde es ihm doch zuerst ein wenig einsam zu Muthe. Er fragte sich: was werde ich allein und einsam im fremden Lande machen? Da kam ein anderer viel größerer und schönerer Vogel geflogen, der war so bunt und glänzend gefiedert, daß Prinz Gunthêre sehr erstaunt war! Aber seine Stimme war rauh und krächzend, als er den Prinzen höhnisch ansang:

„Hock' im Nest, das ist das Best'!"

Da schlug der Prinz aus Zorn mit seinem Schwert nach ihm und ritt nun aus Trotz erst recht hinab in das freundliche wonnige Land, das schön und glänzend voller Sonne und Freude vor ihm lag. Als er aber in die erste Herberge einkehrte, wurde ihm der Zaum von seinem Pferde gestohlen, sodaß er es nicht mehr regieren konnte und reiten mußte, wie es dem Pferde einfiel. Da ging es nun über Stock und Stein, über Berg und Thal, durch die schönsten Fluren und Triften — es war eine wahre Herrlichkeit! Anfangs gefiel das dem Prinzen Gunthêre sehr wohl. Er sah viele schöne Gegenden, brauchte sich nicht mehr um Weg und Steg zu kümmern und konnte sich ganz dem Genusse hingeben. Als er aber müde wurde und absteigen wollte, zeigte es sich, daß das Pferd immer toller zu rasen und zu rennen anfing und obgleich todtmüde, mußte Prinz Gunthêre doch auf dem Pferde sitzen bleiben, weil er keinen Zaum hatte, es zu zügeln. Nun kam die Nacht und es wurde eine wilde Jagd. Aus den Nüstern des Pferdes schoß rothes Feuer, das leuchtete auf wilde Abgründe und Natternknäule, an denen das tolle Pferd hart vorbeiritt. Prinz Gunthêre schloß vor Schreck die Augen und wollte nur noch einmal, wenn es auch nur im Traume sei — das Rauschen seiner Heimatwälder hören! Aber er hörte nur das Zischen der Nattern, die sein Pferd zertrat, und das wüste Keuchen und Hasten des Thieres, in das ein wahrer Teufel gefahren war.

Und als der Morgen graute, da lag Prinz Gunthêre mit bleichen Zügen und zerschmetterten Gliedern in einem

Abgrunde, in den er mit sammt seinem verhexten Pferde gestürzt war! —“

Der Reiterzug war bereits mitten in den Bergen und die Straße fiel bald ab, bald stieg sie an, bald auch ging sie in größeren oder kleineren Bogen um einen Berg herum oder über einen Kamm hinweg. Deshalb waren immer nur kleine Strecken derselben zu übersehen und gerade als Theodahat in seiner Erzählung so weit gekommen war, beschrieb die Straße einen kurzen Bogen, sodaß man also nicht vorwärts die Straße entlang sehen konnte. Er machte eine kleine Pause, legte die linke Hand, an dessen Arm sein Schild befestigt war, leicht auf die Schulter des jungen Gauchos und sah ihm väterlich und mild in's Gesicht, dann wollte er fortfahren:

„Gauchos — — — — —“

Aber plötzlich gurgelte er unverständlich, fuhr mit einem lauten Seufzer auf seinem Pferde in die Höhe und sank dann — von einem Pfeile durch die Lunge getroffen, langsam in die Arme des erschrockenen Phylarchen. Ein lautes Wuthgeheul der Soldaten erhob sich sofort, Alles setzte sich in Kampfbereitschaft und stürmte um die Ecke, die die Straße hier bildete, herum, wo man sofort mit einem Räuberhaufen, von dem sie angefallen worden waren, handgemein wurden.

Der Phylarch Gauchos blieb bei dem Sterbenden zurück. Er ließ den Schwerächzenden zur Erde niedergleiten, riß den Panzer auf, der gerade unterhalb der Schulterplatten, wo er gewöhnlich durch den Schild gedeckt ist, durchbohrt war und untersuchte die Wunde.

„Laß nur, Gauchos," hauchte Theodahat, „ich fühle — das ist der Tod! — — Ich sehe Rom nicht mehr — Gauchos — wenn du kannst — räche — — — mein Ohr!"

Theodahat hatte recht gefühlt! Sein Haupt sank zurück und einige Minuten darauf war er sanft verschieden.

In Folge der lüderlichen Verwaltung hatte sich in dieser Zeit das in Italien stets im Flor stehende Räuberhandwerk zu ganz besonderer Blüthe emporgeschwungen, sodaß es nicht selten vorkam, daß selbst größere Abtheilungen Militär, Transporte, kaiserliche Posten und dergl. überfallen und ausgeraubt wurden. Die Provinzpräfecten waren zu schwach, um diesem Unwesen zu steuern, machten wohl auch gelegentlich mit den Räubern Compagnie. Von Rom aus geschah nichts! Die Folge war, daß die kaiserlichen Straßen, einst der Stolz und Glanz Alt-Roms, immer mehr und mehr eine Domäne zahlreicher Räuberbanden wurden! Namentlich in den Alpenpässen und in den nach den Häfen führenden Straßen trieben diese Ritter der Landstraße ziemlich ungestört ein einträgliches Handwerk und so war es gar nicht zu verwundern, daß auch unser Trupp der üblichen Brandschatzung unterzogen werden sollte! Indessen stellte sich schon nach einem kurzen Scharmützel heraus, daß die Wegelagerer diesmal an die Unrechten, oder vielmehr an die Richtigen gekommen waren. Die kurzen Pilae der Gothen, die mit ungemeiner Kraft und Geschicklichkeit geworfen wurden, hausten derb unter dem Gesindel, das bald mit Hinterlassung von einigen zwanzig Todten und Verwundeten nebst sechs Gefangenen

den Weg zwischen die Beine nahm und in die Felsen floh, wohin die Gothen nicht folgen konnten. Außer einigen leichten Verwundungen und den Tod des alten Theodahat's hatten sie nichts zu beklagen, als daß es noch so vielen Räubern geglückt war, zu entkommen!

Nachdenklich stand Gauchos an der Leiche des so plötzlich Verstorbenen Theodahat! Hielt er ihm eine stumme Leichenrede? Dachte er nach über die Nichtigkeit des Lebens, fühlte er die Vergänglichkeit, die Abhängigkeit, die Kleinlichkeit der menschlichen Existenz? Wenn der Pfeil, der Theodahat durchbohrte, nur einen Fuß weiter links flog, so lag Gauchos an Theodahat's Stelle! War das die waltende Hand eines allweisen Schicksals, oder war es ein neckischer, nichtiger Zufall? Und wenn er gefallen wäre, und die Botschaft Alarich's an Stilicho nicht ausgeführt worden wäre — — War es nicht ein frevles Spiel des Geschickes, der Weltgeschichte, mit so kleinen, winzigen Zufälligkeiten in die Entwicklung großer Ereignisse einzugreifen? Hing nicht vielleicht Roms, des ewigen Roms, Untergang an dieser Zufälligkeit? —

Was sich jung Gauchos alles einbildete! Neben der derben, rüden Lebenslust, die ohne Zweifel in ihm lag, hatte er doch auch einen Hang zu grüblerischer Philosophie über allerhand Nichtigkeiten, die mit seiner werthen Person in Berührung standen und denen er dann einen großen, bedeutungsvollen Anstrich und weltgeschichtlichen Hintergrund zu geben liebte. Er war nicht mehr weit von der Erkenntniß, daß die Weltgeschichte ohne seine Person überhaupt nicht mehr weiter gekonnt hätte!

Er ließ an Ort und Stelle ein Grab für Theodahat graben, in das der alte Mann mit allen Waffen, kriegerischen Ehrenzeichen, Münzen und kleinen Geschenken, die ihm seine Kameraden machten, gesenkt wurde. Ein schlichtes Holzkreuz wurde darauf gepflanzt, dann ging der Zug im scharfen Trabe weiter.

Die Gefangenen wurden in der Weise transportirt, daß sie mit auf den Rücken festgebundenen Händen am Hals gefesselt und an die Schweife der Pferde angeheftet wurden. Sie mußten somit scharf laufen, um nicht geschleift zu werden. Einige Soldaten ritten hinterher, um sie im Auge zu behalten. Am Pferde des Phylarchen Gauchos war ein Kerl angebunden worden, der eine Art Hauptmann der ganzen Bande vorzustellen schien. Ein robuster vierschrötiger Mann von kaum 26 bis 28 Jahren, mit üppigen schwarzen Haaren, verschlagenem und schlauem Gesichtsausdruck. Aus den dicken Haaren quollen einige Tropfen Blut und färbten das Gesicht grausig und ekelhaft. Er schien im Kampf eine Kopfwunde erhalten zu haben, die aber nicht verbunden worden war. Hin und wieder sah sich Gauchos nach dem sonderlichen Reisegefährten um, ob er auch nachkommen konnte. Aber der Bursche hatte eine derbe Lunge und gute Beine und so ließ Gauchos sein Pferd ruhig im Trabe weiterlaufen. Nach einer Weile keuchte der Bursche heimlich und verstohlen hinter ihm: „Herr!" Der Phylarch that als wenn er es nicht hörte. Soweit ging seine Gutmüthigkeit nicht, daß er sich mit einem Straßenräuber in Unterhandlung eingelassen hätte!

„Herr!“ keuchte es wieder hinter ihm. Der Phylarch hörte nicht darauf. Nach einer Weile machte der Räuber ein paar derbe Sätze, sodaß er jetzt nicht mehr hinter dem Pferde, sondern neben ihm herlief.

„Herr,“ raunte er wieder dem Phylarchen zu, „ich biete dir 20,000 Sesterzen, wenn du mich laufen läßt!“

Gauchos drehte seinen Wurfspies um — das dicke Ende des Holzes nach vorn — und holte aus. Als er aber das Blutgerinsel auf dem Gesicht des Burschen sah, steckte er den Spieß langsam wieder in sein Lederhalfter. Der Mann warf einen prüfenden Blick auf den Phylarchen und schien zu der Ansicht zu kommen, daß er zu wenig geboten habe. Gleichwohl war er entweder zu verschlagen oder zu geizig, um mehr bieten zu wollen. Er verlegte sich also auf's verhandeln.

„Herr, ich bin ein armer Teufel und mein Vermögen ist gering! Was hast du davon, wenn du mich dem Präfecten einlieferst? Nimm was ich sage und laß mich ledig!“

„Lauf da hinten!“ fuhr ihn Gauchos an und wies hinter sein Pferd.

Der Andere keuchte immer fort neben ihm her, er sah zum Erbarmen aus und ließ sich seine Armesündermiene sichtlich angelegen sein.

„Gut,“ fuhr er winselnd fort, „ich biete dir 30,000, mehr aber keinen einzigen Sesterz! Ich habe nicht mehr.“

Diesmal nahm aber Gauchos wirklich seine Pila her und zog ihm einen derben Schlag über den breiten Rücken.

Der Räuber that furchtbar gefährlich, jammerte und heulte zum Herzbrechen, so daß Gauchos glaubte, ihm mindestens einige Rippen zusammengeschlagen zu haben. „Nun gut," heulte der Räuber weiter, „es sei, ich will dir die 50,000 Sesterzen bieten! Es soll mir gleich sein, ob ich sie dir oder dem Präfecten gebe, denn frei komme ich dafür doch, weißt du das?"

Das war aber dem Phylarchen denn doch zu bunt. Er drehte sich auf seinem Pferde etwas nach dem Burschen um und sagte:

„Du scheinst öfter solche Geschäfte zu machen!"

„Es ist das dritte Mal, daß ich solches Pech habe."

„Und bist immer noch nicht gehangen?"

„Das erste Mal war's noch billig. Das war in Brundusium. Da stahl mir ein Centurione 12,000 Sesterzen, die ich ihm hingelegt hatte und ließ dabei den Riegel offen. Das zweite Mal war's schon theurer. Da mußte ich dem Präfecten in Aquileja 40,000 Sesterzen zahlen und mußte auch noch außer Land. Aber ich kam natürlich wieder. Und jetzt willst du nun gar 50,000 Sesterzen haben."

„So, du kennst also den Präfecten von Aquileja schon?"

„Wie sollt' ich nicht? Ist er doch jetzt mein Präfect! Mammius heißt er, Silvius Mammius."

„Nun, es ist gut, daß ich das weiß! Ich werde dich nun mit nach Rom nehmen, mein Brüderchen, damit ich sicher bin, daß du auch wirklich gehängt wirst!"

Der Räuber war wie aus den Wolken gefallen!

Das war ihm noch nicht vorgekommen, daß ihn ein Centurione für 50,000 Sesterzen nicht sofort freigelassen hatte. Und außerdem nun die Aussicht auf den Galgen oder das Kreuz, oder die Thierhetze! Die Furcht, das Leben zu verlieren, schien ihn plötzlich ganz kopflos zu machen und in einem Anflug von Verzweiflung heulte er:

„Aber 100,000 Sesterzen wirst du doch nicht zurückweisen!"

„Bist du denn so reich?" sagte der Phylarch erstaunt.

„Es ist Alles, was ich mir erspart habe, aber ich gebe es dir für mein Leben! Ich bin noch so jung, ich will noch nicht sterben, ich will noch nicht sterben! Bei allen Göttern an die du glaubst und die dich und die Deinen beschützen mögen bis in's zweihundertste Jahr, nimm das Geld und laß mich ledig!"

Sonderbar! In diesem Augenblick war es dem Phylarchen, als ob der alte Theodahat wieder neben ihm ritt. Er hörte ganz genau dessen Stimme, wie er erzählte: „Als er aber in die erste Herberge kam, wurde ihm der Zaum von seinem Pferde gestohlen, sodaß er es nicht mehr regieren konnte und reiten mußte er wie es dem Pferde einfiel." — Unwillkürlich faßte Gauchos seinen Zügel fester — als ob sich's um diesen gehandelt hätte — und sagte dann zornig zu dem verschlagenen Burschen:

„Wenn du jetzt noch ein Wort sagst, so lasse ich dir eine Tracht Prügel verabreichen und außerdem das Maul zubinden! Verstanden?"

Gauchos trieb sein Pferd an und der Räuber pustete, seufzte, stöhnte, daß es ein wahrer Jammer war, trotzdem

hielt er sich aber immer neben dem Pferd, um gelegentlich doch wieder und trotz des scharfen Verbots unterhandeln zu können. Nach einer Pause, während welcher er wie ein wildes Thier, blitzäugig, behend und vorsichtig Umschau gehalten hatte, fing er wieder an zu reden.

„Laß mich doch reden, Herr; wenn du mich doch durchaus tödten lassen willst, was kann dir mein Reden schaden? Wenn du mich mit nach Rom schleppen willst, so kann ich dir dort Vieles nützen! Ich kenne Rom sehr gut und kenne auch den reichen Präfecten von Rom!"

„Was Bursche? Du kennst den reichen Präfecten Symmachus?"

„Ja, Herr, sehr gut kenne ich ihn! Ist er doch mein Vater!"

„Bist du toll geworden, Mensch? Der Präfect von Rom, Symmachus, der reichste Mann in Italien, dein Vater?"

„Beim Jupiter capitolinus, der mir mit seinem Blitze das Haupt spalten mag, wenn ich dich belüge, Symmachus ist mein Vater!"

Jetzt war der Phylarch starr vor Staunen. Dieser elende Straßenräuber, der hundertmal den Tod verdient hatte und zu dem verworfensten Gesindel der Welt gehörte, sollte ein Sohn des römischen Präfecten und vielfachen Millionärs Symmachus sein?

„Nun," sagte Gauchos nach einer Pause, „wenn du nicht von Sinnen bist, warum wurdest du dann ein Räuber?"

Mit einem Anflug von unverschämtem Trotz sagte der Bursche:

„Ich bin nicht von Sinnen! Warum wurde mein Vater denn Präfect? Es ist dasselbe, es sieht nur anders aus!“

Gauchos hielt sich für klug, trotzdem ihm der alte wohlmeinende Theodahat vor noch nicht drei Stunden gesagt hatte, er kenne die Welt nicht und sei deshalb lustig. Gauchos war auch klug — in seiner Weise — vor dem Burschen kam er sich aber vor wie ein rechter großer unbeholfener Narr. Er wußte nicht wohin mit dem Menschen. War es ein Gauner, ein durchtriebener Lump und Betrüger, oder war es wirklich nur ein armes verkommenes unglückliches Menschenkind, das eine häßliche Verkettung des Schicksals mit seiner Schande bezahlte?

„Warum bist du von deinem Vater von Rom fort, wo du doch gewiß nicht nöthig hattest, dein Leben für elende Summen Geldes zu riskiren?“

„Mein Vater hat mich vertrieben!“

„Warum?“

„Ich bin kein ehelicher Sohn von ihm, sondern der Sohn einer griechischen Sclavin, Namens Tycheia. Nach dieser wurde ich auch in meiner Jugend Tycheios genannt. Als ich erwachsen war, verlangte ich von meinem Vater, was ich zum Leben brauchte — es war wohl ein bischen viel, aber was schadete das meinem Vater? Er war ja Präfect! Er brauchte ja nur etwas mehr oder weniger — hier machte der Bursche eine schändliche Geste des Mausens — das kam auf's Gleiche heraus!“

Der angebliche Symmachus-Tycheios mußte eine Pause machen, weil er sich des strengen Laufens halber verpusten mußte. Dann fuhr er fort:

„Da ich aber keinen rechtlichen Anspruch an meinen Vater hatte, so ließ ich mich hinreißen, meinem natürlichen Anspruch durch einen sogenannten Diebstahl Geltung zu verschaffen. Dabei wurde ich gefaßt und mußte den Göttern danken, als ich das Weite suchen konnte!“

„Und so bist du ein Hallunke geworden!“

„Sprich nicht so, Herr! Wer weiß, ob du es in meiner Lage nicht auch geworden wärest!“

Der Phylarch griff wieder nach seiner Pila! Der Bursche war doch unverschämt und frech in einer unleidlichen Weise.

„Es scheint mir aber,“ sagte er zornig, „daß du in jeder Lage ein Hallunke geworden wärest!“

„Auch möglich! Da ich aber nun einmal so bin, so solltest du mich nehmen, wie ich bin! Du wirst in Rom Leute meines Schlages brauchen können — und wenn es nur des Schutzes halber wäre! Es giebt viele Leute dort, die sicher stoßen, oder gut mischen können! Ich weiß nicht was Du in Rom zu thun hast, aber ich sehe, daß du Rom wenig kennst, und nichts erreichen wirst, ohne Jemanden, der dir treu zur Seite steht und römischen Kniffen gewachsen ist. Willst du, Soldat? Leben für Leben! du schenkst mir meines, und ich weih' es dir! du sollst es jeden Tag zurückfordern dürfen! Willst du, Soldat?“

— — Hätte Gauchos nicht selbst gesehen, daß der

alte Theodahat so todt war wie ein Thürnagel, er würde es nie und nimmer geglaubt haben. Wieder war es ihm als wenn er hart neben ihm ritte und mit seiner alten sonoren Stimme sein Kindermärchen erzählte vom Gunthêre, der sein Pferd nicht mehr regieren konnte. Was sollte das überhaupt bedeuten, daß ihm das einfältige Märchen nicht mehr aus dem Sinn wollte? Er war kein Freund von Märchen. In den meisten Fällen sind die Zuhörer solcher Geschichten zu jung oder zu alt. Wozu also solche Geschichten.

„Schweig', Bursche! Mit Räubern unterhandelt kein ehrlicher Soldat!“ rief er zornig und ärgerlich.

„Dann solltest du auch nicht nach Rom reiten!“ sagte Tycheios frech und cynisch.

Daß man diesen Mann noch ungehangen herumlaufen ließ, das war dem Gauchos ein unlösbares Räthsel.

„Ueberleg' dir's, Soldat,“ fuhr Tycheios nach einer Pause wieder fort, „wir haben noch lange Zeit bis Rom!“

„Nun, das kann kommen wie es will, gehangen wirst du doch in Rom!“ sagte der Phylarch mehr zu seiner Beruhigung, als zu dem Räuber.

Mit listigem und verschlagenem, fast überlegenem Lachen sagte Tycheios halblaut:

„Glaub' doch so etwas nicht, Soldat!“

In später Nacht erreichte man Aquileja, wo indessen nur kurze Rast gehalten wurde. Die gefangenen Räuber wurden der Präfectur übergeben, wobei sich Gauchos noch unterrichtete, daß sie auch in die rechten Hände kamen! Nur den Tycheios behielt er zurück und verließ am

anderen Morgen frühzeitig mit diesem und seiner gesammten Begleitung die Stadt, um die Weiterreise durch Etrurien nach Rom anzutreten.

Satyrzüge! Satyrzüge!

Zu keiner Zeit, weder vorher noch nachher hatte sie die alte ehrwürdige Roma, die den Barbaren noch immer als die heilige galt, ausgeprägter, häßlicher, widerlicher!

Es war ja Thatsache, der alte Symmachus war todt! Das stand fest und kein Mensch konnte dagegen etwas behaupten. Ob er nun an einem gastrischen Fieber gestorben war, oder an einem „Heiltrank", oder an einem Leichdorn, oder an einer zersprungenen Ader, das änderte daran nichts, ob nun der oder jener ihn vorgestern oder vor vier Wochen noch gesehen, oder mit ihm gesprochen — und „nichts gemerkt" hatte, oder ob er auch schon „so blaß ausgesehen" — das war Alles ganz gleichgültig — der Mann war todt! Er war sogar auch schon bestattet worden, Jedermann hatte das gesehen. Es war sozusagen eine „schöne Leiche" gewesen. Die Erben hatten sich nicht lumpen lassen, wie das wohl häufig vorkam! Der Tempel der Libitina — der sich wie der Acheron „von Thränen nährt" — hatte gute Geschäfte gemacht. Die Leiche war ausgestellt worden auf einer Elfenbeinbahre, mit Purpurdecken verhüllt — Jedermann konnte sich während dieser sieben Tage so oft er wollte überzeugen, daß Alles in bester Ordnung war, damit die Erben hinterher nicht etwa „Questionen" bekämen! Dann wurde die Leiche unter Begleitung eines immensen Conducts hinausgetragen nach

der Via Appia, wo die reichen Leute ihre Urnenhäuser hatten. Auch dabei war Alles in Ordnung gewesen. Es fehlte nichts! Die Fackelträger waren da und die Flötenspieler waren da, die Klageweiber hatten ihre langweiligen Nänien gesungen, und der Archimimus hatte die sogenannten Leidtragenden mit seinen possenhaften Sprüngen und parodistischen Nachäffungen des Verstorbenen zu erheitern gesucht. Dann hatte der Obereunuch des Kaisers, Olympius, einer der Haupterben — alle Welt kannte den Olympius als einen höchst verschmitzten Patron, der bei solchen Gelegenheiten immer einen Löwenantheil ergatterte — die Leichenrede gehalten, wodurch alle Welt erfuhr, ein wie edler, wunderbarer Herr der Symmachus gewesen war, und wie sie Alle durch sein plötzliches Verscheiden bis in den Tod betrübt worden wären!

Es war rührend!

Dann hatte Olympius weinend wie ein Kind und betrübt bis zum Sterben dem todten Symmachus die Augen geöffnet und mit abgewandtem Gesicht den Holzstoß mit einer Fackel angezündet. Während nun die Leiche verbrannte und man dem Herkommen gemäß die Leidtragenden mit Wein, Milch und Blut, bewirthete (die Priester der Libitina vergaßen bei solchen Gelegenheiten nichts, trotzdem sie gewöhnt waren, von dem mitgebrachten Blut nur äußerst wenig zu brauchen), machten sich die angeworbenen Schauspieler und Gladiatoren darüber, durch passende und unpassende Spiele die andächtige Versammlung zu zerstreuen. War auch das vorüber, so sammelte man — damit ja nichts passire — die Ueberreste der Leiche in

eine Urne, die man schön und liebevoll mit Rosen und Kräutern parfümirte und wenn dann die Priester die Anwesenden — durch Besprengen mit Wein — wieder gereinigt hatten, so war glücklich Alles erledigt und man konnte wieder gehen! Symmachus war also todt und begraben und seine Milliönen waren eine Beute der Schlauen und Mächtigen. Das waren auch die Leute, denen sie natürlicherweise gehörten, denn, abgesehen von dem Testamente des Symmachus, nach welchem strengstens verfahren werden mußte, und das wohlweißlich von den Betheiligten redigirt worden war, waren diese Leute auch in der Lage, ihren neuen Besitz zu vertheidigen, und das war eine Hauptsache bei dieser Angelegenheit. Symmachus hatte gut testiren! Wenn er die hochgestellten Lumpen und Erbschleicher nicht bei der Sache interessirte, konnte er weder seine Erben noch seine Millionen schützen! —

Der Ober-Eunuch des Kaisers Honorius — eine aufgeschwemmte fette Gestalt von etwa 45 bis 50 Jahren, aber fein frisirt, parfümirt und pomadisirt mit kostbaren Schnallen an der weißen sorgfältig gefältelten Trauertoga und an den elegant und zierlich gearbeiteten Schnürstiefeln, mit vielen kostbaren Ringen an Fingern und Armen — bestieg also, nachdem Alles in dieser Weise seine Erledigung gefunden hatte, beruhigt, aber nicht ohne Mühe seine Sänfte, um sich von seinen Sclaven nach der Stadt zurücktragen zu lassen. Wie gesagt, die dicke etwas unbeholfene Gestalt des Olympius konnte nicht ohne einiges Aechzen ihren Platz in der Sänfte gewinnen und der neue römische Präfect Pompejanus wollte sich die Gelegenheit nicht ent-

gehen lassen, sich dem gefürchteten und schlauen Machthaber liebenswürdig zu zeigen, indem er hervorsprang, um ihm beim Einsteigen behülflich zu sein.

„Ich danke dir, Präfect, ich danke dir!“ schnarrte er mit einer Stimme, die offenbar Mühe hatte, durch den fetten Hals durchzukommen. Du könntest auch hier Platz nehmen. Ich hätte mit dir zu reden!

„Nichts kann mir ehrender und erwünschter sein, wohledler Olympius,“ sagte Pompejanus, und stieg gewandt und elastisch von der anderen Seite in die Sänfte. Sie hatten ganz gut darin Platz! Was nämlich Olympius zu dick war, das war der Präfect zu mager und so ging es ganz gut.

„Ich bin begierig zu erfahren, in welcher Hinsicht ich dir gefällig sein kann,“ sagte der Präfect mit verbindlicher, süßlicher Miene.

„Vorläufig in gar keiner Hinsicht, mein lieber Pompejanus. Ich gehe gern meine geraden Wege, wenn ich auch oft vorbaue, damit ich nicht krumme gehen muß! Und dazu brauche ich, den Göttern sei Dank — fremde Hilfe nicht! Um aber die guten Zwecke zu erreichen — ich habe nur solche — ist mir an deiner guten Meinung gelegen, und im Interesse der Sache, im Interesse des Staates — hörst du wohl, damit du nicht etwa meinst, ich spräche für meine eigenen Zwecke — also im Interesse der öffentlichen Sache möchte ich dir einige Gesichtspunkte angeben, aus denen du dein neues Amt verwalten solltest, wenn anders du überhaupt wünschest, dasselbe

zum Segen des Staates, im Interesse der öffentlichen Sache zu verwalten!“

Olympius machte hier eine schlaue Pause, um dem Präfecten Zeit zu geben, seine Dienstfertigkeit zu betheuern und seine Ergebenheit zu versichern. Die beiden Leute paßten offenbar zu einander. Je mehr der Eine das Wohl des Staates mit Emphase als Schild seiner Handlungen und Meinungen hervorhob, umso genauer wußte der Andere, daß es sich um eine kniffliche Geschichte handelte, bei der er mit der moralisch verkommenen Leuten eigenen Gewandtheit und Treffsicherheit den Kernpunkt sozusagen zwischen den Zeilen herauszuhören hatte. Der Präfect eignete sich dazu vorzüglich!

„Ich habe mit Erstaunen und sehr großem Bedauern vernommen, daß Stilicho nicht nur die besten gallischen und römischen Legionen in Etrurien zusammenzieht, sondern auch der Hauptstadt selbst die unentbehrlichen Barbarentruppen, so die Gothen unter Sarus und die Hunnen unter Ulpius seinem Heer in Etrurien vereinigt hat! Ich will natürlich gar nicht von einer Gefahr in Rom reden, denn ich bin ebenso von der glücklichen Friedfertigkeit der Römer, wie von dem Siege Stilicho's über Rhadagais, der schon über den Po gegangen sein soll, überzeugt. Aber mein lieber Präfect,“ fuhr der dicke Olympius mit wechselnder Betonung fort, „denke dir einmal die Sachlage, wenn Stilicho die Barbaren vernichtet hat, in Italien ihm kein Feind mehr begegnen kann und er an der Spitze einer siegreichen Armee uns — um Verzeihung, ich wollte sagen den Römern — gegenübersteht. Stilicho ist selbst Barbar, er ist kein

Römer, er ist ferner Christ und was das wichtigste ist, er steht mit dem Gothenkönig Alarich in Illyrien, der auch Christ ist, im geheimen Vertrag. Mein lieber Präfect, ich bitte diese Situation wohl zu überlegen. Nicht nur wir und unsere Macht und unser Einfluß, sondern unsere Religion, die schon soviel verfolgte und geschmähte, unser Staat — Rom! steht auf dem Spiele! Was würdest du in einer solchen Situation zu thun gedenken?"

„Oh — wir dürfen es soweit nicht kommen lassen. Bei allen Göttern, wir müssen vorbauen, wie du, wohledler Olympius, schon sagtest, damit wir nicht krumme Wege wandeln müssen!"

„Sehr richtig!" sagte Olympius und wurde noch süßlicher in der Stimme, noch vertraulicher in Ton und Geste. „Es fragt sich nur wie! Die Macht und der Einfluß der Barbaren wächst in Rom und im Reich mit jedem Jahr, die besten Stellen in Heer und Verwaltung gehören ihnen, die einträglichsten Güter und Provinzen gehören ihnen und für uns Römer, für die Herren vom Haus wird bald nichts mehr übrig bleiben als ein paar miserable Brocken, die man uns aus Gnade und Barmherzigkeit hinwirft. Wie gefällt dir das, wohledler Pompejanus?"

„Ja, aber was ist zu thun?" sagte Pompejanus und lauschte gespannt, wo hinaus eigentlich der Eunuch will.

„Die Barbaren müssen hinaus aus Rom und dem Reich, und mit Stilicho, dem mächtigsten und kräftigsten, fangen wir an!"

„Beim Jupiter, dazu ist jetzt die Zeit schlecht gewählt! Die Barbaren in Oberitalien, Gallien im halben

Aufruhr und die Gothen in Illyrien wie die Katzen auf der Lauer! Stilicho ist nothwendiger wie je!"

„Bah, was fürchtest du denn? Die Barbaren haben sich stets untereinander abgeschlachtet, warum sollten sie diese wohllöbliche Eigenschaft gerade jetzt verlieren? Roms heilige Stätten betritt kein Feind!"

„Wohl wahr! Aber wie willst du ankommen?"

„Ich gelte viel beim Kaiser, und wenn ich gut unterstützt werde, so vermag ich viel! Laß mich nur soviel Grund haben, um den Fuß daraufsetzen zu können und ich baue ein ganzes Gebäude auf! Du, als Präfect der Stadt, erfährst soviel von dem was geschieht und gemacht wird, und könntest etwa auch helfen, wenn es wo fehlt, wenn etwas, was man erfahren will, nicht geschehen will. Verstanden?"

„Vollkommen! Es fällt mir dabei schon mancherlei ein! So meldet uns heute der Präfect von Aquileja, daß eine Gesandtschaft des Königs Alarich an Stilicho unterwegs ist und entweder schon in Rom eingetroffen ist oder heute oder morgen eintreffen wird!"

Der Eunuch ließ einen langgezogenen pfeifenden Ton hören, dann sagte er:

„Vortrefflich! Es kann nicht schwer sein zu erfahren, was da vorgeht! Bekümmere dich darum wohl, mein sehr edler Pompejanus und sorge dafür, daß auch etwas vorgeht, was wir brauchen können! Eh — du bist doch nicht umsonst Präfect! Und richte die Sache so, schlinge die Fäden so, daß Stilicho am gefährlichsten, am drohendsten aussieht, wenn er am höchsten steigt, denn dann ist er

am leichtesten zu stürzen. Sondire auch im Senat! Er will nicht viel heißen, aber er zählt doch noch! Er gehört zur guten Figur! Und baue alles hübsch Beweis auf Beweis! Kurz, rühre dich, du weißt ja, was es gilt. Seit zwanzig Jahren häuft dieser Stilicho Reichthümer auf Reichthümer, was glaubst du wohl, wohin das schließlich wächst? Rühre dich, Präfect, rühre dich!"

„Zweifle nicht an meinem Eifer, meiner Geschicklichkeit werden die Götter Roms auf die Beine helfen!"

Nach vielen Freundschaftsversicherungen und unzähligen Segenswünschen trennten sich die beiden Biedermänner am Südabhange des Palatins. Olympius ließ sich von seinen Sclaven den Palatin hinauftragen, wo er wohnte, der Präfect ging nach dem Concordiatempel am Forum, wo er einer Senatssitzung beizuwohnen gedachte.

Tiefsinnig und gedankenschwer ging der Präfect Pompejanus nach dem Forum zu. Er war allerdings ein neuer Präfect, aber doch schon ein alter Gauner und Stellenjäger, der sich schon manchesmal zwischen Scylla und Charibdis hatte hindurchdrücken müssen, wenn zwei harte Steine in Rom zusammengerathen waren, wie gerade jetzt wieder Olympius und Stilicho; warum sollte er nicht auch hier mit fliegenden und siegenden Fahnen hindurchkommen? Bisher hatte er bei solchen Reibereien immer verdient! So war er Präfect geworden! Nun wackelten wieder zwei hohe Stellen! Wenn er klug war, konnte er wieder klettern, wobei es ganz gleichgültig war, auf wessen Kosten! Denn das war ja sein Vortheil vor den beiden Streitenden, die nur auf den Gegner angewiesen waren,

während er bei Gewandheit und Klugheit in jedem Falle profitirte!

Er war bisher und in erster Linie eine Kreatur des Olympius! Wenn auch daraus nun keine nachträglichen Verbindlichkeiten oder Dankespflichten hervorwuchsen — solche Sachen wurden in Rom immer baar bezahlt und Pompejanus hatte gerade genug bluten müssen — so hätte doch der neue Präfect ein rechter Stümper sein müssen, wenn er mit seinem alten Geschäftsfreund hätte brechen sollen! Weshalb denn? Etwa dem stolzen, hochfahrenden Stilicho zu Liebe?

Andererseits natürlich war Stilicho wieder eine Größe, mit der anzubinden überhaupt nicht räthlich war! Um wieviel mehr mußte er sich also in Acht nehmen, der auf so exponirtem Posten stand! Ein Stoß Stilicho's, und er lag im Sande!

„Nur sachte, sachte!" murmelte der strebsame und biegsame Beamte.

Plötzlich — er ging gerade gedankenschwer unter den Säulenhallen der Basilika Julia einher, und zwar an der Stelle, wo einige Stufen von dieser auf das Forum herabführten — staute sich vor ihm eine ungeheure Menschenmenge auf, und seine vorausschreitenden Lictoren konnten ihm trotz Ruthenbündeln und lauten Aufforderungen an das Volk keinen Platz zum Durchgehen verschaffen!

„Platz, Platz für den Präfecten Pompejanus!" schrieen sie mit voller Stimme in die Menge hinein, aber die souveräne Plebs von Rom, deren Neugierde allerdings durch einen sonderbaren und selbst für Rom höchst seltenen

Anblick außerordentlich in Anspruch genommen war, hörte nicht auf diese Rufe, und wo sie zufällig gehört wurden, machte man faule Witze darüber, statt ihnen nachzukommen.

„Der Präfect hat Zeit, der Präfect kann warten!" „Erst besehen wir die Sache, nachher der Präfect," und ähnliches tönte aus dem bettelhaften, stinkenden Volksknäuel heraus; kurz der Präfect Pompejanus hatte unter der Basilika Julia Zeit, über die schmutztriefenden Tagediebe vor ihm, über die souveräne römische Plebaglia seine Glossen zu machen — das heißt im Stillen, denn laut wären sie ihm wohl schlecht bekommen.

„Da haben wir" — mochte sich Pompejanus wohl sagen — „eine Sorte Menschen, die sich mit mehr Recht und im strengeren Sinne des Wortes ‚Staatsbürger' nennen können, als die sogenannten Staatsbürger irgend einer Zeit und irgend eines Staates. Der Staat giebt ihnen Getreide, Wein, Oel, oft auch baares Geld dafür, daß sie die Gewogenheit gehabt haben, in Rom oder in der Provinz geboren und römischer Bürger geworden zu sein. Wehe einer Verwaltung, die nicht jedes Jahr 60 bis 70 Millionen Sesterzen übrig hat für die Ernährung unserer liebenswürdigen Plebs. Es ist sogar unumgänglich, daß weitere zwei bis drei Millionen für Circusspiele, zu denen 385,000 unserer hochgeehrten Staatsbürger gratis gehen, vorhanden sind, damit sich die Herrschaften nicht langweilen und zänkisch werden. Daß Prätoren, Präfecten, Aedilen außerdem noch besondere Spiele aus ihrer Tasche veranstalten, versteht sich von selbst. Weshalb hätten sie denn sonst die Ehre, in Rom Beamte zu sein?

Wenn sich einer derselben einmal einfallen lassen sollte, diesen Verpflichtungen gegen das souveräne Volk von Rom nicht nachzukommen, so würde er — wie die Präcedenzfälle liegen — gesetzlich verurtheilt werden — er oder seine Erben — die dadurch gesparten Summen in die Staatscassen abzuführen! Aber es ist doch ein nobles, großes Volk, das Volk von Rom! Es fragt seine Beamten nicht, woher sie das Geld nehmen, es weiß blos, daß es dies und jenes haben muß, um vor schimpflicher Arbeit oder gar entehrender Beschäftigung und Sclavenexistenz bewahrt zu bleiben."

„Wir haben sie glücklich erreicht," sagte sich der Präfect Pompejanus weiter, „jene Demokratenideale, die für unerreichbar gelten, wir haben die schwierigste aller Staatsfragen gelöst, wir ernten die Früchte, die — eine Demokratie ohne Tugend und Patriotismus, eine Demokratie von zersetzendem Egoismus und beschränkter Kurzsichtigkeit einerseits und ein wahnsinniges Cäsarenthum anderseits gesät haben."

Es ist nicht ganz sicher, ob diese Lesart der Ueberlieferung richtig ist, indessen könnte sie es wohl sein, denn Pompejanus war bei aller moralischen Verkommenheit — woher hätte ihm die Moral kommen und was hätte er damit anfangen sollen? — doch ein einsichtiger, kluger Herr! Dem sei aber wie ihm wolle, jedenfalls war es für den Augenblick wichtiger, daß dem Präfecten der Weg nach dem Senatsgebäude gesperrt war, und zwar war die eigentliche Ursache des Auflaufs — Gauchos und seine Leute!

Wohl spitzte der Präfect vorsichtig die Ohren, als er endlich erfuhr, um wen und um was es sich handelte, und wie er die Gothen auf das Capitol hinauf reiten sah, stellte er unwillkürlich Vergleiche an zwischen dem unbeholfenen und fetten Olympius und diesen „Verbündeten des Stilicho". Er nahm sich vor, doppelt so vorsichtig zu sein, als er schon die Absicht hatte zu sein. Die Gothen nahmen sich auf ihren schweren colossalen Pferden und im Vergleich mit der römischen schmutzigen und verkommenen Plebaglia wie Halbgötter aus, mit denen Pompejanus auf keinen Fall zu thun haben wollte! Jung Gauchos verfehlte somit sein Auftreten in Rom nicht!

Als Gauchos den Palast des Stilicho betrat, der am Nordwest-Abhang des Capitols gelegen war, war die Dämmerung schon eingetreten. Die letzten Strahlen des Abendrothes leuchteten noch über die Hügelketten herüber, die Rom im Nordwesten und Norden umgeben und imposant, fast überirdisch, würdig, hob sich die jugendliche Gestalt des Gesandten von dem glänzenden Hintergrund ab, als er die vor dem Hause befindliche Säulenhalle durchschritt und das Atrium des Hauses betrat. Das Haus des mächtigen Feldherrn beider römischer Kaiser war im Ganzen im Style der vornehmen Römerbauten gehalten, nur vertraten im Atrium die Stelle der heidnischen Laren und Hausgötter, also gegenüber dem Eingang und zwischen Atrium und Perystil, Standbilder des Kaisers Konstantin und des Kaisers Honorius. Zwischen diesen befand sich ein Hausaltar, an dem das Kruzifix in Marmor prangte. Ueber dem gekreuzigten Erlöser stand das Zeichen J. N.

R. J. In der Mitte des Atriums, gerade unter dem Impluvium war ein marmornes Wasserbecken angebracht, aus dem eine Fontaine sprudelte und Kühlung verbreitete. Am Kopfe dieses Beckens aber, gleichsam als Beherrscher des Ganzen stand eine Colossal-Statue des Kaisers Theodosius, des großen Vorbildes des Stilicho'schen Trachtens und Strebens. Rechts und links an den Wänden befanden sich je sechs elegante Säulen von dunkelrothem Marmor aus Aegypten, die mit überaus fein empfundenen corinthischen Capitälen aus weißem Marmor gekrönt waren. In den dazwischen entstehenden Nischen waren Wandgemälde angebracht, die Siege und Schlachten Stilicho's verherrlichten, oder auch Landschaften von Germanien, Gallien und Griechenland darstellten. Neben dem Standbilde des Theodosius, am Fuße desselben befand sich ein Lager aus Fellen, die über kunstgerecht geordnete Polster geworfen waren. Eine eigenthümliche Einrichtung und deshalb wohl eine Erfindung des Feldherrn selbst war am Impluvium angebracht. Von der Decke herab hing nämlich ein Vorhang, der durch eine Schnur auf- und zusammengezogen werden konnte und den Stilicho in der Weise handhabte, daß er unbekannte Besucher unauffällig in das volle Licht der Dachöffnung setzen konnte, während er selbst in einem Halbdunkel verborgen sitzen blieb. Stilicho kannte die Römer genügend, um eine solche Einrichtung zweckmäßig zu finden!

Als Gauchos eintrat, saß der Feldherr auf diesem Fellager! Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit energischen, harten Zügen, eher finster als offen, mit

tiefen Furchen in der Stirn. Aus seinen Augen aber leuchteten Thatkraft und Feuer, mitunter sogar eine Art herausfordernden übermüthigen Trotzes, ein Pochen auf seine Kraft und Macht! In solchen Augenblicken hatte der Mann überhaupt eine wilde, verschlagene Widerstandskraft, als ob er es mit einer Welt widerwärtiger Feinde aufnehmen könnte! Und daß er das wirklich konnte, hatte er bereits mehr als einmal gezeigt. Er hatte Griechenland vor den Barbaren gerettet und hatte vor sechs Jahren, als Alarich seinen unerwarteten heftigen Einfall in Ober-Italien machte, ein schlagfertiges Heer sozusagen auf den Straßen aufgelesen, mit dem er den in Asti bedrohten Kaiser zu retten und die Gothen zu schlagen vermochte. Er war ein Organisator, der auch aus den widerhaarigsten Elementen zu schaffen vermochte, er war der Mann, der den Barbaren Respect vor Rom einflößte und sie im Zaume hielt, der würdigste und klügste Schüler des großen Theodosius.

Stilicho hatte, wie kein Anderer seiner Zeitgenossen, die höchst seltene und für einen Staatsmann und Feldherrn so überaus schätzenswerthe Gabe, die lösenden und bindenden Elemente im Staate scharf unterscheiden zu können, zu sehen, wer und was die Entwicklung des Staatswesens fördert und kräftigt und was sie hemmt oder vernichtet. Er war vielleicht der Einzige unter allen seinen Zeitgenossen, der dem kranken Blut des morschen römischen Staatswesens, das er in allen Fugen zittern und brechen sah, frisches Blut zuführen konnte, der eine Verschmelzung der gebildeten Barbarenvölker mit dem

Römerthum aufrichtig suchte und anstrebte, der Einzige, der sie hätte durchführen können. Er wäre im Stande gewesen, noch am Abend des fallenden Römerreiches eine neue glänzende Cultur zu inauguriren.

Die ungeheure Tragik, mit der der Untergang des Römerreiches umwoben ist, riß aber auch ihn mit dahin! —

„Bist du Gauchos?“ fragte er mit tiefer markiger Stimme den Eintretenden.

„Ja, Herr!“ antwortete der Phylarch.

„Tritt näher — immer näher!“

Endlich stand Gauchos in der schon oben erwähnten Beleuchtung, und ein langer prüfender Blick des Feldherrn flog über ihn hin.

„In seinen Briefen kündigt mir dein König mündliche Mittheilungen von dir an! Mache sie! Kurz, ohne große Umschweife!“

„Ich bedarf der Einleitung!“

„Beginne!“

„Aus den Briefen und Berichten wirst du gesehen haben, in welcher Weise der Hof von Byzanz sein Ansehen, seine Würde und seine Macht vernichtet oder doch schmälert! Das Treiben der Kaiserin-Mutter Eudoxia und des jungen Kaisers Arkadius erschüttert das stolze Byzanz und erfüllt das Land mit Trauer und Thränen! Du wirst ferner gesehen haben, daß die Rüstungen der Gothen von Illyrien beendet sind, wie sie der früher abgeschlossene Vertrag zwischen dir und dem König Alarich vorgeschrieben hat. Aber mit Staunen und Unmuth muß mein König gewahr werden, wie du immer neue Gründe

und Vorwände für einen Aufschub der abgemachten Unternehmung gegen Byzanz hast und auch die gemachten Auslagen für Rüstungen nicht erstattest. Das geht wider den Vertrag und König Alarich dringt auf Erfüllung desselben!“

„Was nennt Alarich Erfüllung des Vertrags?“

„Krieg gegen Byzanz, Abtreten deiner Stellung für Ostrom an König Alarich und Zahlung von 4000 Pfund Gold für die Auslagen der Rüstung!“

„Weiter!“

Gauchos machte trotz der Aufforderung noch eine kleine Pause, sah sich vorsichtig um und trat noch einige Schritte näher an Stilicho heran.

„Sprich ohne Scheu!“

„Es ist meinem Herrn und König ein Gerücht zu Ohren gekommen,“ fuhr der Phylarch mit gedämpfter Stimme fort, „du wolltest deinen Sohn Eucherius auf den Thron von Byzanz setzen und — —“

„Wer hat das gesagt!“ fuhr Stilicho zornig auf.

Der Phylarch zuckte stumm die Achseln und fuhr fort: „Das Gerücht behauptet ferner, du wollest dich der Gothen und des Königs Alarich nur bedienen, um deine eigenen Zwecke durchzuführen; wenn du erst Herr wärest, würdest du die Gothen mit einigen Kornsäcken und dergleichen ablohnen!“

„Hat dein König Beweise für solche ungeheuerliche Behauptungen?“

„Beweise braucht er nicht, Herr, es genügt die

Wahrscheinlichkeit. Und diese könnte vorhanden sein! Haben wir Beweise, daß es nicht so sei?"

„Hat Stilicho schon einen Vertrag gebrochen?"

„Ja!" sagte der Pylarch ruhig und bestimmt.

„Gauchos!" Wild und drohend klang die gewaltige Stimme Stilicho's hier, aber unerschrocken, in seiner Pflicht getreu, stand Gauchos vor dem Feldherrn!

„Der Vertrag von Elis ward nicht ausgeführt!" sagte er kurz und bestimmt.

„War das meine Schuld? Senat und Kaiser wollten nichts davon wissen! Ich bin nicht Kaiser, wie Alarich König ist!"

„Und warum blieb trotzdem Evermud in Rom? Alarich sollte den Vertrag halten, sein Blut, sein Kind in deinen Händen lassen; du hieltst ihn nicht!"

„So? Er fürchtet für seinen Sohn? Er macht also Pläne gegen mich! Denn sonst brauchte er nichts für seinen Sohn zu fürchten!"

„Der König fürchtet nichts, aber er besteht auf der Auslieferung Evermud's! Ich bin beauftragt, ihn zurückzuführen!"

„Er besteht darauf? Ich kenne eine solche Sprache eines Barbarenfürsten nicht! Habt ihr Elis und Verona schon vergessen? Alarich bezahlte die Rettung der Gothen aus Elis mit seinem Sohne! Das ist abgemacht. Der Vertrag ist durch Pollentia und Verona auch erledigt! Was also will noch König Alarich? Hat er mit Rhadagais schon gehandelt? Glaubt er mich in der Noth zu pressen?"

„Stilicho kennt Alarich wohl besser!“ sagte der Phylarch ruhig.

„Schon recht! Ich wollte dir blos sagen, daß ich auch das nicht fürchte!“

„Was aber machst du mit dem jungen Evermud in Rom? Wozu hältst du ihn fest?“

„Laß das sein, Phylarch! Evermud bleibt in Rom!“

„Der König sieht darin dein Mißtrauen gegen ihn!“

„Wäre der König in Rom und ich in Illyrien, würde er genau so handeln wie ich — wenn er klug wäre! Ich weiß es wohl, Amalasunta und Alarich wollen den Sohn! Ich glaube es wohl, 's ist weiter nichts. Und doch muß ich ihn behalten! Also nichts mehr davon. Weiter!“

„Was bietest du für Sicherheit in Bezug auf die Unternehmung gegen Byzanz?“

„Was verlangt Alarich?“

„Auslieferung seines Sohnes Eucherius — als Sicherheit gegen das Gerücht und Rückerstattung der Kosten seiner Rüstungen!“

„Wieviel?“

„4000 Pfund Gold.“

„Was Recht ist, soll dem König werden. Ich werde die 4000 Pfund Gold beim Senat beantragen. Weiter kann ich nichts thun.“

„Und Eucherius?“

„Bleibt in Rom. Alarich braucht keine Geißel. Er soll mir glauben!“

„Du aber glaubst ihm nicht!“

„Doch, Phylarch! Ich glaube deinem König und vertraue ihm! Würde ich ihm sonst so freigebig ein Heer bezahlen, das ihm einst eine Waffe gegen mich sein könnte? Sag' das dem König, er soll auch mir glauben! Er soll Alles lassen wie es liegt. Es wird dem Evermud in Rom kein Haar gekrümmt. Niemand kennt ihn, er selbst kennt sich nicht als Alarich's Sohn! Hat er von mir zu fürchten? Ich stehe vor einem großen Barbarenkriege und gehe morgen zu meiner Armee. Will's Gott, so ist im nächsten Jahre Zeit, in Byzanz die Ordnung herzustellen! Bis dahin — sag's dem König — bleibt's zwischen uns beim Alten, wie ich's in Elis mit ihm selber ausgemacht!"

„Feldherr!" sagte Gauchos stockend.

„Was giebt's noch?"

„Laß mich nicht ziehen ohne Evermud!"

„Still davon!"

„Die Königin durchweint die Nächte, ihr Gram macht sie gehässig gegen dich! Dem König selbst nagt dieser Kummer schwerer als er uns sagt und als du glauben würdest, am Herzen, du weißt nicht, Stilicho, was ihnen dieser einzige Sohn ist!"

„Ich weiß es! Eben darum bleibt er hier!"

„Sie werden treuer, fester zu dir stehen, wenn du milde mit ihrem Elternherzen bist. Du hast doch auch Kinder!"

Stilicho wurde auf einmal wie umgewandelt. Die Furchen auf der Stirn wurden tiefer, die Augen düster und schwermüthig, seine ganze Haltung schlaffer, müder. Leise und schmerzverloren sagte er:

„Schweig! Ich hatte Töchter! Nun, du weißt's ja. Sie sind beide Kaiserinnen geworden! Ewiger Gott, womit haben die unschuldigen Kinder das verdient?"

Der Phylarch hielt erschrocken inne. Stilicho war aufgestanden und bedeckte sich schluchzend mit beiden Händen das Gesicht. Es war ja bekannt, daß Stilicho's Tochter Maria, der später Thermantia folgte, am Hofe des Honorius nicht die Stellungen einnahm, die einer christlichen Frau zukam, dem Schmerze des gewaltigen Stilicho nach zu urtheilen, mußte aber noch Vieles vorhanden sein, was nicht bekannt war. Er wagte nicht zu sprechen, sich nicht zu rühren, so packte auch ihn der Schmerz und die Trauer, von der Stilicho übermannt worden war. Eine lange Pause entstand. Endlich aber raffte sich der Feldherr mit einer plötzlichen und gewaltsamen Geste wieder auf und sagte mit harter rauher Stimme:

„Sag's dem König, daß Stilicho noch anders leidet als er! Er hat nur die Furcht, daß ein Unglück geschehen könnte, ich aber habe das Unglück selbst zu leiden und zu sehen. Wenn ich seinen Sohn bei Verona stückweise auf die Schilder meiner Soldaten geheftet hätte — sein Geschick wäre noch milde gewesen gegen das meine! Sag's ihm, Gauchos, und er wird mich nicht der Härte zeihen! Auch Amalasunta weiß, daß ich nicht hart bin! In Verona lag sie auf ihren Knieen vor mir, die stolze Frau, und ich habe ihr weit über hunderttausend Gothen geschenkt in dieser Nacht. Diesen einen aber schenke ich ihr nicht! —

Geh', Gauchos! Dein König weiß, daß ich die Gothen

liebe und ihm vertraue! Er weiß auch warum! Geh', sag's ihm, es bliebe Alles, wie's nach Elis war!" —

Jung Gauchos war ergriffen, sowohl durch die bedeutende Persönlichkeit Stilicho's selbst, als durch die geführte Verhandlung, und obwohl er eigentlich wenig erreicht hatte, so war er doch innerlich froh und zufrieden. Es war ihm gestattet gewesen, in die geheimen Falten der Beziehungen zwischen Stilicho und Alarich zu schauen und er hatte gesehen, daß die beiden Männer auf ehrlicher Basis standen und mit gutem Willen und Aufrichtigkeit Zielen nachstrebten, deren Größe und Wichtigkeit er ahnte, wenn er sie auch nicht ganz begriff. Nicht die praktischen Erfolge seiner Sendung waren es, die ihn in gehobene Stimmung versetzten, sondern es war die innere Sicherheit, die Ueberzeugung von Stilicho's Größe und Ehrlichkeit und von Alarich's Treue und Beharrlichkeit im Bündniß mit diesem Manne. Er konnte und mußte sich sagen, daß aus einem solchen Bündniß nur Gutes und Segensreiches ersprießen konnte.

— — — — — — — — — — —

Die Geschichte scheint in der Entwickelung der Völker einen sehr ungleichen Schritt zu gehen. Bald scheint Alles zu stagniren, jahrelang, jahrzehntelang, dann scheint sie wieder in einer glücklichen oder unglücklichen Stunde mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu stürmen, die Ereignisse scheinen sich zu überstürzen und kopflos, zusammenhanglos oder geradezu von brutalen Zufällen abhängig den ruhigen und natürlichen Gang der Entwickelung zu alteriren. Beides ist aber wie gesagt nur scheinbar, Beides

ist nicht wahr. Wer genau zusieht, der bemerkt, wie die Weltuhr im gleichmäßigsten Tick=Tack Stunde um Stunde zurücklegt und die sogenannten Ereignisse nur die Zeichen sind, daß wieder eine Stunde geschlagen hat, wieder eine Station erreicht ist. Und wenn der unruhige Menschengeist auch versucht, an den Zeigern der Weltuhr hin= und herzurücken, einer zurück, einer vorwärts, die „Station" wird doch erst erreicht, wenn sie zurückgelegt ist — nicht früher und nicht später. —

Eine solche Station schien aber die Stunde zu sein, in der Jung Gauchos vor Stilicho stand, denn in derselben Zeit sollte — allerdings zwischen ganz anderen Personen, noch ein Zeichen gegeben werden. In derselben Zeit fand noch eine Unterredung statt, die für den Gang der Ereignisse von Bedeutung werden sollte oder vielmehr schon war.

Tycheios war, zu seinem großen Bedauern, aber mit gothischer Strenge und Pünktlichkeit der Präfectur eingeliefert und sein Proceß schnell entschieden worden. Er sollte am nächsten Tage den Thieren als Futter vorgeworfen werden. Aber wie der Dieb unterm Galgen, so wand und krümmte sich der verschlagene Bursche, bis er es endlich soweit gebracht hatte, dem Präfecten Pompejanus selbst vorgestellt zu werden, dem er, wie er behauptete, bedeutsame Mittheilungen zu machen habe.

Pompejanus hatte ihn — nur mit Widerstreben — vor sich bringen lassen. Er erwartete sich von dem, durch die Strapazen der letzten Tage, durch seine Wunden und durch die Todesangst herabgekommenen Strolch nichts.

„Was willst du!“ herrschte er ihn an.

„Sehr ehrenwerther Pompejanus, ich habe dir eine wichtige Mittheilung zu machen, wenn du die Gnade haben willst, mich anzuhören!“

Der Präfect blätterte einige Pergamente hin und her und griff endlich eines heraus, um einen Augenblick lang darin zu lesen.

„Hier steht, daß du dich für einen Sohn des Präfecten Symmachus ausgiebst und daß bei dir 287,000 Sesterzen gefunden worden sind. Hast du etwa noch mehr Geld?“

„Man hat mir Alles genommen was ich hatte und sogar das, was ich nicht bei mir hatte, durch die Folter abgepreßt. Hier sieh meine Arme, die noch die Wunden tragen!“

Man hatte den Burschen in der That gefoltert, als er sich unkluger Weise bei seinen Bestechungsversuchen hatte merken lassen, daß er Vermögen besaß. Man hatte ihn gebrannt und um den tollen Schmerzen zu entgehen, hatte er Alles hergegeben was er bei sich hatte und auch verrathen, was und wo er mehr aufbewahrt hatte. Die Arme zeigten noch die frischen Wunden, wo die Eisen hingehalten worden waren.

„Was willst du also dann? Denn mit deinem Märchen der Abstammung von Symmachus — das begreifst du wohl — kommst du zu ungelegener Zeit. Symmachus ist todt und das Testament executirt. Von dir stand nichts darin. Es hätte auch gar keinen Sinn gehabt!“

„Ich komme nicht, um irgend welche Ansprüche zu

machen, ich komme um dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen!"

Der Präfect lachte. Ein Henkerscandidat, der die Folter passirt war und keinen Sesterz mehr in der Tasche hatte — wollte dem Vaterlande einen Dienst erweisen. Ein Straßenräuber, ein Lump und Betrüger, der weiter nichts zu thun hatte, als zu verschwinden, zu sterben!

„Mach's kurz!" sagte er.

„Sehr ehrenwerther Pompejanus," sagte jetzt bedächtig und geheimnißvoll Tycheios, „denk' von mir nicht schlechter, als gerade nöthig ist. Ich weiß eine Sache von Wichtigkeit von einer werthlosen wohl zu unterscheiden, und niemals wäre ich so kühn gewesen, mich auf dich zu berufen, wenn ich nicht doch im Innersten der Seele zu sehr Römer und Patriot gewesen wäre, als daß ich verschlossenen Mundes und trotzig gegen mein Vaterland in den Tod hätte gehen sollen!"

Man mußte das dem Tycheios lassen, er wußte zu sprechen! Die Augen groß, ruhig und bedeutend auf den Präfecten gerichtet, die Geste klar und entschieden, die ganze Haltung ernst — aber doch eindringlich — die Römer waren ja geborene Redner! Auch wurde der Präfect aufmerksam und sah ihn an.

„Ich wurde, wie du weißt, in den julischen Alpen von einem Trupp Gothen aufgefangen, die aus Aemona, der Residenz des Königs Alarich, kamen und in geheimer Sendung nach Rom an den Feldherrn Stilicho gingen. Auf den langen Reisetagen hörte ich die Reiter Manches sagen, was mir verdächtig schien und mich meine Auf-

merksamkeit verdoppeln ließ! Leider wurde ich gerade in dem Augenblicke, als ich nahe daran war, den Kernpunkt der Sache zu erfahren, in die Präfectur gebracht und processirt!"

„Was hast du gehört?"

„Es wurde von großen weitschichtigen Unternehmungen gesprochen — —"

„Gegen Rom?"

Wie ein Blitz schoß es über das Gesicht des Tycheios. Wie von einem Gedanken durchzuckt, heftete er das stechende Auge auf den Präfecten und sagte nach einer unmerklichen Pause:

„Gegen Rom!"

„Gegen den Kaiser?"

„Gegen den Kaiser Honorius und seine Räthe, gegen den Senat, gegen die Regierung, gegen die Beamten, kurz gegen Rom, gegen das Reich! Von einer gewaltsamen Umwälzung — —"

„In welcher Weise?"

„Das kann ich nur stückweise sagen! Denn wie ich schon andeutete, wurde ich gerade in dem Moment von der Truppe getrennt und processirt, als ich den Kernpunkt der Sache hätte erfahren können! Ich wußte, daß der Gesandte des Königs Alarich — ich habe ihn Gauchos nennen hören — heute Abend zu Stilicho ging, dessen Thürhüter ich von früher kannte! Wie leicht hätte ich etwas veranstalten können und noch während ich hier spreche, verrinnen kostbare Minuten, die vielleicht nie wiederkehren, in denen man etwas erhorchen oder erfragen

könnte! Denn daß die Unternehmung von den beutelüsternen Barbaren ausgeht, ist ja klar und braucht dir nicht erst bewiesen zu werden! Die Unterredung des Gesandten mit Stilicho hätte Klarheit bringen müssen! Aber" — setzte Tycheios etwas bissig hinzu — „die Folterknechte hatten natürlich sehr nothwendig mit mir zu schaffen und hatten es sehr eilig, so daß ich nicht früher zu dir dringen konnte!"

Der Präfect überlegte! Wenn er die ganze Gesandtschaft verhaftete — wer weiß, ob das so leicht gegangen wäre und wer weiß, was es genützt hätte! Und vor Allem war Stilicho noch in Rom! Seine ganze Präfectenherrlichkeit hätte Pompejanus dadurch auf das Spiel gesetzt! Wenn ihn Stilicho einsperren ließ — Was dann? Mit Gewalt war also nichts zu machen! Den Olympius in's Spiel ziehen und dem die Initiative aufhalsen? Das ließe sich hören, wenn nur die Zeit nicht gar so knapp gewesen wäre! Schließlich den Gauner da mit der Spionage beauftragen? Das sagte dem kühlen, vorsichtigen Präfecten am meisten zu. Es war am wenigsten Gefahr dabei! Wenn er eine Dummheit damit machte, was konnte denn Schlimmes geschehen? Ob die Thiere den Tycheios fraßen, oder einen anderen, das war den Thieren gleich! Und ob in Rom ein Gauner mehr oder weniger herumlief — darauf kam es erst recht nicht an!

„Und wenn ich dich jetzt freilasse, würdest du Alles erfahren können? Was würdest du thun, um dem Staate zu nützen?"

„Ich würde zunächst versuchen, zu erfahren, was und

wie gegen Rom geplant wird und würde dir das mittheilen zu weiterer Behandlung! Sollte es aber zu spät sein," setzte Tycheios leise und langsam hinzu, „sollte es mir nicht mehr gelingen, alles zu enthüllen, so würde ich die Gesandtschaft wenigstens vereiteln!"

„Wie würdest du das machen wollen?" fragte der Präfect begierig.

„Indem ich den Gesandten — — sterben lasse!" sagte Tycheios einfach.

Daran hatte der Präfect doch noch nicht gedacht! Er war doch noch nicht so findig, wie Tycheios. Wenn Gauchos, der jedenfalls der einzige vom ganzen Trupp war, der Wesentliches wußte, in Rom oder auf der Reise starb, das war in jedem Falle das Rechte! Aber der Präfect durfte die Hauptsache nicht vergessen. „Baut schön Beweis auf Beweis," hatte Olympius gesagt. Das Material gegen Stilicho war der Kernpunkt der Sache, nicht die Verschwörung selbst.

Die Unterredung des Präfecten mit dem Professionsgauner Tycheios nahm hier einen anderen Charakter an. Der Präfect stand von seinem curulischen Stuhl auf und stieg herab zu Tycheios, sie sprachen leise mit einander weiter. Hatte bisher Tycheios meistens gesprochen und instruirt, so sprach und instruirte jetzt Pompejanus, während Tycheios sich begnügte, verständnißinnig mit dem Kopfe zu nicken und nachdenklich vor sich hinzusehen. Nach einer geraumen Weile gab ihm der Präfect eine ansehnliche Summe Geldes — nicht soviel, als man ihm genommen hatte, aber doch eine hübsche Abschlagssumme. Dann

wurden Kleider gebracht und Sclaven wurden beordert, den Tycheios zu baden, zu verbinden, zu frisiren und zu kleiden. Nach einiger Zeit hatte der Präfect aus einem gemeinen Mörder und Straßenräuber einen feinen römischen Bürger gemacht, der stolz und majestätischen Ganges, die schön gefältelte graue Toga elegant in gabinischer Weise gegürtet, die Schnürstiefeln mit silbernen Schnallen besetzt und das dichte schwarze Haar fein frisirt, gelockt und gesalbt, die Treppe des Präfecturgebäudes hinabstieg! Dachte Tycheios dabei an das Wunderbare und Wechselnde der menschlichen Schicksale, an Schuld und Sühne, an Gerechtigkeit und Sitte, Moral und dergleichen? Warum nicht gar; er überlegte ruhig und klug: „was kann der Präfect von mir wollen!“ Der Präfect wollte offenbar von ihm eine Verschwörung. Gut! Tycheios war in Geschäften immer ordentlich und anständig! Der Präfect sollte seine Verschwörung haben! Er wollte ferner Beweise gegen Stilicho! Das war schon etwas schwieriger, aber nicht einen Augenblick kam Tycheios in Verlegenheit. Tycheios wird die Beweise bringen, hatte er zum Präfecten gesagt. Am meisten machte ihn Gauchos nachdenklich! Zwar gab's in Rom viel Gift, — das war die Schwierigkeit nicht! Es gab für Tycheios überhaupt keine Schwierigkeit. Nur nachdenklich machte es ihn; der Gothe hatte ihm imponirt! Nicht durch seine Gestalt, nicht durch festes entschiedenes Auftreten; er kam ihm so innerlich gefestet, solid vor, wie ein Mann, der in seinen Grundsätzen zufrieden ist und eher stirbt als davon abgeht. Das war dem Tycheios etwas Neues! Sollte die Ehrlichkeit des Gothen doch am

Ende noch etwas Anderes sein, als Dummheit? Das war's, was den Tycheios nachdenklich machte, als er in der mittlerweile eingetretenen Finsterniß quer durch die Comitien nach dem Saturntempel hinüberging. Er wollte auf der anderen Seite des Forum's zum Capitol hinauf steigen und zwischen dem Tarpejischen Felsen, der nicht weit von dieser Straße jäh abstürzte, und dem Tempel des Jupiter Capitolinus nach dem Hause des Stilicho gehen, als er Gauchos und einige seiner Begleiter mit Fackeln die Treppe schon wieder herabkommen sah.

„Ich dachte es," sagte Tycheios leise, „es ist zu spät!"

Dann wandte er sich und trat in die Finsterniß des Platzes zurück! Gauchos ging an der rechten Seite des Forums entlang über das Vellabrum und den Ochsenmarkt nach dem Circus-Maximus zu, wo ihnen in einer alten verwaisten Gladiatorenschule Quartiere angewiesen worden waren. Ein kleines Stück des Weges schlich Tycheios hinter ihnen her, bis an die Stelle, wo zwischen dem Tempel des Castor und Pollux und dem Atrium der Vesta die Tuskergasse vom Forum in der Richtung des Palatin abzweigt. Während die Gothen ihren Weg geradeaus fortsetzten, trat Tycheios in die Tuskergasse ein.

Es mochte etwa gegen Mitternacht sein, Straßen und Plätze lagen finster und stumm, nur hier und da rollten Wagen — die während des Tages nicht fahren durften — durch die Straßen, trabte ein Trupp Nachtschwärmer, Ständchenbringer, oder ging gar eine Diebsbande ihrem lautlosen Gewerbe nach, nur selten fiel ein Strahl aus den erleuchteten Häusern auf die Straßen, oder verstreuten

Fackeln später Passanten ein ungewisses flackerndes Licht. Anders in der Tuskergasse! Hier war noch Leben und Licht in Hülle und Fülle. Die Läden, zufolge der römischen Bauart, auf die Straße heraus gebaut, waren noch offen, Parfümerien, Seidenwaaren und andere weltstädtische Luxusartikel lagen ausgebreitet, Bäckereien, die meist mit Tavernen und Garküchen versehen waren, priesen mit lauter Stimme ihre Leckerbissen an und ein recht anrüchiges und unzweideutiges Weltstadtgesindel lief, stand und saß herum, schwatzend, zechend, zankend. In einigen Tavernen war Musik, nach der junge Syrierinnen, oder auch Griechinnen, oder Aegypterinnen tanzten, so gut oder so schlecht sie es konnten! Weinflaschen aus Thon (Amphoren), die an langen Ketten an Pfeiler angekettet waren, machten in den Tavernen eifrig die Runde, und mancher opferte dem Bachus mehr als ihm gesund war, so daß er sich ächzend aus dem frohen Kreis stahl. Das frequentirende Publicum war das einer Weltstadt, einer „gemeinsamen Stadt", eines „Versammlungsortes des Erdkreises". Da waren Gelddarleiher und Wucherer, junge leichtsinnige Lebemänner, Opferpfaffen und Orakelagenten, da waren Wahrsagerinnen, Zauberinnen, Geheimmittel-Krämer, die gebrannte Hundszähne gegen Zahnschmerzen, lebendig in Oel gekochte Seetrompeten gegen Harthörigkeit, Bluteinreibungen gegen Epilepsie, Abracadabrablättchen, Amulette und andere unfehlbare Heil- und Schutzmittel verkauften. Da waren auch Priesterinnen der Canidia, der Erichtho und der Hekate, die nicht weniger wie Alles zauberten, heilten, beschworen zum Besten des leidenden

Volkes — wohlgemerkt: so weit es brav bezahlte! Liebestränke, Mittel gegen alle möglichen Krankheiten, Wahnsinn, Tod, für Erforschung der Zukunft, Todtenbeschwörung, Goldmacherei, Zaubertränke, Bauchrednerei, allerhand Gauklerei, geweihte Binsenpuppen (sog. Argei, zum Opfern bei drohenden Familienverlusten und dergleichen) kurz, Alles war in der Tuskergasse zu haben! Es war also, wie leicht zu sehen, die leistungsfähigste Straße des Universums! Von der eigentlichen Straße war allerdings nur ein schmaler Fußweg übrig geblieben, der übrige Theil war vom „Handel“ in Anspruch genommen!

Auf diesem Fußweg schlängelte sich Tycheios nachdenklich und langsam vorwärts. Er hatte gar keine Eile! Vielfach grüßte er, winkte mit der Hand und schien überhaupt sehr bekannt zu sein. Weiter in die Straße hinein wurde das Treiben etwas ruhiger und finsterer, gleichwohl mußte der Spuk gerade an dieser Stelle seinen düsteren und gefährlichen Höhepunkt erreichen, denn Tycheios zog hier ein langes, dolchartiges Messer aus seiner Toga, versuchte die Spitze und schien sich gegen einen plötzlichen Ueberfall durch eifriges und aufmerksames Achtgeben und Umschauen sichern zu wollen. Endlich blieb er vor einem finstern Hause stehen und zog die Glocke. Ein dünner Ton machte sich im Innern des Hauses hörbar und bald darauf wurde eine niedere Thür, durch die Tycheios nur gebückt eintreten konnte, geöffnet. Vor ihm stand ein schwarzer, numidischer Sclave, der eine kleine Oellampe in der Hand hatte, die aus einer einzigen (in Thon nachgeformten) Schlange bestand. Durch die Bauch-

ringel war der Oelbehälter gebildet, der nach unten verlaufende Schwanz, der sich in drei Theile spaltete, bildete den Fuß. Der Hals war zu einem drohenden Ringel aufgebäumt und bildete den Griff der Lampe, der Rachen die Hülse für den Docht. Die Lampe sah scheußlich aus, der Sclave übrigens auch! Er hatte X-Beine und einen Buckel, furchtbar große Füße und Hände, dazu einen colossalen verthierten Kopf! Das ganze Gestelle war keine 100 Sesterzen werth, wenn die jetzige Besitzerin nicht etwa noch etwas dafür bekommen hat, daß sie ihn überhaupt aufgenommen hatte.

„Ist deine Herrin da?“ fragte Tycheios.

Der Sclave glotzte ihn unheimlich an, sagte aber nichts. Entweder hatte er nicht verstanden, oder nicht begriffen, was gesagt worden war. Tycheios war im Ganzen nicht verwöhnt und ekel, aber dieser Menschenbruder war ihm doch höchst widerlich! Er ging vorsichtig an ihm vorüber, — um sich nicht schmutzig zu machen — und eine schmale, unbequeme und winklige Steintreppe hinauf in das erste Gestock des Hauses. Das ganze Haus schien nur ein finsteres, feuchtes Loch zu sein! Auch im oberen Geschoß waren keine Fenster! Eine andere Oellampe stand in einem Gemache auf dem Steinboden und machte eine trübe, rothe, rauchige Flamme! Etwa mitten in dem Gemache erhob sich eine Art Herd, ein Steingemäuer von einem Meter Durchmesser, das oben eine Höhlung für ein Kohlenfeuer hatte. Diese Höhlung war mit Holzresten und Kohle angefüllt, auf denen ein eiserner Rost lag. Das war ein Opferaltar! An dem Altar lehnte ein eiserner

Dreizack — offenbar zum Feuerschüren, neben ihm lag ein kleiner massivsilberner Stab — der an dem einen Ende in eine vertrocknete Adlerklaue auslief, was sonderbar genug aussah. Im Uebrigen machte der Raum einen ekelhaften, finstern, feuchten, rauchigen Eindruck! Elende dreibeinige Stühle und ein niedriges Bett mit alten Lumpen und Fetzen überdeckt, war das ganze Mobiliar.

Als Tycheios eintrat, ging ihm ein großer, zottiger Hund zähnefletschend und knurrend entgegen und ärgerlich, ängstlich blieb er eine Weile stehen. Endlich rief er:

„Chaleia!“ Der Hund blieb auch stehen und nach einer kleinen Weile tönte aus einem finsteren, nicht sichtbaren Nebenraume eine tiefe weibliche Stimme:

„Wer ruft?“

„Komm endlich heraus, alte Hexe! Ich habe mit dir zu reden!“ schimpfte Tycheios wüthend. Es mußte aber doch die richtige Art sein, wie sie Tycheios anwandte, denn sofort erschien in dem Raume eine alte zahnlose Frau, die aber merkwürdig viele lange weiße Haare hatte. Sie war dick, schritt aber mit vieler Würde und Grandezza auf den Mann zu. Ihre Kleidung war lang und faltenreich, aber nicht die gewöhnliche der Römerinnen und schleppte auf dem Boden nach. Der Kopf war mit einem schwarzen Schleier umschlungen, aus dem die weißen Haare mit Effect abstachen. Ihr Gewand, das um die Hüfte mit einem massiven Goldgürtel geschürzt war, war dunkelblau, aber mit weißen und rothen seltsamen Flicken und Flecken besetzt, die theilweise in den Falten verborgen, theilweise sichtbar, Köpfe und Glieder von kleinen Kin-

dern, Flammen, Zaubersprüche und durchaus unverständliche Worte darstellten, bei denen es offenbar nicht auf den Sinn, sondern auf die unbedingte Räthselhaftigkeit ankam.

„Was willst du?“ sagte die alte dicke Frau mit einem salbungsvollen großbrodigen Tone.

„Ich will deine Weisheit hören! Mach’ deinen Hocus pocus und beantworte mir die Fragen, die ich dir vorlegen werde!“

„Ich kenne dich!“ sagte die Dicke wieder, „du warest schon früher hier; du bist Tycheios!“

„Tycheios und du bist Chaleia; das sind bekannte Sachen. Ich will wissen, was noch Niemand weiß!“ sagte Tycheios ungeduldig.

„Geduld! Habe ich dir recht prophezeit, als du das letzte Mal hier warest?“

„Frage nicht lange, Chaleia, du hast richtig prophezeit!“ — Chaleia hatte dem Tycheios nämlich prophezeit, er würde hundert und elf Jahre alt und als Präfect von Neapolis sterben. Sie hatte sich dabei gesagt: stirbt er früher, kann er mich nicht dementiren und wird er nicht bald Präfect, so muß er eben noch warten. Tycheios wieder, der sozusagen immer zwischen Himmel und Erde hing, hatte vor diesem Orakelspruch großen Respect bekommen und ihm seine Rettung in Aquileja und Rom zugeschrieben. Mit dem Präfecten hatte es ja noch Zeit.

„Traklos, Traklos!“ rief die Alte und der Sclave, das schwarze Scheusal, das dem Tycheios die Thüre aufgemacht hatte, kam herbeigelaufen.

„Sperre den Hund ein und brenne das Feuer an!“

Die Alte war aber nicht auf den Kopf gefallen. Ehe noch der tolle Spuk, mit dem sie ihre Weisheit zu verbrämen liebte, anhob, hielt sie dem Tycheios die hohle Hand hin.

„Du weißt,“ sagte sie, „daß meine Worte schwer wiegen!“

„Ich kenne das! Da! Ich bin kein hungriger Petent!“

Er warf ihr eine Anzahl Goldstücke in die Hand. Die Alte schmunzelte überrascht und packte sie weg.

„Du hast doch gutes Material?“ fragte Tycheios drohend.

„Zweifle nicht!“

Bald brannte das Feuer, das nun die Alte mit einem tollen, confusen Brimborium umtanzte, dabei Kräuter, Alraunwurzeln, Strickendchen, Zähne (als Reliquien von Verunglückten und Hingerichteten), todte Mäuse, heilige Steine und allen Tod und Teufel hineinwarf. Mit näselnder, gleichmäßiger, langweiliger Stimme leierte sie eine unverständliche Litanei herunter von lauter fremden Worten, die sie selbst so wenig, wie irgend Jemand verstand — was sich natürlich auch gar nicht mit dem Zauber vertragen hätte. Als dann das Zimmer verräuchert und verstänkert genug war und es dem Tycheios anfing, übel zu werden, sagte sie mit hohlem, großartigem Pathos:

„Die Stunde ist da; der Zauber ist bereit! Benütze den Augenblick, mein Sohn, er kommt nie wieder!“

Wie ein Gespenst mit fliegenden Gewändern und ausgebreiteten Armen ging sie nach der Lagerstätte und

wickelte aus Lumpen und Fetzen eine ganz kleine Kindesleiche, die sie mit ekelhaften Ceremonien und Details auf den über dem Feuer befindlichen Rost legte:

„Frage!“ sagte sie dumpf und feierlich, während sie aufmerksam die Veränderungen, die durch das Feuer an der kleinen Leiche hervorgebracht wurden, beobachtete.

„Was brüten die Barbaren gegen Rom?“

„Sie wollen Rom zerstören, was ihnen aber nicht gelingt!“

„Wer will das thun?“

„Ich sehe einen großen fremden Fürst, der seinen Sohn auf den römischen Kaiserthron setzen will!“

„Ist's Stilicho?“

„Nein, es ist ein Anderer!“

„Der Andere hat keinen Sohn!“

„Doch, er hat einen Sohn. Er lebt im Verborgenen!“

„Wo?“

Die Alte hustete ein wenig, weil ihr die Dunst und der Rauch zu schaffen machte.

„Ich kann es nicht genau sehen, aber er kann nicht sehr weit sein!“

„Ist er in Rom?“

„Ja!“

„Dann ist es doch Stilicho?“

Die Alte bleibt kluger Weise beharrlich dabei, daß es nicht Stilicho sei, sondern ein Anderer, den sie nicht nennen könne.

„Was hat Gauchos mit Stilicho verhandelt?“

„Ueber einen Krieg!“

„Gegen wen?"

„Ich kann nur sagen, daß er über einen Krieg verhandelt hat, in dem die Römer Sieger bleiben!"

„Wo sind die Beweise dafür?"

„Sie ruhen in mächtiger starker Hand!"

„In Stilicho's Hand oder in Gauchos' Hand?"

„In ersterer!"

„Wird Gauchos lange leben?"

„Ja! Er wird groß und mächtig! Er wird ein Fürst, ein König!"

„Werde ich ihn tödten?"

„Nein! Sein Tod würde dir großes Unglück bringen!"

„Auf welche Seite soll ich mich in dem ausbrechenden Kriege halten?"

Das Feuer war verglimmt und kohlte nur noch. Die kleine Leiche war schwarz gekohlt und gab einen entsetzlichen Geruch. Chaleia trat ermattet, wie ohnmächtig von dem Altar zurück und ließ sich auf das Lager niederfallen:

„Die Stunde ist vergangen! Der Zauber ist vorbei!" sagte sie müde und schloß die Augen.

Tycheios, dem auch wirblich und wüst im Kopfe war von all' dem hirnverbrannten Zeug, suchte tappend nach dem Ausgang und stand nach kurzer Zeit wieder in der Tuskergasse, wo er eine Weile wie betäubt sich an das Haus lehnen mußte. Bald aber siegte sein urwüchsiges Naturell und er ging durch die frische Nachtluft gestärkt und ermuntert wieder dahin, wo er hergekommen war.

Als er aus der Tuskergasse heraustrat, stieg er die Stufen zu dem Tempel des Castor und Pollux hinan und legte sich hier zwischen den Säulen zum Schlafen nieder. Mitten in dem wüsten verkommenen Rom war er hier sicherer vor Raub und Mord als in Abraham's Schooß! —

Die Nacht war etwa noch eine Stunde weiter vorgerückt, seitdem sich Tycheios unter der Säulenvorhalle des Castor- und Polluxtempels niedergelegt hatte. Der Mond war über der Campagna aufgegangen und strahlte sein weißes gelbliches Licht über die Stadt und ihre Umgebung aus. Ein kühler erfrischender Westwind hatte sich erhoben, der nach dem heißen Sommersonnentag ungemein erquickend und belebend über die Stadt hinfuhr. Zauberisch rauschten die schwarzgrünen Pinien und Cypressen, die in unzähligen mit zierlichen Statuen und Tempelchen geschmückten Gärten und Anlagen standen und durch ihre merkwürdigen Formen dazu beitrugen, der ewigen Stadt jenen einzigen Charakter zu verleihen, der in der Welt nicht wieder vorkommt und die Seele des Beschauers mit ahnungsvoller Wehmuth erfüllt. Der Geist des Ewigen, Unfaßbaren, Uebermenschlichen lag über der Stadt und ihren marmorglänzenden Bauwerken, über ihren säulengetragenen Tempelhallen, ihren zierlichen Basiliken, ihren Kaiserforen und Palästen, über ihren zahllosen plätschernden Fontainen, die im Mondlicht silbern erglänzen, über ihren geheimnißvoll und düster rauschenden Pinienhainen.

Die heilige Roma! Da steht sie in der rauschenden Sommermondnacht! Dort erhebt sich die ernste gewaltige Kuppel des Pantheon, da das säulengekrönte gewaltige Mausoleum Hadrian's, dort liegt das Marsfeld mit seinen Palästen, seinen Kunstgärten in träumender Pracht, mit seinen lauschigen, im Buschwerk halbverborgenen Rundtempelchen, seinen Marmorgruppen, dort die prächtige Alta semita, die Via lata und Via sacra, der Palatin mit den gartenumrauschten Kaiserpalästen, dort glänzt das flavische Amphitheater, die Thermen des Diocletian, die Gärten des Sallust, die schlanken Siegessäulen Trajans und Antonins, die Triumphbogen des Augustus, Septimius Severus, Constantin, Titus — — Welche Namen! Welcher Glanz geht von all' den Wundern aus! Und in den tiefen schwarzen Schatten des Mondscheins schläft das Volk! In heiliger Stille ruht die Stadt — ein Märchen der Weltgeschichte — Rom! —

Dieselbe Treppe, auf der Gauchos vor einigen Stunden vom Capitol herabkam, ging jetzt raschen, elastischen Schrittes ein junger Mann herab. „Athaulf, Athaulf!“ rief eine Stimme vom Capitol herab ihm nach. Aber eiligen Schrittes stürmte er die Stufen hinunter und suchte sich im Schatten der Säulengänge und Arkaden vor dem Suchenden zu verbergen. Noch einmal tönte die Stimme laut durch die Nacht: „Athaulf, Undankbarer! Du thust mir weh! Zeige dich, wo bist du?“

Aber dieser eilte rasch, unter den Arkaden der Basilika Julia verborgen, vorwärts! Nur einmal horchte er noch in die Nacht hinaus, als ob er sich über-

zeugen wollte, daß auch gewiß Niemand ihm folgt! Aber es blieb Alles still. Man schien seine Spur verloren zu haben!

„Armer Eucherius, so lieb ich dich habe,“ — murmelte Athaulf leise — „dort ist doch noch ein stärkerer Zauber, der mich anzieht!“ Und wieder eilte der junge Mann vorwärts! Es ließ sich nicht erkennen, ob er schon so früh, oder noch so spät auf den Beinen war! Sein Anzug ließ das erstere vermuthen. Seine weiße Toga war augenscheinlich frisch gefältelt und umhüllte seinen außerordentlich großen Körper nur lose. Die buntgestreifte, seidene Tunica, die er darunter trug und die er mit einem Ledergürtel um die Taille geschürzt hatte, wurde dadurch sichtbar. Trotzdem er erst seit kurzem die purpurgestreifte Knabentoga mit der toga virilis vertauscht hatte, also nicht viel über 16 Jahre zählen konnte, hatte der junge Mann doch schon einen herculischen Gliederbau, breite Brust und stämmige Arme und Beine! Er war offenbar fremder Abstammung, denn er hatte rothblonde Haare, die aber sorgfältig gelockt, gebrannt und pomadisirt waren und in Folge dessen viel dunkler erschienen als sie eigentlich waren. Sein Gesicht hatte einen außerordentlich frischen, kernigen und kräftigen Ausdruck! Die Augen leuchteten jugendliches Feuer und Kraft, wenn sie auch zeitweilig einen eigenthümlichen, sinnenden, träumerischen, weltverlorenen Ausdruck hatten, was jedenfalls mehr angeerbt, als durch Gedankenarbeit und Erfahrung herausgebildet war! Er war angeblich der Sohn eines im griechischen Kriege gefallenen Centurionen und wurde im Stilicho’schen

Hause, wo er schon seit seiner frühesten Jugend war, auferzogen. Er war Christ!

Mit außerordentlicher Behendigkeit lief also Athaulf unter den Arkaden hin. Seine schnell arbeitende Brust verrieth eine große innerliche Bewegung und gespannt lauschend hielt er endlich in der Nähe des Vesta-Tempels vom raschen Lauf inne — kaum hundert Schritte von dem schlafenden Tycheios entfernt. Aus dem alten römischen Heiligthum, in dessen Innern nach der Sage und den Aussagen der Priesterinnen, die noch von keinem uneingeweihten Auge gesehenen Palladien der römischen Herrschaft aufbewahrt wurden, in dem das heilige, ewige Feuer der Vesta brannte, fiel das rothe Licht einiger Pinienfackeln. Unter der Säulenvorhalle des Rundbaues standen einige, nur mit der Tunica bekleidete Sclaven, von denen der eine Schöpfgefäße — schlanke Henkelkannen, — ein anderer größere Wassergefäße aus Thon in Form weitbauchiger, in einem ganz engen Hals auslaufender Amphoren, ein dritter eine weitere Anzahl Pinien- und Weißdorn-Fackeln, die aber noch nicht angezündet waren, trug. Einige Minuten stand Athaulf schon lauschend, als sich endlich die Thür, die zu dem Tempelvorhof hinein führte, vollends öffnete und daraus drei Lictoren traten, denen drei vollständig weiß gekleidete Vestalinnen folgten. Die Gewänder fielen faltenreich und ungegürtet vom Hals bis zu den Füßen, an denen sie Sandalen trugen. Ein blitzendes Stirndiadem, von dem weiße Bänder herabhingen, gab den Priesterinnen etwas durchaus Ernstes, Ehrfurchtgebietendes, wie auch ihr ganzes Auftreten etwas Würdiges,

Feierliches und Erhebendes hatte. Alsbald brannten die Sclaven ihre Fackeln an und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Die Vestalinnen waren von ganz verschiedenem Alter. Voran schritt die virgo vestalis maxima, eine Frau von etwa 40 bis 45 Jahren mit harten, herben Zügen um Mund und Auge, ein Bild häßlicher Abgestorbenheit, verknöcherten Pflichtgefühls, das mit strafenden Blicken die natürlichen Regungen der ihr untergestellten jungen Herzen verfolgte, kalt, poesielos, herzlos! Hinter ihr schritt die bei weitem jüngere, wohl kaum zwanzig Jahre alte Musurra, eine kräftige, volle Gestalt, deren üppig entwickelte Gliedmaßen und Formen selbst durch das keusche Priesterkleid nur mangelhaft verborgen wurden. Auch ihr Gesicht, das von dichtem, schwarzen Lockengeringel umgeben war, hatte etwas überaus kräftiges, gedrungenes, die Augen hatten den brütenden, fast irren Ausdruck immenser Kraft und immensen Wollens, den man so häufig auf den Kaiserbildern sieht und eigentlich der Römertypus in optima forma ist. Musurra war aus einer verarmten Patrizierfamilie, eine Römerin reinen Blutes! Zuletzt schritt das liebliche Kind Nemessa; ein wahres Kind noch! Nur die Gluthaugen, die ein sehnsüchtiges, nur schlecht verhaltenes Feuer ausstrahlten, straften die Kinderzüge Lügen! Sie war wohl kaum fünfzehn Jahre und neben der vollen Musurra erschien sie allerdings noch kinderhaft. Ihre Eltern waren Griechen aus Ephesus, Nemessa selbst war in Rom geboren, wenngleich man ihr die griechische Abkunft sofort ansah. Das feine, regelmäßige, rundliche Gesichtchen mit den großen vollen, fragenden Augen, die

schwarz zu sein schienen und doch ein wundervolles kastanienbraun hatten, die vollen sinnlichen Lippen, das runde Kinn, die bekannte Stirn- und Nasenlinie — Alles deutete die griechische Abkunft an! Der Ausdruck ihres Gesichts war durchaus kindlich, harmlos, „sonnig" bis auf die Augen, die wunderbaren Augen, die so süß und feucht blicken konnten, so verrätherische Flammen warfen, die bald leuchtend braun, bald dunkelschwarz erschienen und eine rührende bezaubernde Natürlichkeit und Frische ausstrahlten!

Als sie in der Thüre des Tempels erschien, ertönte ein lautes, beglücktes „Ah!" Zum Glück für Athaulf verhallte es auf dem weiten Platz und wurde nicht beachtet. Die Priesterinnen lenkten ihre Schritte dem Circus Maximus zu. Nachdem sie diesen langsam und würdig schreitend endlich erreicht hatten, bogen sie links ab in die Via latina. Es war ein langer Weg, den sie zurückzulegen hatten, aber Athaulf ließ sich keine Mühe verdrießen und folgte wie ein Schatten. Ein begeistertes Leuchten in den Augen, blieb er oft in beglücktes Staunen versunken und seufzend stehen, wenn er auf Augenblicke die Züge der Nemessa erhascht hatte. Dann folgte er wieder vorsichtig von einem Schatten zum andern huschend, um nicht bemerkt zu werden. Ihm schien der Weg nicht zu lang und wenn er noch so weit führte; er konnte ihm nie lang genug sein!

Nach Verlauf einer guten halben Stunde langte man an der Aurelianischen Mauer, an der Porta latina an. Als die Wächter des Thores den Zug der Vestalinnen

kommen sahen, öffneten sie behend das Thor, durch welches er hindurch schritt. Auch Athaulf huschte hindurch! Außerhalb des Thores verfolgte man immer noch dieselbe Via latina, die sich in die Campagna hinaus zog in der Richtung nach dem Albanergebirge. Rechts und links standen an der Straße nach römischer Mode Gräber und große Monumente, kleine Urnentempel, da und dort wohl auch eine Taverne, sodaß Athaulf auch hier dem Zug unbemerkt folgen konnte. Nach Verlauf einer weiteren kleinen halben Stunde gelangte man an ein altes Römergrab, das aus der ersten christlichen Zeit (aus dem 1. Jahrhundert) stammte und den St. Urbanus barg. Ein kleiner hübscher Bachustempel stand daneben, während sich gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, ein mäßiger Hügel erhob. Fichten, Weiden, Oelbäume gaben dem Hügel ein lauschiges träumerisches Aussehen, der Morgenwind säuselte sein eintöniges süßes Lied in den Kronen der Bäume und der erste helle Schein des jungen Tages, der im Osten dämmerte, begann dem gelben Mondlicht schon die Herrschaft streitig zu machen. Nach diesem Hügel kehrten die Vestalinnen ihre Schritte! Es war der Hain der Egeria, hier holten sie das zum Besprengen des Tempels nöthige Wasser, das aus einem frei fließenden Bache genommen werden mußte, nicht aus einer Wasserleitung (dieser gefangen nach Rom geführten Flüsse). Aber es war noch nicht die Zeit zum Schöpfen! Einer alten Vorschrift nach mußte das Wasser geschöpft werden, wenn die ersten Strahlen der Morgensonne Rom küßten und der Zug schickte sich an, auf dem Hügel eine kleine

Rast zu halten. Die Quelle der Egeria war sinnig mit einem halbkreisrunden Bau versehen, der durch kleine Säulen abgetheilt, sieben Nischen bildete, die mit Statuen der Egeria, Diana, Epona, Licina u. s. w. geschmückt waren. Auf einigen Marmorbänken nahm der Zug der Vestalinnen Platz, um den feierlichen Moment zu erwarten, nur die junge Nemessa streifte unruhig von einem Ende des Haines zum andern. Endlich blieb sie auf einem kleinen Vorsprung stehen, von dem herab man eine wunderbare Aussicht über die Albaner Berge, über die Campagna und Rom selbst hatte! Es war ein unbeschreiblicher Zauber, und wunderbare Farben, die hier der Landschaft verliehen waren! Auf der meilenweiten flachen Campagna nach dem Meer zu, das man noch als einen im Mondlicht glänzenden Streifen am Horizont bemerkte, hatte sich ein blauer neblicher Dunst gelagert, der bald in kleinen Wolken, bald in langen Fäden vom Winde hin und her geweht wurde — wie aus der Erde steigende Fantome. Auch die Berge hatten diesen wunderlichen blauen Nebelschein und zeichneten sich schroff und düster von dem immer heller werdenden Osthimmel ab. Die Stadt aber lag wie geisterhaft im fahlen Morgenlicht, das noch der Mond beeinflußte, da; die tiefen dunkeln Schatten, die sich zwischen den Hügeln der Stadt hinzogen und meistens die Wohnungen der armen Leute bezeichneten, drohten wie tiefe Abgründe gähnend und schwarz in die Farbenpracht des erstehenden Morgens hinein!

Plötzlich zuckte Nemessa, die in der Beschauung der Gegend versunken schien, im freudigen Schreck auf. Sie

fühlte ihre Hand umfaßt und von heißen Lippen geküßt. Aber sie regte sich nicht! Wie eine Statue stand sie da und sah nicht einmal nieder zu ihrer Hand.

„Bist du's, Athaulf?" fragte sie leise, leise. Wie ein unbewußtes Lispeln klang es, während ihr Auge unverwandt in die weite Ferne gerichtet blieb. Athaulf lag vor ihr, oder vielmehr an ihrer Seite auf einem Knie, hielt ihre Hand in der seinen und war vor Aufregung und Bewunderung keiner Worte mächtig. Bald sah er ihr in die Augen, bald küßte er ihre kleine, feiste, feuchte Hand. Er war offenbar in ein Glück versunken, was nur stumm und nur in dieser Abwechslung zu ertragen war! Hätte er jubeln dürfen, jauchzen und schreien, das hätte er vielleicht gekonnt, reden konnte er momentan nicht!

„Was willst du, Athaulf?" sagte Nemessa wieder in traumhafter, tonloser Monotonie. „Sollen die Liktoren dich greifen? Willst du sterben? Athaulf, willst du?" Sie spricht leise, würdigt ihn keines Blickes, läßt ihm aber ihre Hand; was kann die kleine Hand sündigen?

Athaulf liegt jetzt buchstäblich vor ihr im Staube. Er küßt ihr weißes Priesterkleid und stammelt nach einer langen Pause mit einer von Leidenschaft erstickten Stimme:

„Laß mich beten, Nemessa! Mein Traum, mein Leben — meine Göttin! Laß mich vor dir niederfallen und mein Auge zu dir erheben! Laß mich das Wunder deiner Gestalt betrachten, damit es sich meinem Gedächtniß einprägt, und das Glück nicht mehr von mir weicht! Denn nur du allein bist Glück, Leben, Wonne!"

„Deine Sinne betrügen dich, Athaulf! Ich bin keine

Göttin, zu mir betet man nicht! Ich gehöre nicht dir und nicht mir! Ich gehöre Rom und seiner heiligen Göttin Vesta, der hohen Beschützerin Roms! Bete zu deinem Gott, Athaulf, und nicht zu mir, damit deine Seele keinen Schaden leide!"

Und wenn ein Erdbeben stattgefunden und hart hinter der kleinen Priesterin Nemessa die Erde auseinandergeklafft hätte und alle Schrecken der Unterwelt heraufgeloht und gedroht hätten — es wäre nicht anzunehmen, daß sie ihren Blick von dem wunderbaren Campagnabild abgewendet hätte, wo immer noch die blauen Nebel wogten und wie Geister in der Schlacht sich zu bekriegen schienen. Sie rührte sich nicht, zuckte nur manchmal leise über den ganzen Körper, das Auge halbgeschlossen, träumerisch, feuchtglänzend in die Ferne gerichtet — —

„Der Gott, der mein Herz erschaffen und selbst meine Brust mit heißen Regungen und innigem Gefühl belebt, der meinen Sinnen Wahrnehmungskraft für Schönes und Heiliges verliehen, der weiß, Nemessa, daß ich nicht anders kann, als vor dir liegen und betend zu dir aufsehen! Wird er sein Geschöpf strafen an der Seele, weil es nach seinem Willen und nach seinem Vermögen lebt? Laß dich nicht bethören durch das, Nemessa, was Menschen durch Religionen und Gesetze an der Natur sündigen! Nemessa, wenn du ein warmes, fühlendes Herz im Busen trägst und nicht einen kalten, harten Stein, so wende deinen Blick, deiner Augen Sterne zu mir und sieh mich gnädig an. Aus deinen Augen schöpfe ich Kraft und Glück und Seligkeit und Wonne!"

Wie ein Steinbild steht Nemessa! Die Zähne fest auf der kleinen üppigen Unterlippe zusammengebissen, bleich vor innerer Aufregung — aber bewegungslos!

Nach einer langen Pause lispelt sie:

„Eine Göttin blickt nicht Wonne und Seligkeit, Glück und Kraft, blickt sie dir nicht, Athaulf, eine Göttin liebt nicht, liebt dich nicht, Athaulf! Die Göttinnen, die ich kenne und zu denen man betet, haben ein kaltes, regungsloses Herz und sind von Stein! Was willst du also? Athaulf, hüte dich und mich! Du führst mich zum Abgrund hin! Ich bin keine Göttin — o — ich fühl's, mein Herz schlägt voll und warm, mein Leib zittert — ich weiß nicht, ist's vor Liebe oder vor Todesangst!"

„Aber ich will zu dir beten und ich will dich lieben, wie es Gott mir in die Brust gelegt hat, und wie es das allein Wahre, Heilige ist! Ich will nicht nur, — ich muß es thun, ich kann nicht anders! Und wenn dein Herz schlägt und dein Leib zittert, und wenn du keine Göttin bist, so sei ein Weib und liebe mich!"

Athaulf irrt sich vielleicht doch! Er spricht dringend, heißer Athem strömt aus seiner Brust und läßt die Gluth seiner Erregung ahnen, seine Augen blicken heiß und glühend — — — so betet man nicht zu einer Göttin! Er muß sich wohl irren. Eine Göttin seufzt auch nicht tief und stöhnend auf, wie Nemessa jetzt thut. Ihr zarter Busen hebt und senkt sich mächtig, ihr Athem fliegt, ihre Nüstern entfalten sich in kleinen aber kräftigen Bogen — —

„Ich will dich heraustragen aus deiner Welt, aus deinem Tempel, in meine Welt, wo ich dich verehren, zu

dir beten und dich lieben kann, wie mir's Gott eingiebt. — O, sieh mich an, Nemessa, verhülle nicht dein süßes Auge hinter den neidischen Lidern! Es ist als wenn die Sonne sich verhüllte! O, sprich zu mir und gleiche nicht so ganz einer Statue; wenn du keine Göttin bist, brauchst du's auch nicht zu scheinen! Auch die olympischen Bewohner haben die Herzen nicht von Stein! Willst du stärker und besser als sie sein? Nemessa!"

Es wird hell und heller im Osten, die Gespenster in der Campagna verschwinden allmählich und in grauer Entfernung kann man das collinische Thor entdecken! Es befindet sich gerade in der Richtung, nach der Nemessa das Gesicht gewendet hat. Sieht sie es? Es ist ein grauen- und entsetzensvoller Ort, dieser — Richtplatz der gefallenen Vestalinnen, an dem seit undenklichen Vorzeiten schon mancher Schmerzenshauch verrauscht, schon manches trauernde schmerzliche Ach verhallt und manches gequälte Herz in der Nacht des Todes Ruhe gefunden hat!

„Ich will dich schützen und halten gegen eine Welt, Nemessa. In weite wilde Wälder wollen wir fliehen und auf ödem Felsgebirge unsre Hütte bauen, die unser volles, ganzes, großes Glück umschließen soll. Ich will — —"

„Schweig, Athaulf, um der Barmherzigkeit willen! O heilige Göttin, die du zu deinem Dienste mich erkoren, blick in dies Herz und üb' Erbarmen! Sende mir deine Hülfe, oder vernichte mich, denn diese Qual ertrag' ich nicht!"

„Auf meinen Armen trag' ich dich durch die Flüsse und über die Felsen und trotze deiner Göttin und dem

ganzen Olymp! Die Schatten- und Wahngebilde finstrer Zeiten sollen nicht mehr dein reines Herz belasten, frei und groß sollst du den großen Gott ergreifen, der uns Alle kennt und Alle liebt und dein Glück soll mein Glück sein!"

„Höre nicht seine frevelnden Worte, o hehre Vesta, und strafe nicht, was ich liebe! Zügle die Gluth meiner Sinne und beruhige das Blut, das mich verwirrt! O, habe Erbarmen mit deinem Kinde, gieb mir ein Zeichen, daß ich deinen Willen erfasse und dein Wesen erkenne!"

Nichts rührt sich! Alles liegt stumm in stiller Größe ausgebreitet und nur das Rauschen des Windes im Hain der Egeria läßt sich vernehmen, als wollte er mitleidig das Geflüster der Liebenden verdecken und verbergen vor verrätherischen Lauschern!

Da erhebt sich Athaulf und sucht die schlanke, feine Gestalt zu umfangen! Kann sie die Göttin vor seinen robusten Armen schützen?

„Holde Nemessa, nur ein einziges Mal laß mir dein süßes Auge leuchten! O, höre mich! Wenn deine Göttin sich nicht deiner erbarmt, so erbarme du dich meiner! Mein Herz ist nicht in kleinerer Noth! Wenn du mich liebst, Nemessa, so höre mich!"

Er hat die Sträubende umfangen! Da wird es Nacht um sie; sie sieht nicht mehr das collinische Thor, nicht mehr die Campagna mit ihren Nebelschleiern, nicht mehr die Berge, nicht mehr die Stadt! — Sie sieht nur ihn! Trunken liegt ihr Blick einen Moment auf seinem jugendlichen, kräftigen Gesicht, sie fühlt seinen Athem, seine Um-

armung — da regt sich in ihr das leichte griechische Blut und mit ihren kleinen Händen faßt sie wie im wilden Taumel in seine krausen Locken, ein gurgelnder, wollüstiger Schrei löst sich von ihrem Munde und mit langverhaltener, verzehrender Gluth preßt sie die vollen Lippen auf die seinen! Stürmisch hebt Athaulf sie mit seinen kräftigen Armen empor! Wie ein Kind hält er sie hoch über den Boden und preßt sie an sich.

Immer heller und goldiger färbt sich der Osten — sie merken es nicht. Ein leichtes Geräusch läßt sich hinter ihnen in den Zweigen vernehmen — sie hören es nicht! Musurra, die starke, willenskräftige Musurra, erscheint hinter ihnen, — sie sehen sie nicht! — Ueberrascht, erstaunt über dieses so tiefe Vergessen und Versinken in die Fänge der Leidenschaft, bleibt Musurra einen Moment still stehen. Was soll sie thun? Soll sie verderben oder soll sie retten? Beides ruht in ihrer Hand. Sie ist aber keinen Augenblick im Zweifel, sie legt die Hand schweigend auf die Schulter der jugendlichen Priesterin und sagt leise: „Nemessa, die Zeit ist da!“

Nemessa hört nichts, fühlt nichts; ihre Wange fest an den Hals Athaulf's gepreßt, umklammert sie mit beiden Händen dessen Kopf, athmet schwer und heftig, und küßt und beißt ihn in den Nacken. Aber Athaulf hört jetzt die Vestalin und erschrickt heftig.

„Laß uns fliehen, Nemessa, wir sind entdeckt!“ flüstert er ihr in's Ohr und macht gleichzeitig Anstalt, mit seiner Last den Hügel hinabzuklimmen, als ihn Musurra hält.

„Bist du toll?“ sagt sie, „in zwei Minuten hätten

dich die Sclaven und Liktoren eingeholt und Alles wäre verloren; sei ruhig und vernünftig, sonst verderbst du dich und sie; laß sie jetzt!"

„Du willst uns nicht verrathen?" fragt Athaulf hastig.

„Nein, ich will euch helfen, wenn ich kann; komm morgen Nacht in das Atrium der Vesta; komm um die zwanzigste oder einundzwanzigste Stunde. Jetzt aber laß sie; es ist die höchste Zeit. Und verbirg dich!"

Auch Musurra spricht flüsternd, aber hastig und schnell.

Sie nimmt Nemessa energisch bei der Hand, aber die kleine Griechin will sich noch immer auf nichts einlassen, und plötzlich fallen blendende, glitzernde Strahlen von der eben aufgehenden Sonne über die Campagna.

„Laß sie!" sagt Musurra kurz und entschieden; gleichzeitig machte sie Miene, gewaltsam die Arme der Nemessa zu lösen. Sie hat inniges Mitleid mit dem Kinde und will es nicht zu Grunde gehen lassen, selbst wenn sie sich darüber verspäten und gefährden sollte. Da stellt Athaulf endlich langsam und vorsichtig Nemessa auf die Füße. Sofort faßt sie Musurra und führt sie fort, taumelnd, wankend, sprachlos.

III. Die Weltgeschichte tickt-tackt weiter.

Die Sonne stand schon sehr hoch, als der unter den Säulen des Castor- und Pollux-Tempels schlafende Tycheios durch ein gewaltiges Getöse geweckt wurde. Eine Kopf an Kopf gedrängt stehende Menge füllte das Forum und brüllte den zu seinem Heere abziehenden Stilicho allerhand Schmeicheleien mit bemerkenswerther Vehemenz in die Ohren. Es war ein schönes, militärisches Schauspiel. Mit dem Feldherrn, der mit wallendem Helm, mit dem kostbaren Calkochiton und der gestickten Purpurtoga bekleidet, wie ein Kriegsgott einherritt, zogen seine Unterfeldherren Varannes, Vigilantius, Turpilio, Publius Maso, der Reiterführer Canissus, Gnejus Saccus, der Anführer der Bogenschützen, davon, welche die Aufmerksamkeit des Pöbels nicht nur durch die elegant und glänzend gearbeiteten Uniformen, sondern auch dadurch erregten, daß sie sämmtlich Römer, oder doch Italiener waren. Selbst in dem großen Centrum der Welt, in Rom, schlug der Localpatriotismus gerade zu Zeiten durch, die eigentlich am wenigsten Ursache dazu hatten. Deshalb hatten sich diese Herren auch heute der ganz besonderen und sehr geräuschvollen Gunst der süßen Plebs von Rom

zu erfreuen, ebenso wie sie sich gestern Nacht noch der Aufmerksamkeit des wohledlen Olympius zu erfreuen hatten, der sie mit nie dagewesener Opulenz und Gastfreiheit bewirthet hatte. Man erzählte von diesem Gastmahl allerhand dunkle Gerüchte und zwar nicht nur in Bezug auf die gebotenen Leckereien und ausgesuchten Vergnügungen, sondern auch in Bezug auf gewisse, geheime oder vertrauliche Abmachungen, die stattgefunden haben sollten, oder noch stattfinden sollten. Es wußte indessen Niemand etwas Gewisses. Gewiß war nur, daß sich die betreffenden Herren gestern in der leichten und bequemen Synthesis und mit Rosen bekränzt an der üppigen Tafel des reichen Olympius wohler befunden hatten als heute in der knappen, strammen lorica und unter der schweren bebuschten cassis.

Dadurch unterschieden sie sich auch von den nachfolgenden Anführern der ägyptischen, asiatischen und nordischen Hülfstruppen, die allerdings — als „Barbaren" nicht zu der Festlichkeit bei Olympius zugezogen worden waren, denen man aber ansah, daß sie als handwerksmäßige und geübte Krieger in ihre Uniformen hineinpaßten, wenn sie auch weniger elegant und exact gearbeitet waren als die Uniformen der Römer. Der Hunnenfürst Ulpius, der Gothenführer Sarus und andere charakteristische Typen stachen im Gefolge des Stilicho gewaltig gegen die mehr zierlichen und niedlichen Römer ab. Trotzdem wurden die letzteren mit allgemeinem und so geräuschvollem Beifallsgeschrei bedacht, daß Tycheios auf die Idee verfiel, die römische Plebs wolle Rhadagais und sein Volk mit den Mäulern besiegen.

„Ein Patriotismus," sagte sich Tycheios, „der sich innerhalb der sicheren Stadtmauern in dieser Weise kundgiebt, ist eine wohlfeile Pflanze und sieht auf ein Haar wie Unkraut aus. Aus Tapferkeit schreit die Plebs nicht so gewaltig, denn sonst würden sie mitziehen, aber es ist möglich, daß sie aus Angst schreien!"

Ruhig — fast verschlafen — schaute Tycheios noch eine Weile von der Säulenhalle des Castor- und Polluxtempels herab auf das rege Treiben und überlegte sich, was er als anständiger Bürger von Rom — der er ja doch nun war — während der anrückenden heißen Mittagsstunden zu beginnen habe. Endlich erhob er sich langsam und würdig und ging mit majestätischen Schritten nach den Caracallathermen baden!

Das war ein Geschäft von wenigstens drei bis vier Stunden, denn die Sache wurde gründlich und behaglich besorgt. Nach dem Baden wurde nämlich gekämmt und gebrannt, parfümirt und gesalbt und damit der halbe Tag vertrödelt! Nachdem Tycheios in dieser Weise gebadet hatte und nach dem Bade in einer Garküche ein bescheidenes aber sehr nahrhaftes „prandium", bestehend aus Milch und Eier, Käse, Brod, Trauben eingenommen hatte, mußte er ernstlich an die Erledigung seiner Tagesgeschäfte denken! Er nahm also für fünf Sesterzen eine Miethsänfte — es war immer noch ziemlich heiß — und ließ sich auf den Palatin, in das Haus des wohledlen Olympius tragen! Er streckte sich in derselben behaglich aus und hing seinen Gedanken nach. Hatte ihn die alte Hexe, die Chaleia, nicht am Ende doch betrogen? War es

wirklich der Sohn Alarich's, der das gefährliche Werkzeug des Complots war, und der sich im Geheimen schon in Rom befand? War es wirklich ein so großes Unglück für ihn selbst, wenn Gauchos fiel? Oder sprach sie doch die Wahrheit? Tycheios war kein großer Grübler. Mehr instinktmäßig, als logisch denkend, fühlte er heraus, daß er zunächst dem Präfecten „die Verschwörung“ zu liefern hatte! An dieser Bedingung hing seine ganze Existenz und seine Gewissenhaftigkeit richtete sich naturgemäß darauf, die Verschwörung zu liefern und nicht darauf, ob sie wahr, und woher sie stammte; Letzteres war ihm sehr gleichgültig. In dieser Beziehung konnte er also die Enthüllung der Chaleia unbedenklich annehmen! In Bezug auf Gauchos wurde er sich indessen nicht klar! Er wußte noch nicht, ob er hierin der Chaleia auch zu seinem Nutzen und Vortheil glauben durfte und erwartete einfach vom Zufall weitere Fingerzeige! Er glaubte ja gern an Prophezeiungen, wenn sie ihm zu seinem Vortheil zu stimmen schienen, wenn sie ihm paßten; war das nicht der Fall, so war er sehr vorsichtig mit dem Glauben.

So kam er bei Olympius an, wo er den Präfecten Pompejanus schon fand. Diese Beiden waren einander plötzlich in dicker Freundschaft zugethan und namentlich Pompejanus glaubte nun, nachdem Stilicho wirklich abgereist war, energischer vorwärts gehen zu können.

Mit großer Wichtigkeit und mit großem Effect kramte Tycheios seine erstaunlichen Neuigkeiten aus, deren Quelle er aber nicht verrieth, um den Preis dafür nicht herabzudrücken.

„Und weißt du, wann Gauchos wieder abzureisen gedenkt?“ fragte Olympius.

„Ich werde ihn fragen, wenn du wünschest!“

„Nein, ich wünsche das nicht! Ich wünsche vielmehr, daß du heute noch zu ihm hingehst und ihm für heute Nacht zur cena meine Einladung überbringst!“

„Wird er nicht Einladungen, die ich ihm bringe, mit Mißtrauen ansehen? Er kennt mich! Besinne dich, wohledler Olympius, daß er es war, der mich aufgriff und nach Rom zurückbrachte!“

„Richtig, ich vergaß das! Es ist recht, daß du mich daran erinnerst. Die Einladung muß also ein Anderer besorgen, dagegen gehst du zur schönen und edlen Placidia, der hohen Schwester meines Herrn, des Kaisers, und bringst ihr diesen Brief!“

Olympius gab ihm ein bereits beschriebenes und verwachstes Pergamentblatt, welches Tycheios langsam von allen Seiten besah!

Pompejanus machte einige leise Bemerkungen zu Olympius, die Tycheios nicht verstand, Olympius winkte aber beschwichtigend mit der Hand und sagte halblaut:

„Er kann nicht lesen! Und wenn auch! Er würde den Brief nicht verstehen!“

Es war jetzt natürlich für Tycheios klar, daß er unter allen Umständen wissen mußte, was in dem Briefe stand, denn wenn er selbst im Dunkeln gehalten werden sollte, wie sollte er denn klar über die Angelegenheiten wegsehen können?

„Und wie steht's mit dem Sohne Alarich's?" fragte später der Präfect. „Du sagst, er sei in Rom!"

„Er ist in Rom!" antwortete Tycheios.

„Und wo?"

„Das weiß ich nicht! Doch will ich ihn wohl finden, wenn du ihn zu haben wünschest!"

„Ich weiß nicht" — sagte Olympius nachdenklich, „ob uns das weiter bringt! Von dem haben wir nichts zu besorgen, wenn Stilicho erst gefallen ist! Behalte das Ziel fest in den Augen, mein lieber Präfect und verzettele dich nicht!"

„Weshalb aber hältst du so streng an Gauchos, während du diesen, der uns Alles in die Hand giebt, losläßt!"

„Im Gegentheil, der Sohn Alarich's giebt uns nichts in die Hand, sondern er bringt uns Gefahr, sobald wir die Hand nach ihm ausstrecken. Wir geben dem Gegner eine Handhabe gegen uns! Bei Gauchos dagegen vermuthe ich Briefe und Beweise gegen Stilicho und diese suche ich, und deshalb muß er fallen!"

„So sei's," sagte Pompejanus, und einige Zeit darauf verließ Tycheios wieder das Haus des Olympius, um sich in seiner Sänfte nach der Via lata tragen zu lassen, wo die schöne und edle Placidia, die Tochter des großen Theodosius und Schwester des Kaisers Honorius wohnte. Unterwegs besieht er nochmals den Brief, den ihm der wohledle Olympius gegeben hatte, von allen Seiten, bog und zog daran herum und blieb endlich mit den Augen an dem Wachssiegel, dem Hinderniß allen Ein-

dringens haften. Gerade gingen die Träger am nördlichen Abhang des Quirinal durch eine enge Gasse, in der Tycheios eifrig auslugte und endlich halten ließ! Er stieg aus — obgleich sie noch nicht in der Via lata angekommen waren und ging in den Laden eines Stempelschneiders!

„Hast du einen solchen oder einen ähnlichen Stempel?" fragte er den Mann und zeigte ihm den Brief.

„Was steht darauf?" fragte der Mann.

„Ein rundes Ding in einem großen Kreis!"

„Aha! Das ist ein O."

„So!" sagte Tycheios erstaunt, der in seinem Leben noch nie etwas von einem O gehört hatte! „Hast du ein solches O?"

„Nein," antwortete der Stempelschneider, „ich habe kein O! Aber ich habe hier für den Aurelius Quintus gerade ein Q gemacht! Da schau her! Das Ding sieht ungefähr wie ein O aus!"

„Ein Q!" sagte Tycheios wieder und erstaunte über die gewaltige Gelehrsamkeit des Mannes! „Was ist das, ein Q?"

Der Stempelschneider zuckte die Achseln und sagte: „ein Q ist ein Q!"

Tycheios verglich die beiden Dinger und dachte: das kann Niemand unterscheiden, wenn er nicht ganz genau hinsieht. Er fand fast gar keinen Unterschied heraus.

„Kannst du lesen?" fragte er plötzlich den Mann.

„Ich kann alle Buchstaben lesen!" erwiderte der Gelehrte!

Daraufhin erbrach Tycheios das Schreiben und hielt es dem Manne vor die Augen!

„Was steht da drin?“ fragte er.

Es stand in dem Briefe nicht viel! Nur einige Worte! Trotzdem brauchte der Gelehrte sehr lange Zeit, bis er aus der Geschichte klug geworden war. Mit einem Griffel grub er die Buchstaben, die er im Briefe fand langsam und kalligraphisch sehr schön auf eine mit Wachs überzogene Tafel, von der er dann die räthselhaften Worte ablas! Geduldig und mit riesigem Respect schaute ihm Tycheios bei der mühsamen und verwickelten Arbeit zu! Endlich sagte der Mann:

„In dem Briefe steht: Ich brauche die Reisschüssel noch heute Nacht! Weiter nichts! Hier ist noch ein O. Das ist Alles!“

Langsam und bedächtig wiederholte Tycheios die räthselhaften Worte: Ich brauche die Reisschüssel noch heute Nacht!

„Bei'm Apollo und den neuen Musen, was soll denn das heißen?“ flüsterte er nachdenklich. Dann sagte er:

„Mache den Brief wieder, wie er war!“ und während der Mann das so gut wie es ging besorgte und in das alte Wachs den neuen Stempel mit dem O drückte, murmelte Tycheios wieder leise für sich: Was, beim Styx, will denn der alte Olympius mit einer Reisschüssel! Hat er nicht selber Schüsseln genug?“

Dann gab er dem Mann einige Kupfermünzen und kletterte wieder in seine Sänfte, die ihn denn auch richtig bald nach der Via lata brachte. —

Placidia! Die mächtige, geistreiche, schöne, leichtsinnige, lüderliche Placidia, die schönste, die reichste und gewissenloseste Frau von Rom! Wenn sie in der Abendkühle von ihren Sclaven in der Sänfte spazieren getragen wurde, blieben die Männer auf der Straße stehen oder ließen ihre Sänfte halten, schnalzten mit der Zunge, machten faule Bemerkungen und lustige Gesichter. Die Frauen schimpften, rümpften die Nase, wurden gelb vor Neid und schauten aufmerksam nach den Toilettenneuigkeiten Placidia's. Sie gab den Ton an. Was nicht von ihr ausging, war gefährlich zu tragen, namentlich wenn es hübsch war. Trug sie Perlen, so machten die Perlenhändler gute Geschäfte, trug sie Corallen oder Gold, so kamen diese Artikel in Schwung. Trug sie die Tunica auf dem Rücken offen, so wehe denen, die eine schiefe Schulter oder gar einen Buckel hatten, trug sie sie vorn offen, so kamen alle verblühten Schönheiten in die tödtlichste Verlegenheit. Placidia war 24 Jahre, aber die Zahl ihrer Liebhaber war größer als die Zahl ihrer Jahre. Sie hatte einen Kaiser beerbt, aber sie war reicher an Liebe als an Gold.

Wenn sie mit ihren dunkeln, räthselhaften großen Augen einen Mann ansah, so war es um den Armen geschehen. Ihr Auge hatte etwas Basiliskartiges, etwas Zauberhaftes, etwas Bannendes! Sie konnte Jemanden versteinern oder rasend machen — wenigstens sagten so ihre Verehrer, deren Zahl Legion war. Ihr Gesicht war unendlich fein und zart — ihr Tag ging zum großen Theil dahin über der Pflege ihrer Haut — aber wenn

sie die Augen, die gewöhnlich ein wildes Feuer schossen, schloß, hatte sie etwas Leichenhaftes. Trotzdem war ihr Lächeln bezaubernd und von ungemeinem Liebreiz. Und sie lächelte gern und oft, denn sie hatte feingeschwungene, schmale und schön gemalte Lippen und tadellose Zähne. Der Neid freilich behauptete, sie hätte einen mit Golddraht im Munde befestigten künstlichen Zahn, aber in ihrer Gegenwart das zu behaupten, wagte Niemand. Sie war so schön, daß sie ungestraft rücksichtslos sein durfte, rücksichtslos gegen Moral, gegen Zucht und Sitte, rücksichtslos gegen das Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen. Sie war eine strenge, regelmäßige, classische Schönheit, eine verhätschelte, grausame, lüsterne, leichtsinnige Weltstadtdame, sie war ein Engel, aber ein dämonischer! Sie hatte berauschendes Glück und jähen Untergang in einer Hand.

Wie das nicht anders möglich, langweilte sich Placidia viel. Es hat ohne allen Zweifel etwas Ermüdendes und Langweiliges, den ganzen Tag mit Baden, Salben, Reiben, Färben, Haarflechten, Ankleiden und Auskleiden hinzubringen. Es beschäftigte die lebhafte Frau nicht genug, neue Schminken, neue Teigcompositionen (zum Schutz des Teints in der Nacht) und neue Liebhaber zu finden und so war sie auf die Chemie verfallen. Sie trieb Chemie, allerdings nur ein specielles Fach, aber ein Fach, was in Rom sehr nützlich und gefürchtet war, sie studirte nämlich die verschiedenen Arten, Compositionen und Wirkungen der Gifte. Sie hatte es darin sehr weit gebracht und manche Nebenbuhlerin hat diese Kunst mit ihrem Leben bezahlen müssen. Sie machte geschmacklose Gifte,

wasserhelle Gifte, Gifte die dem Nardenöl beigemischt werden konnten und gar nicht genossen, sondern nur eingerieben zu werden brauchten, worauf sich die Haut mit einem häßlichen Aussatz überzog und viele andere Gifte. Sie war also eine Künstlerin.

Als Tycheios bei der Künstlerin eintrat, war das Tagewerk derselben — nämlich ihre Toilette — bereits vollendet. Die Toilette war die einer reichen, genialen, leichtsinnigen Frau, die ihre Aufgabe darin sieht, die Leute je nach ihrer Absicht zu ärgern oder verrückt zu machen. Da sie von zweifelloser und hervorragender Schönheit war, so löste sie ihre Aufgabe Tag für Tag mit einer grausamen Exactheit.

„Bleib dort stehen!“ sagte sie zu Tycheios. Man lernte und übte in Rom fremden Besuchen gegenüber gewisse Vorsichtsmaßregeln, namentlich wenn man heftige und mächtige Feinde hatte.

„Was willst du von mir?“

„Ich will nichts von dir, schönste Frau, sondern ich bringe dir einen Brief vom wohledlen Olympius, den du geruhen wirst entgegen zu nehmen!“

„Drudilla!“ rief sie einer Sclavin zu, die am Ende ihres Lagers saß, „bring’ mir den Brief!“

Tycheios gab dem Mädchen den Brief und Placidia nahm ihn vorsichtig aus den Händen der Sclavin und besah ihn.

„Wer hat den Brief schon einmal erbrochen?“ fragte sie. Tycheios wurde verwirrt und dachte bei sich: Die

Frau hat einen Dämon im Leibe. Aber Tycheios hatte das mindestens auch, denn er sagte:

„Entschuldige, hohe Frau, daß ich mich in der Sänfte leicht auf den Brief, den ich hier in der Toga verborgen, aufgelehnt hatte. Dadurch war das Wachs etwas beschädigt, was ich als treuer Diener meines Herrn unterwegs so gut es gehen wollte, verbessern ließ!“

Da er sah, daß ihn Placidia mit einem stechenden Blick beobachtete, so machte der Strick bei diesen Worten die unschuldigste Miene von der Welt. Tycheios mußte sich in diesem Bestreben aber doch einer kleinen Uebertreibung schuldig gemacht haben, denn die Frau durchschaute ihn und fragte scharf:

„Du weißt also, was in dem Briefe steht?“

„Ich habe keine Ahnung!“

Neben dem Lager der Placidia stand eine Räucherpfanne, in der wohlriechende Kräuter und Parfümerien brannten und eine kleine blaue Flamme machten. Da hinein warf Placidia, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, den Brief. Dann kniff sie die Augenlider halb zusammen — wie wenn sie etwas genau in's Auge fassen wollte und sah Tycheios an. Dieser hatte alle Mühe, um ruhig zu bleiben. Es gingen ihm vor der Frau so viele Dinge durch den Kopf, was er gar nicht gewöhnt war. Der Vorgang mit den Brief, die verbrannte Reisschüssel, die hübsche Frau, Olympius, — Alles drehte sich in ihm.

„Wie heißt du?“ fragte plötzlich Placidia.

„Tycheios, schönste Frau!“

„Tycheios, du bist noch ein kleiner Stümper! Wenn du in der Welt vorwärts kommen willst, so mußt du ganz andere Saiten aufziehen!" sagte Placidia mit einem leichten Hohn. „Wie alt bist du?"

„Sechsundzwanzig Jahre!"

„Tritt näher! Noch näher! Immer näher, kniee hier nieder!"

Tycheios knieete dicht vor dem Lager der Placidia nieder und sie nahm seinen Kopf in beide Hände, drehte und besah ihn von allen Seiten, klopfte mit ihrer zarten überaus weißen Hand seine Arm- und Halsmuskeln, etwa wie ein Fleischer thut, ehe er ein Stück Vieh, oder ein Pferdehändler, ehe er ein Pferd kauft. Dann faßte sie mit der kleinen Hand in seinen Bart und zog daran, sodaß er ihr gerade in's Gesicht sehen mußte. Sie lächelte, so fein, so anmuthig. Ihre schwarzen Augen glänzten. So etwas war natürlich dem Tycheios noch nicht passirt, in den julischen Alpen nicht und auch sonst nicht. Er wurde also davon vollständig verdreht, wußte nicht mehr wohinaus und wäre der Placidia am liebsten um den Hals gefallen.

„Aus dir kann noch Vieles werden, mein lieber Tycheios," sagte Placidia. „Was also stand in dem Briefe?"

„Was weiß ich?" sagte Tycheios, der wie berauscht in die Augen der schönen Frau sah, „Olympius will die Reisschüssel haben!" Es war ihm plötzlich ganz gleichgiltig, was aus der Reisschüssel, aus dem alten Olympius und seinem Brief und aus der ganzen Sache wurde.

Da schlug ihn Placidia mit ihrer zarten Hand kräftig auf die Backe und sagte:

„Siehst du, Spitzbube! Ich hatte wohl Recht! Wirst du mich wieder betrügen wollen?“

Tycheios merkte, daß er auf dem besten Wege war ein Esel zu werden und sagte zerknirscht:

„Und wenn ich tausend Jahre alt werde, ich werde nicht wieder versuchen, dich zu hintergehen! Auch würde ich es nie können, denn du bist meine Meisterin!“

Und das war wahrhaftig keine Lüge. Der ausgediente Räuber aus den julischen Alpen konnte von der schönen Placidia noch Vieles lernen. Er hatte, wie er eben bemerken mußte, sein Handwerk noch lange nicht ausgelernt. Noch einmal griff Placidia in die dicken, wolligen, schwarzen Haare des Tycheios und schüttelte ihn mit einem höchst seltsamen und sonderbaren Lachen derb ab. Es schien ihr das Spaß zu machen. Dann sagte sie:

„Jetzt geh und sag' deinem Herrn, daß Alles in Ordnung ist!“

Tycheios machte ein einigermaßen dummes Gesicht, stand langsam auf und ging nach der Thür.

„Noch eins!“ sagte Placidia langsam. „Tycheios, kennst du den Barbaren-Gesandten?“

„Welchen Barbaren-Gesandten?“

„Ja, was weiß ich, wie der Mann heißt? Der mit Stilicho verhandelt hat!“

Wie Schuppen fiel es plötzlich dem Tycheios von den Augen. Wo hatte er denn seinen Kopf gehabt, daß er der Sache nicht gleich auf den Grund sah? Wurde

er denn immer dümmer bei der Frau? — Aber er wußte jetzt schon besser, wem er gegenüberstand und suchte seine Eindrücke zu verbergen. Er fragte also zunächst als ob er sich besinnen müsse, nachdenklich: „Mit Stilicho?“

„Na ja, mit dem Feldherrn!“

„Das kann nur Gauchos sein!“ sagte er dann langsam.

„Der Gothe?“

„Ganz richtig! Der Gothe!“

„Er soll ein wahrer Riese sein! Ist das so?“

„Er ist einen Kopf größer als ich und ist gut ein halb mal breiter als ich! Er ist ein schöner Mann mit blonden Haaren, wie sie die Damen lieben!“

„So!“ — sagte Placidia gedehnt und nachdenklich. Dann fuhr sie rasch fort: „Jetzt geh, geh und eile dich! Man wird ja später sehen!“ —

Jawohl! Das war auch die Ansicht des Tycheios. Man wird ja später sehen. Wie er aber wieder durch die indessen dunkelgewordenen Straßen zurückschritt — er hatte seine Sänfte wieder fortgeschickt, weil es nun kühler wurde, und er etwas Bewegung haben wollte — da fiel ihm wieder die alte eklige Hexe Chaleia ein. Chaleia und Placidia! Wie kann man nur in kurzer Zeit an zwei so grundverschiedene Charaktere denken? Aber es war so.

„Wenn Chaleia Recht hat,“ sagte Tycheios im Stillen für sich, „und mir der Tod des Gesandten großes Unheil brächte. — Und sie hatte bisher immer Recht!“

Langsam, mit gesenktem Kopfe schritt er weiter. Als er an eine Straßenkreuzung kam, verließ er die

bisher eingehaltene Richtung nach dem Palatin zu plötzlich, und bog rechts ab in der Richtung nach dem Circus Maximus! Bald darauf stand er vor der früheren Gladiatorenschule, die den Gothen als Quartiere angewiesen worden war. Neugierige Leute standen herum und sahen auf eine Anzahl Gothen, die unter den Arkaden als Wache auf und ab gingen. Tycheios trat heran und sagte zu einem derselben:

„Ist dein Herr drin?“

„Ja! Was willst du von ihm?“

„Ich möchte mit ihm sprechen!“

Mißtrauisch sah die Wache den Tycheios von oben bis unten an!

„Hast du Waffen?“

„Ich habe hier einen Dolch, den ich dir gern aufzuheben gebe. Sonst habe ich nichts bei mir! Sieh' selbst, da ist die Tunica.“

„Gut, tritt ein!“

Tycheios trat zunächst in eine große Halle, die zu einem Pferdestall umgewandelt worden war. Er mußte wohl von den Leuten des Gauchos wieder erkannt worden sein, denn er wurde hier wieder einer gründlichen Durchsuchung nach Waffen unterworfen! Aber man fand nichts als den Dolch, den er schon gezeigt hatte und den er in der Halle zurücklassen mußte!

Dann stieg er mit seiner Begleitung eine finstere Treppe hinan und trat oben in einen säulengetragenen Vorbau, auf dem Gauchos die Abendkühle genießend, auf und ab wandelte!

„Tycheios!“ sagte der Phylarch erstaunt, als er dessen ansichtig wurde. „Bist du's wirklich oder täusche ich mich?“

„Was hast du zu erstaunen, Soldat, wenn du mich siehst? Weshalb verursacht dir mein Kopf eine solche Ueberraschung?“

„Ich glaubte deinen Kopf etwas höher wiederzusehen, wenn ich ihn doch wiedersehen soll,“ sagte jung Gauchos, indem er die Pantomime des Hängens machte.

Tycheios sah ihn scharf an und sagte dann langsam und mit kräftiger Betonung:

„Soldat, ich glaubte eigentlich auch nicht, dich noch einmal wiederzusehen! Ich war meiner Sache sicher, aber du hast es nur deinem Glück, dem Zufall zu danken, wenn du heil wieder aus Rom kommst! Glaubst du mir das?“

„Nein! Aber was willst du nun beginnen? Bist du wirklich ganz frei oder nur entsprungen?“

„Ich bin freier wie du! Reden wir nicht davon!“

„Und was wirst du nun anfangen? Wirst du dein altes Metier wieder aufnehmen?“

„Ich denke ja!“ sagte Tycheios gemüthlich.

„Wieder Räuber in den julischen Alpen werden?“

„Oh nein! Das nicht! Weißt du, Soldat,“ plauderte Tycheios weiter, „ich habe mir das anders überlegt! Ich will doch lieber Präfect werden!“

„Präfect!“ erwiderte Gauchos verduzt.

„Ja! Es sieht doch reinlicher aus! Es ist weniger gefährlich, ist keine solche Schinderei wie in den rauhen Bergen und man kommt rascher vorwärts!“

„Nun — ich gratulire im Voraus! Aber — offen

gestanden — es thut mir leid, daß sie dich nicht gehangen haben!"

„Mir nicht!"

„Und was suchst du nun eigentlich bei mir? Glaubst du, ich sollte dir behülflich sein bei deinen Plänen? Mein lieber Freund, wir können solche Präfecten nicht gebrauchen, wie du bist!"

Tycheios wiegte überlegen den Kopf und winkte ihm mit der Hand verächtlich ab.

„Soldat, wie kann man so kindisch sprechen! Ich kann dich nicht begreifen! Wenn ich auf deine Hülfe warten wollte, das würde wohl lange dauern! Aber, Soldat, wenn du erst König sein wirst, so wirst du in deinem Lande keinen bessern Präfecten haben können, als mich! Verlass' dich darauf, Soldat!" — fuhr Tycheios mit erhobener Stimme fort, als Gauchos verwundert mit dem Kopf schüttelte und offenbar glaubte, Tycheios wäre verrückt geworden.

„Nun, aber was willst du jetzt von mir?"

Tycheios that etwas verlegen, hustete, räusperte und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie ablenkend sagte er nach einer Pause:

„Ich bin dir eigentlich noch Dank schuldig, Soldat!"

„Weshalb? Ich glaube doch mein Möglichstes gethan zu haben, um dir den Garaus zu machen!"

„Jawohl, das glaubst du! Aber es ist nicht so! Hättest du mich dem Präfecten in Aquileja übergeben, so wäre ich schon längst ein Fraß für die Würmer!"

Gauchos horchte auf und sagte dann hitzig:

„Du sagtest aber doch, daß du dich schon einmal von ihm losgekauft habest!“

„Ist auch so! Aber bei dieser Gelegenheit hat mich der Präfect merken lassen, daß bei ihm keiner zwei Mal dumm sein dürfe und ich ein zweites Mal jedenfalls verloren wäre! Deshalb war ich dir sehr verbunden, daß du mich nicht in Aquileja ließest! Nimm dafür meinen herzlichsten Dank, Soldat! Ich werde mich gelegentlich erkenntlich zeigen!“

Gauchos biß sich auf die Lippen vor Aerger und sah ein, daß er der schlauen Verschlagenheit des Tycheios erlegen war. Dann sagte er bissig:

„Nun, mein Freund, verlaß' dich darauf, ein zweites Mal werde ich ganz sicher gehen und mich persönlich überzeugen, daß du gehangen wirst!“

„Ich traue dir das zu! Du bist unerfahren genug dazu!“ Dann fragte er ruhig und gemüthlich: „Ißt du gern Reis?“

Es lag unleugbar etwas Drolliges im Verkehr dieser beiden Männer. Die Bockssprünge der Phantasie des Tycheios hätten dem Gauchos vielleicht Spaß gemacht, wenn er sich nicht verpflichtet gefühlt hätte, den Mann im Grunde seines Herzens zu verabscheuen und zu hassen, weil er ein Gauner war, vielleicht auch weil er schlauer war wie Gauchos. Tycheios wieder hatte vor dem großen Barbaren einen ihm selbst unerklärlichen Respect und gleichwohl mußte er sich verwundert fragen: wie kann einer so groß und so dumm sein?

„Ob ich gerne Reis esse!“ sagte Gauchos erstaunt und Tycheios nickte lebhaft.

„Weshalb?“

„Nun — weil Reis in Rom manchmal schlecht bekommt! Entweder, — Soldat, horche einmal ordentlich drauf! — Entweder du ißt gar keinen Reis und das wäre gut, oder wenn du davon ißt, so trinke eine derbe Portion Milch hinterher! Verstanden?“

Ohne Gruß, ohne jedes Zeichen wandte er sich damit ab, ging durch das Gemach zurück nach der Treppe und stieg hinab. Unten angekommen, sagte er zu den Leuten, die herumstanden:

„Gebt mir meinen Dolch wieder! Ich muß gehen! Es ist schon ganz finster! Geht euer Herr aus?“

„Was geht das dich an? Er ist eingeladen auf den Palatin!“

„Mich geht's nichts an, Grobian! Aber dich und euch Alle! Ihr seid Alle Klötze! Wenn euren Herrn etwas passirt, wird man gut thun, euch zu hängen! Geht er allein?“

„Er geht nie allein!“

„Ist das ein Sturm!“ sagte Tycheios, indem er seinen Dolch wieder in die Toga steckte. „Wie das heult da draußen! Ich glaube gar, es wird heute regnen! Ihr solltet heute Obacht geben! Versteht ihr? Gute Nacht!“

Gauchos stand lange noch, nachdem Tycheios von ihm fortgegangen war, sinnend still, bis er plötzlich mit einer unwilligen Bewegung auffuhr und die Stirn finster runzelte! Er hatte sich auf den absurdesten Gedankencompo=

sitionen ertappt, die einem Phylarchen aus dem Alarich'schen Gothenheere und noch dazu vom Schlage des Gauchos einfallen können! Vielleicht, hatte der Phylarch nämlich innerlich und wie gesagt, fast unbewußt, raisonnirt, ist dieser Tycheios doch mehr bedauernswerth als schlecht! Vielleicht würde er unter anderen Bedingungen doch ein nützlicher Mensch geworden sein, vielleicht würde er bei seiner unleugbaren geistigen Beweglichkeit und Gewandtheit doch noch ein fähiger Beamter werden! Vielleicht kann Gauchos doch noch einmal Zuneigung zu dem Burschen fassen, der mehr entgleist als versunken zu sein scheint! Hier machte der Phylarch die schon erwähnte Bewegung! Es war ihm unbegreiflich, wie ihm so etwas durch den Kopf gehen konnte! Er, der Phylarch Gauchos und ein Straßenräuber!! —

Der reiche Obereunuch des Kaisers, der dicke Olympius, wußte zu leben! Das bezweifelte in Rom kein Mensch, der von der Sache etwas verstand. Das Sommer-Triclinium in seinem römischen Palast auf dem Palatin war ein Muster verschwenderischer Pracht und künstlerischen Geschmacks. Eine leichte aber genial angehauchte Frivolität beherrschte das Ganze und namentlich die Wandmalereien, die in der farbenprächtigen, anmuthigen Weise ausgeführt waren, wie sie die Nachwelt durch das „glückliche Unglück" des Untergangs von Pompei als sogenannten pompejanischen Geschmack kennen gelernt hat, machten einen überaus heiteren, lebensfrohen und freudigen, zum Genuß einladenden Eindruck! Da war nichts von schwerer pedantischer Grübelei, von tiefsinniger Gestaltungskraft oder

Lebensauffassung, von wildragenden Felsen oder Wäldern oder dunklen Wolkenmassen, die Ungewitter dräuten, es waren alles feine, einer glücklichen Naivität und einer gewissen sinnlichen Urwüchsigkeit entsprungene Sujets, die zart empfunden und kräftig durchgeführt das Auge wirklich fesselten und erfreuten! Da waren zwei kämpfende Ziegenböcke mit einer genialen Komik durchgeführt, dort eine Naumachie mit wunderbarer Farbenharmonie und einer drastisch wirkenden Perspective, oberhalb der Bilder, nahe der Decke, auf dunkelrothem Grund, war ein Zug tanzender und trunkener Amoretten, von denen sich einige durch denjenigen Körpertheil als zwerchfellerschütternd bemerklich machten, der die Venus callipygos berühmt gemacht hat. Und Olympius hatte Recht. Für die ewige Weltbeherrscherin Rom, für die von keinem Feind bedrohte oder bezwingbare Stadt war dieser sinnige Schmuck, der das „Recht der Gegenwart" predigte, der in unversiegbarer Genialität sich ausbreitete über die ganze Stadt, gerade gut genug. Nirgends in der Welt waren die Gebilde der Kunst und Poesie so sicher vor Barbarenhänden und Barbarengier geschützt als in Rom! Mochten sich die Barbaren in ihren Holz- und Strohhütten an ein Kommen und Verschwinden gewöhnen, so gut sie konnten, Rom sollte glänzen, mußte glänzen, vor allen Städten der Welt und es that das auch!

Der Ausschmückung des Locals, das hin und wieder eine (unisone) Musikcapelle belebte, stand natürlich die Ausschmückung der Tafel nicht nach. Drei Welttheile hatten die Ehre, ihre Leckerbissen zur Tafel des Olympius zu liefern und seine Gäste, die heute Nacht wieder um

den niedrigen Tisch herumlagen (auf zu ebener Erde befindlichen Polstern ausgestreckt) hatten alle Ursache, dem Wirthe ihre Complimente zu machen.

Sie hatten sich's bequem gemacht. In leichten, kürzeren oder längeren Seidentuniken lagen Olympius, der Präfect Pompejanus, die schöne Placidia, mehrere hohe Beamte von Rom mit ihren Frauen, und Gauchos — im Panzer da. Das war etwas stark! Es machte ungefähr den Eindruck, als wenn ein römischer Centurione in der Synthesis durch die wilden Wälder Germaniens hätte reiten wollen.

„Mach's dir bequem, Gauchos!“ hatte der edle Olympius mehrmals gesagt. „Seit wann liegt man einer Prinzessin Placidia im Panzer gegenüber?“

„Verzeih', edler Herr,“ hatte Gauchos gesagt, „daß ich nach meiner Landessitte speise!“

Ebenso standen vor dem verhangenen Eingange des Tricliniums zwei Gothen von des Gauchos Begleitung in vollen Waffen — zur persönlichen Bedienung ihres Herrn. Sie stachen sonderbar genug gegen die mit kurzgeschürzten Tuniken bekleideten, fortwährend ab und zu laufenden Sclaven von gelber, brauner und schwarzer Farbe ab. Weitere achtzehn, vollständig gewaffnete gothische Riesen standen unten in der Vorhalle des Palastes — ein Beweis der Hochschätzung des Phylarchen gegenüber seinem Wirth.

Mit wachsendem Staunen und Interesse hatten sich vom Anfang des Mahles an Gauchos und Placidia betrachtet. Es war als ob eine geheime Bestimmung, eine unabwendbare Fügung des Schicksals diese zwei ganz und

gar verschiedenen Naturen einander verbinde, aneinander fessele. In der That konnte man wohl kaum größere Gegensätze in der Welt finden, als diese beiden! Der gediegene, schwere, bis zur Unbeholfenheit gewissenhafte und ernste Gauchos, und die flitterhafte, verführerische, unmoralische Placidia, zwei Extreme, zwei Naturen, von denen es durchaus zweifelhaft war, welche von beiden stark genug sein würde, die andere zu besiegen, denn auf Tugenden, ebenso wie auf Lastern, reiten sich die Menschen gleichmäßig fest.

Heute aber war Placidia ausnahmsweise unruhig, aufgeregt! Wenn sie nicht so geschminkt gewesen wäre, würde man das auch an ihrer wechselnden Gesichtsfarbe gesehen haben. So aber hatte diese eine gleichmäßige Marmorfarbe, und nur die Augen spiegelten wider und verriethen, daß sie von etwas Außergewöhnlichem in Anspruch genommen war, daß sie um einen Entschluß kämpfte — ohne Erfolg! Dabei coquettirte sie mit Gauchos in einer Weise, die die Grenze des Erlaubten — und die war für Placidia sehr, sehr weit — fast überschritt.

„Sieh hierher," sagte sie, „das ist gute byzantinische Arbeit, ein Geschenk meines Bruders Arkadius, der leider jetzt fast immer krank ist. Oh, man macht jetzt schöne Sachen in Byzanz, fast so gut wie in Rom!"

Damit beugte sie sich ganz nahe zu ihm hin und zeigte ihm ein Halsband, das sie trug, und das allerdings von wunderbarer Arbeit war. Es waren Silberkugeln verschiedener Größe, die ausgehöhlt worden waren. Auf der Oberfläche waren in meisterhaft ausgeführter

Weise Reliefarbeiten, welche Scenen aus den Sophocleischen Tragödien darstellten! Aber Gauchos sah davon doch nur wenig, trotzdem sie sich so nahe zu ihm herüberbeugte, daß er ihr Parfüm roch und zufällig sah, daß ihre Synthesis mangelhaft schloß! Dabei lächelte sie in einer so feinen Weise und blitzte ihn mit ihren feuchtglänzenden Augen so eigenthümlich an, daß Gauchos befangen wurde.

„Dein Bruder weiß, daß sich für dich nur das Beste ziemt,“ sagte er verbindlich.

„Oh, ich habe eine Menge guter Schmuckstücke von ihm. Du mußt mich besuchen, Gauchos, ich werde sie dir alle zeigen! Ueberhaupt darfst du nicht so schnell wieder abreisen, du mußt Rom kennen lernen, damit du wenigstens eine schöne Erinnerung mit in deine geliebten Heimatwälder nimmst! Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich ginge gar nicht wieder nach Illyrien!“

„Sprich nicht so, Prinzessin! Du wärst im Stande, mich zu Allem zu überreden!“

„Nun, so werde ich das auch thun! Ich darf mich also darauf verlassen, daß du mich morgen besuchst!“

Soeben brachten vier Sclaven auf einer Trage eine Anzahl Schüsseln vom feinsten corinthischen Erz, die ganz gleichmäßig gearbeitet waren. Es waren oben — auf dem Rücken — offene Enten, die mit verschiedenen Leckerbissen gefüllt waren! Vor jeden Gast wurde eine solche Ente hingesetzt und Gauchos bekam in seiner Ente einen köstlich duftenden Reispudding.

„Das ist unmöglich, schönste Placidia, denn ich reite

morgen früh aus Rom und bin noch Ende dieser Woche in Illyrien!“ sagte Gauchos, im Begriff, von seinem Pudding zu essen! Mit schmeichelnder, liebenswürdiger Geste legte Placidia ihre Hand auf seinen Arm, sah ihm unschuldig und bittend in die Augen und sagte:

„Wenn ich dich aber recht herzlich bitte, Phylarch, reitest du auch dann? Ich habe dir so viele schöne Sachen zu zeigen! Ich kann dir versichern, du weißt von Rom garnichts, wenn du nicht zu mir kommst!“

„Es ist unmöglich!“

„Nur einen einzigen Tag, Gauchos!“

Was hatte Placidia auf einmal? Ihre Stimme klang schrill und aufgeregt, ihre Unruhe stieg, ihre Augen waren ängstlich und stechend auf Gauchos gerichtet!

„Willst du mich nicht essen lassen, schönste Frau? Ich habe nur nach großem Widerstreben und nur auf das liebenswürdige Drängen des hochedlen Olympius nachgegeben, diese Nacht hier zu sein! Morgen aber ist meine Zeit auf alle Fälle um! Meine Mission ist erledigt und deshalb gehe ich wieder in unsere Berge zurück!“

Immer näher beugte sich die schöne Kaisertochter zu jung Gauchos hin, immer dringender, beweglicher, wenn auch leiser flüsterte sie ihm zu:

„Ich beschwöre dich, Phylarch, reise morgen nicht! Fürchtest du nicht einen Anschlag, einen Ueberfall, einen Racheact? Reise, wann es Niemand denkt und weiß, daß du reisest! Nein, höre mich weiter, Gauchos! Wenn du das Alles nicht fürchtest — ich glaube dir das gern — gelte ich dir gar nichts? Hunderte geizen nach dem, was

ich dir biete! Nur du allein schützest eine trockene Pflicht vor, um dich mir zu entziehen!"

Noch immer hielt Placidia ihre feine weiße Hand auf den Arm Gauchos', der ihr aber nur zerstreut zuhörte und offenbar von einer andern Idee zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er ihren lockenden und verführerischen Gesten hätte folgen können! Der dicke Olympius selbst wurde auf die Scene aufmerksam und runzelte die Stirn. Ein Sclave trat eben hinter ihn und flüsterte ihm in's Ohr:

„Zwanzig, Herr!"

„Zwanzig?"

„Ja! Alle vollständig gerüstet und bewaffnet!"

„So spare den Falerner nicht, oder wenn ihnen der nicht schmeckt, so schenke ihnen Chierwein ein! Lauf' und richte alles her, wie ich es wünsche!"

„Herr, ich habe schon Alles versucht, allein sie trinken nicht."

„Ei, sie sollen trinken! Geh! Sie sollen!"

„Glaubst du nicht, Gauchos, daß du deinem Herrn und König einen Dienst erweist, wenn du der Schwester deines Kaisers einen Besuch machst?"

„Ich sagte schon, Prinzessin, daß meine Mission erfüllt ist. Ich habe keine andere!"

„Du bist ein böser, harter Mann! So könntest du doch einen solchen oder ähnlichen Vorwand nehmen, um noch einen oder einige Tage zu bleiben! Siehst du nicht, Gauchos, wie viel mir daran liegt? Nicht wahr, du bleibst!"

Was war das? Placidia hatte in den dunkeln Augen zwei Thränen und ihre Stimme zitterte! Weich, ergeben, schmeichlerisch hatte sie gesprochen, ihr ganzes Wesen machte den Eindruck flehenden, herzbrechenden Bittens! Jung Gauchos war ein ganzer Held! Einer Placidia zu widerstehen, das hatte noch Niemand fertig gebracht! Aber schwer wurde es ihm doch, als er antwortete:

„Ich reise morgen! Ich kann dir, schönste Placidia, nur die Wahl stellen, entweder mit mir zu reiten, oder zu warten, bis mich das Schicksal wieder nach Rom führt!“

Placidia war eine höchst bewegliche Dame! Kaum hatte sie nämlich diese Weigerung des Phylarchen gehört, so schien sie das Opfer einer plötzlichen Wuthaufwallung zu sein, was sich sofort in Mienen und Blicken kundgab. Sie beugte sich rasch von ihm zurück und sagte fast höhnisch:

„So wünsche ich gute Reise!“

Der Phylarch hingegen war ebenfalls von wunderlichen Gedanken in Anspruch genommen. Für so schlecht und niederträchtig er den Tycheios hielt, so konnte er doch nicht glauben, daß er ihn umsonst, oder gar aus Hinterlist vor Reis gewarnt hat. Er war fast überzeugt, daß die vor ihm stehende Speise Gift enthielt, nur war er erstaunt darüber, daß augenscheinlich Placidia um den Mordversuch wußte. Was hätte sie sonst bewogen, ihn so lange im Essen zu hindern. Um der Sache auf den Grund zu kommen, gab er sich den Anschein, als wolle er von der Speise essen. Dabei bemerkte er, wie sowohl Olympius als auch Placidia ihn aufmerksam beobachteten.

Dann schob er die Schüssel bei Seite.

„Willst du nicht essen?“ fragte rasch Placidia.

„Nein! Ich esse nie Reis!“

„Versuche, versuche! Nach meinem eigenen Recept bereitet!“

Der Phylarch zuckte leicht zusammen. Es war nicht Zorn, nicht Widerwillen gegen diesen Cynismus, es war eine tiefe Wehmuth, die sich des Phylarchen bemächtigte. War es möglich? In diesem glänzenden Weibe, das von der Natur und von den Menschen in so verschwenderischer Fülle begnadet worden war, lauerte dämonischer Verrath, war ein Abgrund moralischer Verworfenheit verborgen.

Er stand rasch auf und ging nach dem Eingang des Tricliniums, wo er zwei seiner Leute stehen wußte.

„Wir brechen auf!“ sagte er rasch, dann kehrte er zurück in den Saal und blieb stehen, wo Placidia gelagert war.

„Verzeihe, schöne Frau, daß ich dieses Recept verachte,“ sagte er leise zu ihr. „Du hättest mir jedenfalls weniger wehe gethan, wenn ich davon gegessen hätte, als du das mit deiner letzten Aeußerung gethan hast. Ich hätte sogern das Andenken an eine ebenso schöne als edle Frau mit aus Rom genommen. Verzeih es dir Gott, daß du mir diesen Wahn zerstört hast. Ich kann es nicht. Leb wohl!“

„Gauchos, bleib!“ schrie Placidia mit durchdringender, herrischer Stimme.

„Laß mich, damit nicht die Verachtung mich über=

manne!" erwiderte Gauchos rasch und verließ mit hallenden Schritten das Gemach. —

Als Gauchos mit seinen Leuten auf die Straße trat, herrschte immer noch ein stürmischer schwüler Südwind, der die Wipfel der Bäume schüttelte und dicke schwere Wolkenmassen über Rom dahinjagte. Nachdem Gauchos sein Quartier erreicht hatte, gesellte sich auch noch ein warmer, prasselnder Regen zu dem Unwetter, so daß die finsteren Straßen und Plätze der Stadt, die sonst einen so glänzenden, schönen Eindruck machten, unwirthlich, unfreundlich und gar nicht einladend aussahen. In höchster Aufregung, Niemandem Rede stehend und nur Blicke der Verachtung und des Zornes um sich werfend, hatte auch Placidia das Haus des Olympius verlassen. Stöhnend warf sie sich in die Kissen ihrer Sänfte, raufte ihre schön gekräuselten Haare und geberdete sich wie ein Verzweiflungsopfer. Zu Hause angekommen, warf sie sich in wilder Gluth vor einer im Atrium stehenden Venusstatue nieder und rang die Hände in jämmerlicher Weise. Was war über die Frau gekommen? Sie war so ganz und gar anders geworden. Noch nie war sie so tief bewegt worden, wie in dieser Nacht!

„O heilige Göttin," betete sie, „Erhalterin des Alls, die du allen Menschen so freundlich begegnest und aus deinem Füllhorn endenloses Glück über die Welt verbreitest, die du in nie erreichter Gerechtigkeit Könige und Bettler, Arme und Reiche, Gesunde und Kranke mit deinem glückspendenden Strahl erwärmst und das düstere Dasein des Erdenlebens mit dem heiligen Licht reiner Liebe segnest

und erhellst — was habe ich Unglückselige gesündigt vor dir, daß du mich also strafst? Daß du mein Herz zermarterst und mit grimmer Qual zerfleischst?"

Außer dem Weinen und Schluchzen der gequälten Frau war in dem großen, düstern Gemach nichts zu vernehmen. Gespenstisch klang das Geräusch, welches ihre Gewänder verursachten, wenn sie die weichen Arme um den kalten Stein der Statue schlang und diese mit ihren brennheißen Lippen küßte.

„In einer Wüste voll von eklem Tand und grausamem Selbstbetrug hast du mich irre geführt, hast du mich ausgesetzt und versinken lassen und jetzt, wo mich dein Götterstrahl voll und gewaltig trifft in die unberührte wildbewegte Brust, wo mir des Weibes einziges Glück zum ersten Male im milden, vollen, herrlichen Glanz erscheint, willst du mich verlassen, mich höhnischer Verachtung übergeben? Das Glück, das ich so oft ersehnt, von dessen zündender Macht und wonnereichem Jubel deine Priester erzählen, willst du mir verwandeln in den Fluch der Verzweiflung? Das Glück, das ich ersehnt in so vielen schlaflosen Nächten, soll eine Andere genießen? Tödte mich, Göttin, du Segen spendende, nur einmal laß mich noch glücklich sein!"

In das Impluvium fielen schwere Regentropfen und verursachten in dem Bassin ein geisterhaftes Plätschern, das an den Marmorwänden des Atriums widerhallte. Mit klagendem Getön drang der Sturm in das üppige statuengeschmückte Atrium und brachte fröstelndes Schauern. Aber Placidia, die in glühender

Leidenschaft klagend und schwelgend zu den Füßen der Venusstatue lag, hatte für nichts Aufmerksamkeit, als für ihr Gebet.

„O, leihe mir deine Hülfe, du mächtige, weltbeherrschende Gottheit, nur ein einziges Mal, leihe mir den unwiderstehlichen Geist wahrer Liebe und räche nicht die Sünden, die ich schamlos und in Thorheit versunken an dir beging, laß mich das Glück erringen, dessen Keim du in meiner Brust milde waltend bargest und ohne das ich nicht leben kann und nicht leben mag!"

Was erwartete wohl Placidia von der Göttin für Hülfe? Sollte sie mit einem Blitzstrahl das harte Herz des Gauchos erweichen, oder ihr selbst des Herzens Frische und die zündende Macht der Gefühle zurückgeben — wie es vordem war? Placidia hatte in der kurzen Zeit, seit sie Gauchos gesehen, die römische Weltdame vollständig und gründlich abgestreift. Ihre Toilette war nachlässig und zerzaust, ihr Haar in Unordnung, in ihren Zügen machte sich statt der gefälligen, zarten, glücklichen Weichheit jetzt eine gewisse nervöse und leidenschaftliche Härte bemerkbar. Mit der ihr eigenen schrankenlosen Wildheit in Neigungen und Leidenschaften hätte sie Gauchos ohne Weiteres vergiftet, nachdem sie gehört hatte, daß er nicht für sie zu haben war. Wenn sie den Phylarchen nicht besitzen konnte, sollte eine Andere ihn noch viel weniger besitzen. Aber der Phylarch lebte nun doch und hatte sie beschämt und verstoßen. Das war's, was sie vollständig verändert hatte. Zu ihrer Liebe kam die Scham vor dem, den sie liebte. Es war ein Sturm widerstreitender Ge-

fühle in ihrer Brust erwacht und in ihrer erbärmlichen Rath- und Hülflosigkeit warf sie sich am Fuße der Statue nieder. Warum sollte sie nicht auch „nach ihrer Façon“ selig zu werden versuchen?

Nach einer langen Pause erhob sie sich endlich mit einer wilden Entschlossenheit, warf in unruhiger Hast eine Toga um und verließ trotz Sturm und Regen allein und zu Fuß ihr Haus. Sie war noch keine hundert Schritte in athemloser Hast gelaufen, als sie — der ungewohnten und hastigen Bewegungen und des stürmischen nassen Wetters halber unter einem Straßenbogen Halt machen mußte. Erschöpft und keuchend lehnte sie sich an das Mauerwerk, das ihr wenigstens momentan Schutz vor dem Regen bot, wenn sie auch dafür dem Zugwinde umsomehr ausgesetzt war. Es war ein entsetzliches Wetter und für die verwöhnte, zierliche und feine Placidia um so entsetzlicher, als sie noch nie sich in einer ähnlichen Situation befunden hatte. Plötzlich schrak sie heftig zusammen. Ein dunkler Haufen, den sie für zusammengekehrten Unrath gehalten hatte und der bei ihrem Untertreten regungslos im Dunkel des Straßenbogens lag, fing an sich zu bewegen und zu stöhnen. Sie wollte schreien, aber sie brachte keinen Ton über die Lippen und der dunkle Haufen rutschte und kollerte und wälzte sich näher und näher an sie heran.

„Ich bin ein armes, elendes Weib und sterbe vor Hunger. Bei den Göttern, die dich und deine Nachkommen groß machen werden, vor aller Welt, schenk' mir was!“

Zitternd suchte Placidia in ihren Kleidern — sie hatte nichts, gar nichts bei sich.

„Sieh, das Wetter ist so grausam und ich habe nichts, womit ich meine Glieder bedecken könnte,“ fuhr die alte, kranke Frau fort, „gieb mir ein Tuch, damit ich mich bedecke!“

Da löste Placidia ihre Toga und warf sie der Alten zu. „Hier, hülle dich ein und bete für mich!“ sagte sie, dann rannte sie wieder weiter in die Nacht hinaus. Aber der Regen wurde immer heftiger und die dünnen Unterkleider, die Placidia nur noch anhatte, und sie kaum bis zum Knie bedeckten, waren bald vollständig durchnäßt. Es war ein weiter Weg, den sie zurückzulegen hatte und in den engen winklichen Straßen war kein Schutz gegen Sturm und Regen. Endlich erreichte sie halbtodt vor Ermüdung und bis auf die Haut durchnäßt die Säulengänge des Forums, unter denen sie hinzugehen dachte bis sie die Straße nach dem Circus Maximus erreichte. Aber schon nach kurzer Zeit war sie von einem Trupp Nachtschwärmer, die wohl auch hier Zuflucht vor dem Wetter gefunden hatten, bemerkt worden, der sich nun mit groben, unfläthigen Reden ihr näherte.

„Ein Hirsch, ein Hirsch! Greift zu! Ein feines, edles Thier! Halloh, Halloh!“ scholl es hinter ihr her und mit einem wilden, gequälten Aufschrei verließ sie die Säulengänge wieder, um im Schutze kleiner Gassen und Gäßchen ihr Ziel zu erreichen. Sie fühlte jeden Tropfen auf ihren Körper aufschlagen. Da sich die seidenen Tuniken, die sie unter der Toga getragen hatte, von

der Nässe hart an den Körper angelegt hatten, war ihr auch das rasche Gehen erschwert. Ihre Formen traten mit einer außerordentlichen Genauigkeit hervor und Placidia konnte von Glück sagen, daß sie ihren lüsternen Verfolgern entkommen war. Wieder blieb sie — diesmal mitten im Regen — erschöpft stehen. Hatte sie sich verirrt? Um aller Götter willen, nur das nicht. Wem sollte sie hier trauen, wen um Auskunft fragen? Sie faltete die Hände, rang sie weinend und lief ein kleines Stück in eine Straße hinein, kehrte aber wieder um. Suchend, unentschlossen, einer Ohnmacht nahe, stand sie wieder still in dem vom Regen und Sturm durchbrausten finstern Straßengewirr. Und Niemand, keine Seele zu sehen, mitten in Rom ganz allein, mitten in der Millionenstadt ganz verlassen! Da sah sie weit — weit am Ende einer Straße das Geleucht einer Fackel und schon halb unbewußt und willenlos keuchte sie darauf zu. Aber es war noch so weit — so weit! Ihre Hast, ihr ängstliches weinerliches Keuchen zwar nahm immer zu, aber doch konnte sie nur immer langsamer vorwärts kommen. Wie ein Kind, wie ein schutz- und hilfloses Kind kam sie sich im Aufruhr der Elemente und in der Verlassenheit der Millionenstadt vor. Auch weinte sie wie ein Kind. Aber ihr Wille ist nicht der eines Kindes. Ihr Wille gab ihr immer wieder neue Kraft und so erreichte sie endlich die Fackel. Zu ihrem Glücke war es ihr Ziel. Zwei Gothen liefen in der Vorhalle der alten Gladiatorenschule auf und ab und sahen erstaunt die zarte, weibliche Gestalt, die halb entblößt, vom Sturm zerzaust und

vom Regen durchnäßt wankend und weinend die Stufen in die Höhe klomm.

„Gauchos!“ rief Placidia mit einer letzten Anstrengung, dann wankte sie und fiel glücklicherweise in die Arme eines der Gothen, der sie verwundert und schmunzelnd wie eine Mutter ihr Kind in die Höhe hob, ihren Kopf an seine Schulter lehnte und mit den nervigen Armen ihre Glieder schützend und schirmend umschloß. So trug er sie die Treppe hinauf in die Halle des Gauchos, der sich zu einem kurzen Schlummer niedergelegt hatte, trotzdem aber nicht schlief.

„Phylarch,“ rief der Gothe.

„Was giebt's?“ antwortete Gauchos sofort von seinem Lager aus.

„Hier bring ich eine Frau, die wohl mit dir reden will, denn sie nannte deinen Namen.“

Vorsichtig suchte der Mann dabei Placidia auf die Füße zu stellen, etwa so, als ob er es mit einer Porzellanpuppe zu thun gehabt hätte, die bei jedem Windstoß umfallen könnte.

Erschrocken sprang Gauchos auf und rief im höchsten Erstaunen:

„Placidia!“ Aber diese lag sofort zu seinen Füßen, was der Gothe bei aller Vorsicht nicht hindern konnte.

„Erhebe dich, Placidia,“ murmelte Gauchos bewegt, „was willst du hier und in diesem Zustande? Du bist naß und entkräftet, nimm hier auf diesem Lager Platz. Entledige dich der nassen Kleider, ich werde dir trockene Decken geben.“

„Trockene Decken,“ wiederholte Placidia mit scharfer, schneidender Stimme. „Gauchos, du sorgst dich wie eine Mutter, damit ich ja nicht etwa einen Schnupfen bekomme und stößt mit Hohn und Abscheu meine Seele in den Abgrund. Und wenn ich unterm Gewicht meiner Schuld jammernd und um Mitleid bettelnd zusammenbreche — was kümmert's dich? Du bist von Stein, Phylarch, du hast kein Herz! Trockene Decken!!“

Der Phylarch war wie versteinert und ließ kein Auge von ihr. Wie sie sich vor ihm wand, wie noch in der ungleichen Fackelbeleuchtung ihre feinen, weißen Glieder trotz ihrer qualvollen Seelenstimmung einen unbeschreiblichen, zauberhaften Reiz ausübten, wie ihre sonst lieblichen und süßen Augen jetzt bald mitleidheischende und heiß bittende, bald verzweifelnde und wildblitzende Blicke zu ihm sandten, wie ihre vollen, zitternden Arme sich ihm entgegenstreckten, stand Gauchos wie gebannt vor ihr! — Und Gauchos ist doch nur ein Barbar, ein gothischer Barbar. Es gab in Rom doch viele Dinge, von denen man sich in den illyrischen Wäldern nichts träumen ließ!

„Ich hab' dich nicht gekannt, Phylarch, als ich das Gift mischte und wollte dich nur vergiften, als ich sah, daß du mir nicht gehören willst — nicht einen einzigen Tag. Kannst du den Mord mir nicht verzeihen, so verzeihe mir meine Liebe; ich kann und will dich einer Anderen nicht lassen!“

„Und einen Unbekannten, der dir nie etwas zu Leide gethan, dich nie gekränkt, dich nie gesehen, wolltest du er-

morden? Selbst deine Liebe, Prinzessin, greift zum Mord? In welchen Pfuhl bist du versunken!"

Der Phylarch begriff sich selbst kaum. Er wußte nicht, wie er dazu kam, einer Frau von der Stellung, der Schönheit und dem Einfluß Placidia's aus einem einfachen politischen Mord einen Vorwurf zu machen. Der römische Hof kannte seit Jahrhunderten nur Ziffern, keine Menschen. Was wäre aus Rom geworden, wenn man die Provinzen, die Barbaren, die Sclaven u. dergl. auch sozusagen als Menschen anerkannt hätte und ihnen Achtung und Rechte gebilligt hätte, die sie weder erworben hatten, noch ihnen zukamen. Mehr als zwei Drittel sämmtlicher römischer Kaiser starben eines gewaltsamen Todes und ein Phylarch von Illyrien kam mit einer Moral, die kein Mensch in Rom verstand. In seinen Wäldern mochte er Verständniß finden, bei Völkern, die noch roh und ungebildet waren, denen die Naivetät der Natur noch die Binde vor die Augen hielt — in Rom nicht. Rom hatte schon zu sehr vom „Baume der Erkenntniß" genascht — ein zweiter Sündenfall!

Ganz eine Tochter ihres Landes und ihrer Cultur sagte auch Placidia:

„Die Größe Roms hat die Moral gefesselt, was richtest du die Sünde eines Volks an mir allein? Phylarch, zeige mir den Weg zu deinem Herzen, zu deiner Liebe Heiligthum, ich will ihn wandeln — bei den Göttern — und sollte es mein Todesgang sein!"

Mit der Linken hatte sie seine rechte Hand gefaßt, und legte ihre rechte Hand vertraulich auf seine Schulter.

Ihre Blicke suchten heiß und brennend sein Auge und ihre kleine, schmiegsame Gestalt, die ihm noch nicht einmal bis zur Schulter reichte, lehnte sich schmeichelnd und heimlich an ihn an.

„Wie kann ich einer Mörderin vertrauen?“ murmelte Gauchos, mehr für sich. Aber Placidia hatte es doch gehört und sagte heftig:

„Ich brauche dein Vertrauen nicht, doch deine Liebe! Phylarch, weißt du, wie eine Römerin liebt? Ich bin dein Kind und deine Sclavin, dein Hund, der treu an deiner Seite bleibt, der dich bewacht und vor Gefahren warnt und schützt! Ich leide und sterbe mit dir, wenn du stirbst! Und ich verlange nichts als deine Liebe, Gauchos!“

Ihre Stimme hatte einen bestrickenden, süßen Wohllaut und ihre Augen funkelten schon im gewohnten Triumph auf, als Gauchos fast unwillkürlich seinen Arm um ihre zarte, bebende Gestalt schlang.

„Und wenn ich standhaft bliebe, gegen alle deine Reize blind und andere Bande mich zur Heimat drängten — —“

„Dann tödte ich dich!“ zischte sie und klammerte sich noch fester um ihn.

Im süßen Vergessen standen sie einen kleinen Moment, schweigend einander ansehend, still, worauf der Phylarch sie plötzlich erschreckt losließ und starr nach dem Hintergrund der Halle sah, wo er unter den Säulen eine hohe, ernste Gestalt zu bemerken glaubte.

„Theodahat!“ schrie er laut auf.

— — „Als er aber in die erste Herberge einkehrte,

wurde ihm der Zaum von seinem Pferde gestohlen, so daß er es nicht mehr regieren konnte und reiten mußte, wie es dem Pferde einfiel — —" surrte es ihm in den Ohren.

„Was hast du, Gauchos?" flüsterte scheu Placidia.

„Laß mich! Du kannst nie und nimmer mein Weib sein!" schrie der Phylarch und wandte sich rasch ab.

Wie vom Blitz getroffen sank Placidia in sich selbst zusammen. Nur einen gurgelnden, unheimlichen Laut ließ sie hören, dann war einen Augenblick Alles ruhig. Plötzlich aber suchte sie tastend und hastend an ihrem Körper herum und zog endlich einen Dolch aus ihrem Gürtel.

„So stirb, Barbar!" rief sie laut und wollte auf den abgewandt von ihr stehenden Gauchos zustoßen, als eine nervige Faust ihre Hand faßte und ihr rasch den Dolch entwand. Blitzschnell drehte sie sich um und sah Tycheios vor sich stehen.

„Bist du's?" sagte sie dann langsam und erstaunt.

„Was habe ich dir gesagt, Soldat? Was habe ich dir gesagt? Ich habe dir gesagt, du kennst Rom nicht und wirst mich brauchen können. Weil ich nun ein nobler Mann bin, so habe ich dir freiwillig und ohne Bezahlung meine Hülfe angedeihen lassen. Und was thust du dafür? Ein Räuber und Gauner würde nicht so niederträchtig handeln, wie du gethan hast. Du machst ein großes Geschrei wegen des Reispuddings und hängst dadurch meinen Kopf in die Luft. Oder glaubst du vielleicht, Olympius und Placidia würden mir meine gutmüthige Plauderei verzeihen? Ich sage dir, ich war als Räuber in Rom

sicherer, als jetzt als Lebensretter. Ob du das nun aus Dummheit oder aus Niedertracht gethan, das wäre für meinen Hals von gar keinem Einfluß gewesen, höchstens wäre im ersteren Falle das Verbrechen nur noch größer."

Sowohl Placidia als Gauchos waren durch die Erscheinung des Tycheios höchst überrascht.

„Wie kommst du hier her, und was willst du hier? Wie bist du durch die Wache gekommen?" sagte Gauchos.

„Geh' mir doch mit deiner Wache; wenn ich komme, untersucht man mich bis auf's Hemd, ob ich nicht vielleicht eine Nadel verborgen habe, kommt aber ein Weib, wie Placidia, die doch gewiß hundertmal gefährlicher ist, als ein Räuber aus den julischen Alpen, so trägt man sie wohl auch noch die Stiegen herauf, damit sie ja ihren zarten Zeh an keiner Stufe stoße. Ihr seid Männer wie die Kinder. Siehst du nicht ein, Soldat, daß ich jetzt nur noch deinen Schutz in Rom habe? Ich will mit dir Rom wieder verlassen, muß es verlassen; deshalb bin ich hier. Und ich kam gerade recht, um dir einen zweiten Gefallen zu thun; denn ich traue ihrem zarten Händchen wohl einen sichern Stoß zu."

„Niederträchtiger Bube!" zischte Placidia wieder.

„Natürlich," sagte Tycheios trocken, „ich bin der niederträchtige Bube und — Prinzessin Placidia ist — die Prinzessin Placidia! Aber du, Soldat, wirst du aus Dankbarkeit mich nun verstoßen?"

Gauchos war in großer Verlegenheit. Mochte nun an Tycheios sein was wollte — die römischen Richter hatten ihn ja laufen lassen. Dazu war er ihm offenbar

verpflichtet. Zweimal hatte er ihn vor einer großen Gefahr gerettet, in die ihn — zweimal Placidia gestürzt hatte. Er sah sie stehen, hoch aufgerichtet, Zorn und Wuth im Gesicht. „So bleib," sagte er endlich, „ich führe dich aus Rom, weil du es so willst. Ich sehe darin kein Unrecht. Deine Dienste aber will ich nicht umsonst, wenn ich auch wünsche" — fügte er dumpf hinzu — „sie nicht empfangen zu haben. Ich werde dich belohnen, sobald wir in Illyrien sind und ich kann."

„Und ich? Gauchos! Und ich?" rief Placidia.

„Ich werde dich sogleich nach Hause geleiten lassen, Prinzessin!"

„Uebe Gnade an mir und nimm auch mich mit dir!" sagte Placidia nunmehr wieder in flehender durchdringender Stimme. „Was thue ich in Rom ohne dich, was überhaupt ohne dich? Siehe, Gauchos, dem Tycheios giebst du, einem Straßenräuber giebst du, um was ich auf den Knieen flehe! Kannst du mir's verweigern?"

„Du hast weder ein Recht auf meinen Schutz wie er, noch Veranlassung solchen zu verlangen wie er!" sagte Gauchos eisig. Und doch war es ihm, als wenn er Placidia hätte aufheben müssen und sie an sein Herz drücken, damit sie erwarme von ihrer nächtlichen Wanderung; als ob ihm Jemand zugeflüstert hätte: Dort liegt dein Glück, dort liegt dein Glück!

„So sei's!" sagte die Prinzessin wieder — wie mit Grabesstimme. „Habe ich auch kein Recht auf deinen Schutz, so habe ich doch ein Recht auf dein Mitleid. Gauchos — hier ist meine Brust! Tödte mich!"

„Ich tödte kein Weib!“ sagte Gauchos.

„So habe du Erbarmen mit mir, du Mordsohn der Berge, und stoße mir meinen Dolch, den du noch hast, in die Brust!“

Placidia! Die schöne, reiche, geistreiche, leichtsinnige und lüderliche Placidia! Ihre nackten Kniee werden wund, wie sie zu Tycheios über den Steinboden hinrutscht und ihr Blut macht Flecke auf den Boden, ihre Stimme ist erloschen und gebrochen, ihre ganze Haltung ist — nicht mehr graziös, verführerisch, die Haltung einer römischen Weltdame — sondern nur noch der Triumph und das Resultat eines heroischen, übermenschlichen Willens! Sie ist ja schon halb todt! Ihre Hautfarbe, die jetzt keine Schminke mehr deckt, ist die einer Todten, ihre Sprechweise und ihr Ausdruck der einer Sterbenden. Tycheios schaut einen Augenblick auf und überlegt. Wenn er sie tödtet, so hat er jedenfalls Ruhe vor ihr. Er besieht den Dolch und prüft seine Spitze und seine Stärke. Es ist eine vorzügliche Klinge. Der Griff endigt in einem Widderkopf — ähnlich wie man es manchmal bei den Opfermessern der Priester sieht. Dann sagt er:

„Halte dich fest und gerade!“ und holt aus.

„Halt ein, Rasender!“ schreit Gauchos und reißt sie vom Boden auf in seine Arme!

Ein lauter, jauchzender Schrei hallt durch den Saal, dann wird Alles still! Nur ein aus tiefer Brust kommendes Röcheln, ein glückliches, leidenschaftliches, unverständliches Stammeln hört staunend Tycheios in kurzen

Pausen. Dann ein hastiges, vielfach unterbrochenes Geflüster — bis der Morgen graut. — — — — — —

Fünfzig Soldaten hatten mit Gauchos Aemona verlassen und fünfzig verließen wieder mit ihm Rom. Zwar fühlte sich Tycheios etwas unheimlich und unzulänglich unter der Gesellschaft; indessen, es blieb ihm keine Wahl. Voran ritt Gauchos. Aber jemehr sie sich von der Gladiatorenschule entfernten, jemehr blieb er zurück, bis er schließlich der letzte war. Immer schaute er zurück. Thränen standen in seinen Augen und grüßend schwang er den Schild. Auf dem Balcon der Fechterschule stand bleich aber überglücklich und froh Placidia. Rosen warf sie auf die abziehenden Krieger und blickte und winkte ihnen nach, bis nichts mehr zu sehen war. Sie waren fort. — Da fiel sie auf die Kniee nieder und betete:

„Dank dir, Ewiger, der du sein Gott bist und meiner sein wirst, daß du hast Gnade walten lassen über ein armes verlorenes Lamm! Aus dem Abgrund der Leidenschaft und Finsterniß hast du mich erlöst und mich in das milde Licht deiner Verehrung aufgenommen. O, schütze uns auch in Zukunft, damit sein Wort wahr werde und er mich bald umarmt!“ — —

Bald lagen die Mauern von Rom wieder im Rücken der Gothen, die froh und munter der Heimat zutrabten. Nur Tycheios blieb den ganzen Morgen nachdenklich. Was er in den letzten Stunden in Rom gesehen hatte, ließ ihn häufig den Kopf schütteln.

„Es ist die klügste Frau, die unter der Sonne wohnt,“ murmelte er für sich. „Erst wollte sie ihn vergiften, dann

erdolchen und als alles nichts hilft und nicht zum erwünschten Ziele führt, so geht sie nun ganz sicher und heirathet ihn! Das ist das Schlimmste — sagte mein Vater immer!"

Tycheios war ein gewöhnlicher Charakter. Er hatte keinen Funken Leidenschaft — nicht einmal das Verständniß dafür! —

IV. Die Uhr hebt aus.

Der Kaiser Honorius war einer der vorsichtigsten Leute im ganzen weströmischen Reich! Er hatte als solcher seine Residenz in Rom schon lange Zeit aufgegeben, um sie mit Ravenna zu vertauschen. Zwar an äußerlicher Pracht konnte sich weder Ravenna mit Rom, noch das kaiserliche Schloß in Ravenna mit den marmornen Kaiserpalästen auf dem Palatin vergleichen, aber doch hatte Ravenna für den Kaiser viele Vorzüge vor Rom. Die guten Bürger von Ravenna waren durchaus nicht unbescheiden in ihren Forderungen an den kaiserlichen Haushalt, was von den Römern nicht behauptet werden konnte. Auch hatte Ravenna in seiner Bevölkerung nicht die unruhigen, bedrohlichen Elemente der Hauptstadt, dieser Schrecken der Machthaber und der allzeit gierige Schlund gegenüber schwachen Regenten. Der Hauptgrund aber, weshalb der vorsichtige Honorius in Ravenna residirte, war, daß die Stadt für uneinnehmbar galt. Auf der einen Seite durch die See gedeckt gegen jeden Angriff, machten die meilengroßen Sümpfe einen Landangriff zu einem der schwierigsten Aufgaben der damaligen Kriegskunst. Honorius war kein Feldherr und kein Staatsmann, er war Kaiser!

Des großen Theodosius kleinster Sohn hatte das Bedürfniß, vor Allem in Ruhe und Frieden zu genießen, was die Welt einem geborenen Kaiser beschieden hat und damit ihm dabei nichts hinderlich oder störend wäre, so überließ er die Zügel der Regierung seines Weltreiches seiner Umgebung. Als unmündiges Kind zur Regierung gelangt, wurde er seiner Lebtage nie mündig und schleppte diesen Fluch bis an sein Lebensende mit sich.

Er war zu dieser Zeit 24 oder 25 Jahre und körperlich durchaus wohlgebildet. Man sah ihm an, daß er der Bruder der schönen Placidia war. Auch ging ihm ein gewisser geistiger Schwung, eine prickelnde, fast genial angelegte Ideenentwickelung nicht ab, er war geistreich. Nur durfte man von ihm nicht verlangen, diese geistige Befähigung mit irgend einer nützlichen oder gar mühsamen Beschäftigung zu verbinden. Sein Geist war ein Feuerwerk, das keinerlei nützliche Ausbeute gab, sondern nur Rauch und Gestank, wenn es abgebrannt war. Ueber seine Tapferkeit machte man die gewagtesten Witze. Sie hatte sich in der That immer nur an der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts bewährt. Nie hat ihn ein Schlachtfeld gesehen. Es war ihm zu gefährlich!

Es war eine sehr ausgedehnte, mit hohen Säulen gestützte Halle, in der er bald auf und ab ging, bald über die trostlose Sumpf-Umgebung Auslug hielt. Es war schlechtes Wetter und der Kaiser machte ein etwas grämliches Gesicht. Olympius ging seinem Herrn in so schweren Stunden nicht von der Seite. Er war auch jetzt da und suchte ihn durch kleine lustige Streiche und Erzählungen aufzuheitern.

Der alte Herr wurde in diesem löblichen Bemühen sichtlich jünger an Jahren und — Verstand!

„Also die Sache ist wirklich richtig? Er ist todt?“ sagte der Kaiser.

„Dein kaiserlicher Bruder Arkadius ist am 21. Mai gestorben. Nach den heute eingetroffenen Nachrichten läßt sich daran gar nicht mehr zweifeln!“

„So wird also die Regierung wieder an seine Mutter zurückfallen, denn sie ist doch der natürliche Vertreter ihres unmündigen Enkels!“

„Das Letztere ist ohne Zweifel richtig, ob auch das Erstere, das müßte man den Stilicho fragen!“

„Den Stilicho?“

„Gewiß! Wer hat die Krone zu vergeben, wenn nicht Stilicho?“

„Wieso denn? Die Krone hat Niemand zu vergeben, weder Stilicho noch ein Anderer! Die Krone gehört meinem Neffen!“

„Ganz recht! Und wenn sie Stilicho seinem Sohne Eucherius giebt, so gehört sie eben dem! Wer will ihn denn hindern?“

„Na, das wollen wir doch erst abwarten!“

„Gewiß! Wenn ja noch etwas gegen eine so bedrohliche Macht im Staate, wie es dieser Stilicho ist, zu unternehmen möglich ist, so wird das durch das Abwarten eine Unmöglichkeit. Weiter kann der ehrgeizige Feldherr nichts wünschen. Erinnerst du dich, kaiserlicher Herr, es ist fast zwei Jahre her, als der Feldherr die Barbaren unter Rhadagais bei Fäsulä zermalmt hatte —.“

„Gewiß, warum sollt' ich das nicht mehr wissen? Es war ja ein Hauptspaß! Stilicho schlug mit einem Heer von etwas über hunderttausend Köpfen ein Volk von etwa einer halben Million Köpfe! In Rom wurden die Sclaven so billig, daß man die kräftigsten Kerle für ein Goldstück (12 Mk.) an allen Straßenecken kaufen konnte. Ganz Rom war in einer unbeschreiblichen Siegeslaune und setzte dem Feldherrn am Vellabrum eine silberne Statue. Auf dem Schlachtfelde selbst soll jetzt nach jener ausgiebigen Leichendüngung ein sehr guter Wein wachsen!"

„Ganz recht! Und was that der Sieger? Er benützte seine Popularität sofort dazu, sich vom Senat 4000 Pfund Gold für König Alarich auszahlen zu lassen, zufolge eines abgeschlossenen Vertrages — wie er sagte. Man hatte im Senat schön lange Gesichter gemacht über einen Vertrag, der Rom verpflichtet, Gold an einen Barbarenfürsten zu zahlen. Sah das nicht aus, als ob man ihm in Rom tributär sei? Aber was half's? Der Senat mußte es als eine Gnade Stilicho's ansehen, daß er nur 4000 Pfund und nicht 40,000 verlangte, denn auch diese hätte man ihm nicht verweigern dürfen. Wer hätte es denn wagen sollen? Du selbst vielleicht?"

„Wie das regnet! Ist das ein Jammer! Ich möchte wissen, ob es in Rom auch soviel regnet, wie in diesem vermaledeiten Loch von Ravenna!"

„Während man also von allen Seiten den Sieger von Fäsulä umjubelte, ihn pries, lobte und Statuen setzte, kaufte sich dieser trocken und ruhig für römisches Geld einen Bundesgenossen. Gegen wen?"

„Und lauter Sumpf, soweit das Auge reicht, lauter Sumpf! Schau da, die vielen Störche!“

„Ja! Als dann im folgenden Jahre die Insurrection in Gallien ausbrach und Stilicho den Constantius niederschlug, schloß er mit den Franken und Burgundionen, mit den Alemannen, Chatten, Sigambrern und sonstigen germanischen Grenzstämmen Verträge! Weißt du, was in diesen Verträgen stand? Weiß es der Senat? Wenn sie uns günstig wären, würden wir sie wohl alle kennen!“

„Ei was Verträge! Wenn ich alle Verträge wissen müßte, die mit Rom abgeschlossen werden, so brauchte ich zehn Köpfe.“

„Gewiß, doch diese Verträge waren gegen Rom!“

„Gegen Rom? Weshalb?“

„Weil sie Stilicho schloß! Hör' mir zu. Kaiserlicher Herr, noch ist es Zeit, das Unheil, was seit Jahren rings an den Zugängen von Italien und in Rom selbst liebevoll von Stilicho gepflegt und großgezogen wird, auszurotten, noch kann ein rascher Schlag der Schlange, die uns droht, tödtlich werden. Doch läßt du sie noch höher wachsen, so wird sie dich erdrücken und über Nacht wird Rom einen Barbarenherrscher haben!“

Der Kaiser sah den Eunuchen groß und erstaunt an! „Wie?“ fragte er, „einen Barbarenherrscher über Rom?“

„So sagte ich! Ich will auch sagen, wer dein Nachfolger morgen und übermorgen mit Hülfe Stilicho's sein wird! Es ist der junge Sohn des Königs Alarich, der schon in Rom lebt, den aber Niemand als den kennt, der

er ist! Die Sache sieht sich doch so klar und durchsichtig an! Eucherius nach Byzanz und Alarich's Sohn nach Rom! Begreifst du jetzt die Verträge zwischen Stilicho und Alarich, und zwischen Stilicho und den Barbaren am Rhein, die Goldzahlungen an Alarich? Es ist ein großes Spiel, was Stilicho spielt, der Einsatz aber ist Rom und die Weltherrschaft!"

Der Kaiser machte ein Gesicht, wie es verblüffter nicht gesehen werden kann. Er stemmte die Hände in die Seiten und sah mit etwas vorgebeugtem Oberkörper den Eunuchen lange starr an!

„Nun ist" — fuhr der Eunuch langsam fort — „durch den Tod deines Bruders Arkadius die Krone von Byzanz frei! Das ist ein Ansporn, die langgehegten Pläne zur Ausführung zu bringen und es soll mich garnicht wundern, wenn wir in den nächsten Wochen vernehmen, daß König Alarich auf dem Marsche nach Byzanz sich befindet, um dort dem Sohne Stilicho's den Gefallen zu thun, den Stilicho wieder seinem — des Alarich's — Sohn in Rom thun wird, zu gelegener Zeit! Ist es indessen einmal soweit, so bleibt dir nichts anderes übrig, als den Stilicho um gutes Wetter und einen angenehmen Verbannungsort zu bitten, wenn er nicht kürzer und schärfer verfährt!"

„Wer sagt, daß das alles wahr sei!" platzte der Kaiser mit höchster Verwirrung und ängstlichem Staunen heraus.

Der dicke Olympius zuckte überlegen die Achseln, verschränkte die Arme und sah fest vor sich hin auf den Fußboden.

„Was ist wahr und was ist nicht wahr! Was kümmert dich das? Einem vorsichtigen Herrscher genügt die

Möglichkeit. Wenn du die Möglichkeit gesehen hast, den Thron zu verlieren und willst erst warten, bis du auch die Wahrheit davon siehst, so dürften alle guten Rathschläge und alle Hülfe zu spät kommen! Dein Staatsprincip basirt ja nicht darauf, den Gefahren zu begegnen, wenn sie, im Verborgenen groß geworden und gemästet, endlich alles zertrümmernd zu Tage treten. Das wäre ein schlechtes Princip! Aber die Möglichkeit der Gefahr verhüten, das ist's, was gut ist zu thun, unbekümmert darum, ob man vielleicht in der Drachensaat, die man zertritt, einmal einige Kornhalme mit zermalmt! Doch auch die Wahrheit liegt zu Tage. Ich habe nicht umsonst den Präfecten Pompejanus, die Unterbefehlshaber Publius Maso, Turpilio, Varannes, Metellus, den Canissus und Cnejus Saccus nach Ravenna berufen, frage sie nur! Sie werden dir Alles sagen, was du zu wissen wünschest und mehr vielleicht!"

„Ja, was aber ist zu thun in solchem Falle?"

Fassungslos, rathlos und auch überlegungslos sah sich der Kaiser lange in dem großen Gemache um, als sein Blick zufällig auf einer kleinen Frescomalerei haften blieb. Sie stellte Venus und Adonis dar, der von einem Eber verwundet worden ist! Aufmerksam trat der Kaiser ganz nahe an das Bild und fuhr mit dem Finger den Conturen der Venus entlang.

„Ist das nicht die Nissis? Man sollte wirklich meinen, das sei das Porträt der Nissis!"

„Es sind würdige Heerführer und tüchtige Beamte, kaiserlicher Herr, die ich dir nannte" — sagte der dicke

Olympius wieder — „und da doch einmal etwas geschehen muß, so ist es besser, man befragt sie! Lade sie ein auf heute Nacht zur cena, laß' alles Andere fort, damit diese Angelegenheiten ungestört in Berathung gezogen werden können und ich hoffe, daß man zu guten Resultaten kommen wird."

Der Kaiser, der seine Kunststudien einen Augenblick einstellte, hatte das dunkle Gefühl, als ob er damit nicht auf der Höhe des Augenblicks sich befände. Dann sagte er rasch, indem er versuchte, sein Gesicht in bedeutende Falten zu legen, was ihm aber nicht gelang:

„Gut, arrangire das, Olympius! Thu' überhaupt alles, was in dieser Angelegenheit nöthig ist zu thun! Du weißt, Olympius, ich will Ruhe haben, absolute Ruhe! Diese fortwährenden Beunruhigungen für Staat und Thron sind mir ein Greuel und müssen auf alle Fälle ein Ende nehmen. So oder so! Verstanden? Es muß absolut ein Ende damit gemacht werden. So oder so! Auf heute Abend also!"

Nach dieser Leistung, die ihn sichtlich angestrengt hat, wandte sich der Kaiser gegen ein am Ende der Halle befindliches Portal, das nach den Frauengemächern führte. Als er einige Schritte gegangen war, seufzte er erleichtert: „Uff! Ich muß doch sehen, ob der Maler dort wirklich die Nissis copirt hat! Ich würde das dem Manne schön eintränken! Ich will nicht, daß man auf die Wände malt, was mir allein zu gefallen hat." Damit verschwand er hinter dem Vorhang, der das Portal schloß!

Olympius blieb noch lange, lange nachdenklich und

sorgenvoll stehen. In seinem dicken Gesicht war keine Freude, kein Triumph, nicht einmal leuchtende Hoffnung zu sehen, nur eine gewisse Gier macht sich bemerklich, die ihn auch mit großer Hartnäckigkeit an der Verfolgung seiner Pläne weiter arbeiten ließ. Olympius ist kein Feind des Stilicho, sein Untergang macht ihm keine Freude, keinen Triumph, er haßt nicht, weder Stilicho noch irgend einen Anderen, eben so wenig wie er Jemand liebt! Er weiß blos, daß er ein gutes Geschäft zwischen den Fingern hält, und um das zum guten Ende zu bringen, wendet er alle Schlauheit, Verschlagenheit, Energie und Ausdauer auf, die ihm zu Gebote stehen! Wie vorhin der Kaiser, so läßt auch er jetzt seine Blicke über die trostlose Umgebung von Ravenna gleiten, über die meilenweiten langweiligen Sümpfe, über die zahllosen Storchheerden, die in großen Schwärmen und mit vielem Geräuch an einem Punkt aufstiegen und an einem anderen sich niederließen, über das elende Binsengestrüpp, das da und dort stundenweit den Boden bedeckte, über die endlos ausgedehnten Sumpfwasser, in denen sich der graue Regenhimmel fahl und todt abspiegelte, über die ganze gleichförmige graue Regenlandschaft, die kein Wald, kein Berg wohlthuend unterbrach — aber Olympius bemerkt von All' dem nichts! Im Gegentheil, sein inneres Auge spiegelt ihm lachende Güter Stilicho's in Campanien, reizende Landhäuser an der via Appia, bei Präneste, Ostia und in Tibur, in Samnium und Lavinium, in Apulien, bei Neapolis und Capua vor, wo das leuchtende Meer seine Zauber ausbreitete und wo der Oelbaum und der Weinstock die Gefilde freundlich

schmücken und segnen! Mitten in der Sumpfeinöde von Ravenna sah Olympius die rauschenden Lorbeerhaine, die schattigen Cypressen und Platanengänge, die feinen Marmorhallen, die ausgedehnten Nutzplantagen und zahllosen Sclavenheerden auf Stilicho's Gütern und immer eifriger, immer unablässiger, immer erfinderischer arbeitete sein Geist, webte er Masche um Masche an dem Netze, mit dem er einen so gewaltigen Fischzug thun wollte. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Warme Herbstwinde wehten über die stolzen Wälder Illyriens hin und lullten die großen Kinder des Landes in jene ahnungsvolle Träumerei, die — ihnen selbst unbewußt und instinktiv — das Geschenk einer gütigen Gottheit zu sein scheint, das den germanischen Völkern in die Wiege gelegt ist. Leise und laut, in allen Tonarten, rauschte es durch die Zweige und Blätter, tönte es geheimnißvoll durch die Wipfel der Eichen und Buchen — wie eine Symphonie des Himmels.

In seinem einfachen Holzhaus in Aemona, in der großen Halle lag Alarich auf einem Lager aus schwarzen Fellen. Seine Gigantengestalt, die nur mit hellen Unterkleidern und leichten Seidenschuhen bedeckt war, hob sich klar und voll von dem schwarzen Untergrund ab. Vor ihm stand ein schmächtiger, junger Mann, eine Grieche von Geburt, mit großen schwarzen, außerordentlich ausdrucksvollen und lebhaften Augen, langen schwarzen Haaren, die ihm bis auf die Schultern herabfiellen und sehr erregten, begeisterten, fast unheimlich leuchtenden Zügen. Er hielt eine große Pergamentrolle, von der er dem König mit

leidenschaftlich bewegter Stimme und sehr guter künstlerischer Declamation vorlas. Es war der Oedipus von Sophocles, den er las. Der König folgte seinem Vortrag und seinen Gesten mit athemloser Aufmerksamkeit. Alarich liebte es und es entsprach seinem sinnenden, mit beängstigender Grübelei den Schicksalswegen der Menschen und Völker folgenden Geist sehr, sich in die „granitene" Tragik der altgriechischen Schicksals-Tragödien zu vertiefen. Die sinnige und von hohem künstlerischen Geist eingegebene Darstellung der erschütternden Schicksale des Königs Oedipus verfehlten nie, auf Alarich einen tiefen, überwältigenden Eindruck zu machen! Ohnehin von außerordentlich empfänglichem, weichem Gemüth, konnte diese meisterhafte Darstellung der mystischen Einwirkung räthselhafter Mächte auf das grauenvolle Geschick eines armen Sterblichen und seines Geschlechtes nur von packendem Einfluß auf Alarich sein! Er sah den Helden schuldig werden, ohne schuld zu sein, er sah, wie er in Folge grauenvoller Verwickelung zum Vatermörder, zum Vater seiner Schwestern wird — ohne es zu wissen und wie die Götter ihm, nach all' diesen grimmen Schicksalsschlägen die Wahrheit enthüllen, um ihn dann hilflos seinem endlosen Schmerz und Elend zu überlassen. In diesen Gedanken kamen dann für den König Augenblicke, in denen er sich trotz seiner unumschränkten und unbestrittenen Macht über ein großes, mächtiges Volk doch so klein und ohnmächtig vorkam, daß er auf die Kniee fiel und betend die Hände zum Himmel streckte, daß er ihn bewahren möge vor Schuld und Fehle. Es war ihm unwillkürlich, daß er bei

dem Anhören eines so fürchterlichen Geschicks an sein eigenes dachte. Wie allen Menschen mit tiefem Gemüth, hatte das Schicksal auch ihm Fäden gesponnen, so zart und doch so empfindlich, für deren Verwickelung und Reißen er fürchten mußte. Sein Freund Stilicho war für ihn ein anderes Ich geworden und Evermud — Byzanz — und Rom hielten ihn in banger Spannung. Wie seherhaft, aus alten längstverhallten Zeiten herübertönend, klang die Stimme des Vorlesers, als er sagte:

Geheimnißvoller Kreuzweg, oh! verborg'ne Thalschlucht,
Du Waldgestrüpp, du Enge bei dem Scheideweg,
Die ihr das Blut des Vaters trankt, mein eig'nes Blut,
Das ich im wilden Wahn mit eig'ner Hand verspritzte —
— Entsetzensvolle — von mir ungeahnte That! —
Gedenkt ihr mein? Und wieder dann hierhergeführt,
Pflanzt' ich im Ehebett der Mutter neues Leben!
Geschwister, Väter, Kinder, ein verwandtes Blut,
Verlobte, Weiber, Mütter und was Alles nur
Scheusel'ges in der Menschen Thun gefunden wird —
— Doch ist nicht schön zu sagen, was nicht schön zu thun.
Drum bei den Göttern, eilt! Und draußen irgendwo,
Verberget, oder tödtet, oder werft hinaus —
In's Meer mich, wo ihr nimmerdar mich wiederseht.
Auf! Würdigt anzurühren mich elenden Mann!
Laßt euch bewegen; fürchtet nichts! Mein Leiden ist,
Wie kein Lebend'ger außer mir es tragen kann!

„Still, Polynykos, still! Und laß mich allein!" sagte der König wie traumhaft. Sein Kinn war zur Brust herabgesunken, seine Blicke umflort und starr — wie in die Zukunft gerichtet —, schwere, schwere Sorgen zogen Furchen in das kräftige, blühende Männerantlitz! Lange

schon hatte sich der Vorleser zurückgezogen und noch immer lag Alarich auf seinem Bett in tiefer Grübelei versunken.

„Oh, Evermud,“ seufzte der riesenstarke Mann mit einer Stimme, die einen Stein erbarmen konnte, „oh, Evermud, wärst du hier, wie könnt' ich glücklich sein!“ Aber Evermud ist nicht da und Stilicho läßt nicht mit sich markten! Zweimal hat Gauchos versucht, bei Stilicho die Freilassung Evermud's durchzusetzen und jetzt ist er zum dritten Male in seinem Lager, bisher ohne jeden Erfolg. Und wie sehr brauchte Alarich seinen Sohn! Ein Kindesauge schaut freundlicher, wie die Sonne — aber dem Könige lächelte keins! Ein Kindermund ist der Gesundbrunnen der Alten — nur dem Könige lallte keiner.

Und wie er weiter grübelte in seinem Kummer, machte sich draußen in der Stadt eine rasche Bewegung bemerkbar. Ein Reiter — ohne jede Begleitung — wie auf der Flucht, Pferd und Reiter mit Schweiß und Blut bedeckt, mit in Fetzen gerissenem Mantel und arg zerschlagenem Panzer, statt des kriegerischen Helms eine breite Leinenbinde um das blutige Haupt, bleich und zitternd vor Schreck und Aufregung — mehr todt als lebendig — so raste jung Gauchos durch die Hüttenreihen von Aemona. Bei diesem ungewöhnlichen Ereignisse sammelten sich sofort große Haufen mit fragenden Mäulern und offenen Ohren, aber mit gepreßter und verzweiflungsvoller Stimme rief Gauchos in die Menge: „Platz, Platz, um der Gnade des Gekreuzigten willen, ich muß zum König!“ und jagte in rasender Hast vorbei. Bald war er an dem

Hause des Königs angelangt, vor dem sich ebenfalls sofort große Menschenmengen ansammelten.

Ohne jede Ceremonie trat Gauchos, der wohlbekannt war, eilig durch die Wachenreihen, durch das Vorgemach, direct in die Halle, in der er den König noch sinnend und grübelnd auf seinem Lager fand.

„Erwache, König! Mord und Verrath durchschleichen die Länder und fordern ihre grausen Opfer, erwache und mache dich auf schreckliche Botschaft gefaßt!"

Erschrocken sprang der König auf. Er sah den elenden Zustand seines Abgesandten und wie ein Zornesblitz zuckte es über sein Antlitz hin.

„Wer hat mir das gethan?" fragte er mit hallender, drohender Stimme.

„Laß das jetzt. Dazu ist jetzt nicht Zeit. Ich habe Wichtigeres zu melden. Stilicho, mein König, der große Stilicho — ist nicht mehr."

„Stilicho," sagte der König. Dann fügte er mit einem furchtbaren Ausdruck langsam fragend hinzu: „Was sagst du, Gauchos?"

Gauchos hatte keine Furcht. Er stirbt für seinen König zu jeder Stunde und unter jeden Umständen von Herzen gern. Stets hatte er sich diesen Tod gewünscht. Aber wie ihn Alarich jetzt fragte: Was sagst du, Gauchos? trat er unwillkürlich zwei Schritte zurück. Aus der Stimme des Königs — obgleich er nicht besonders stark gesprochen hatte, drohte eine Welt wilden Zorns und barbarischer Wuth heraus. Seine am Körper herabhängenden Fäuste ballten sich, und an den Armen, die sich etwas rückwärts

bogen, schwollen Adern und Muskeln. Mit funkelnden Augen, wie ein zum Sprunge ausholender Löwe — so stand der König vor ihm.

Aber nur vorübergehend erschrak Gauchos. Nach einer kleinen Pause sagte er mit Todesverachtung:

„Ich sagte, was ich sah, mit meinen eigenen Augen. Der große Stilicho ist in Ravenna ermordet worden!“

Wieder trat eine kleine Pause ein, während welcher jung Gauchos für sein Leben nicht einen halben Sesterz gegeben hätte. Der König trat schwer und wuchtig noch einen Schritt auf ihn zu, den großen wilden Kopf mit den lodernden Augen, aus denen der Jähzorn zuckte, vorgebeugt und gerade auf Gauchos gerichtet.

„Stilicho ermordet?“ ertönte endlich die Stimme des Königs. Das war die eigentliche Stimme Alarich's, des Barbarenführers, des Länderverwüsters, die selbst Gauchos in dieser furchtbaren Macht und rollenden Fülle, in dieser drohenden Zermalmung nie gehört hatte.

„So sagt' ich,“ erwiderte Gauchos, „und mit ihm alle Barbarenführer im römischen Heer. Der Alathar und Safrax aus Aegysus, Hamalafred und Ulpius, der Hunnenfürst, der starke Everwulf und der sarmatische Reiterführer Suronâr. Dann Hermfrid, Hamalafred, Ragnachar und eine ganze Reihe, deren Namen ich nicht behalten habe — sie Alle fielen unter den Schwertern der Meuterei!“

„Und wer belud sich mit so grauenhafter Schuld?“ fragte der König.

„Rom will in seinen Heeren keine Barbarenführer.

Rom will sich selbst regieren und Römer sollen Roms Heere führen."

„Rom?" sagte der König fast lachend und mit gräßlichem Hohn. „Ja, wenn sich's um Eidbruch oder Meuchelmord, um Schlemmerei und wüste Bachanalien handelt, dann mag sich Rom als Meister fühlen. Es hat damit die Welt vergiftet und sich selbst; jedoch regieren konnte es nur ein Stilicho. Zusammenhalten, was kluge Väter einst geeint, vertheidigen, was die Jahrhunderte in Rom gehäuft, darniederhalten, was dem Reiche schadet und aufrichten, was ihm nützt, das konnte nur Stilicho. In mehr als zwanzig Schlachten stand der Mann mit seinem Leben ein für Roms Größe und Ruhm, und Rom dankte ihm mit Meuchelmördern. Mit einem rauhen Lagerleben und tausend schweren Sorgen erkaufte er den Römern Frieden und Ruhe, und im Frieden und in der Ruhe schickt ihm Rom die Mörder. Herunter von deinem Piedestal, fluchwürdige Hexe an der Tiber, herunter mit der Larve ewiger Heiligkeit, in Staub und Asche, in's Verderben will ich dich stoßen, in Schutt und Trümmer will ich deine verruchten Heidentempel legen, zerstören will ich deine ruhmredigen Marmorpaläste, die von dem Jammer deiner Sclavenheere predigen, das Feuer soll dich verzehren bis auf die Mauern und von dir soll nichts übrig bleiben als Schall und Wind, als der Name und deine Geschichte, denn du hast gemordet, was dir heilsam war!"

Die Halle füllte sich nach und nach mit Heerführern der Gothen, Hunnen, Sarmaten. Rasch hatte sich in der Stadt die schreckliche Nachricht von Stilicho's Untergang

verbreitet und rasch eilten die Würdenträger alle herbei, um die Entschließungen des Königs zu vernehmen. Die meisten glaubten eines sofortigen Aufbruchs gegen Rom sicher zu sein und wo diese Ansicht zur Geltung kam, brachte sie immer eine Art tumultuöser Aufregung hervor, einen freudigen Taumel, das Gefühl einer endlichen Erlösung, der Erfüllung eines Lieblingstraumes. Der König setzte sich auf seinem erhöhten Sitz in der Mitte der Halle, während die Officiere an den kleinen Tischen in der Nähe der Thüre Platz nahmen, oder auch ab und zu gingen, oder im Eingang sich postirten. Gauchos stand jetzt dem König zunächst, etwa in einer Entfernung von zehn Schritt, etwas gestützt auf einen der kleinen Tischchen, die den vorderen Theil der Halle füllten. Er schien ermattet und bleich und konnte sich nur mit großer Mühe aufrecht erhalten. Nach einer Pause sagte endlich der König wieder:

„Mache deinen Bericht, Gauchos, und verkünde genau, was du sahst!“

Der Phylarch sammelte sich rasch und begann:

„Wir ritten auf der Straße von Ravenna kommend nach Pavia und waren nicht mehr weit von dieser Feste, die wir am Abend zu erreichen hofften, als uns erhitzte Boten aus Pavia auf der Straße trafen, die uns von Aufruhr und Empörung, von der Ermordung der Barbarenführer in Pavia, von großen Greueln und Meuterei im Heere meldeten. Unmöglich war's zwar, zu sehen, gegen wen sich diese Meuterei der Truppen richtete und hastig eilte Stilicho — der wenig über zweitausend guter

Frankentruppen um sich hatte — um rasch und kräftig die Empörung zu unterdrücken. Schon sahen wir die Thürme von Pavia, als ein andrer Bote kam und meldete, daß der Kaiser selbst in Pavia angelangt, daß Alles auf seinen Befehl geschehen und Stilicho, der Feldherr, selbst geächtet sei. Leicht wär es noch gewesen, den Heerd des Aufruhrs zu bezwingen, den Landsleuten Hülfe und Errettung, den Meutrern aber Strafe und Tod zu bringen. Doch Stilicho erschrak schon vor des Kaisers Namen. Er wollte nicht gegen seinen Kaiser ziehn und so kehrte man der Stadt den Rücken, um umzuwenden wieder nach Ravenna. ‚Hab ich Ravenna erst in der Gewalt‘ — sagte Stilicho — ‚geschieht mir nichts und Alles wird sich finden!‘ Am anderen Tage erreichten wir Ravenna. Die Thore öffneten sich, wir zogen friedlich ein und Alles schien so ruhig wie vorher. Doch kaum versenkte die Nacht die Stadt in Finsterniß und Schlaf, als wilde Haufen mit Gewalt in Stilicho's Palast sich drängten, sodaß dem Feldherrn kaum soviel Zeit blieb, sich zu kleiden und zu waffnen. Mit wenig Treuen schlug er sich durch die Mörderhaufen und erreichte glücklich die Kirche Santa Croce, die in der Vorstadt Cesarea steht, an deren geheiligtem Altar er Schutz und Ruhe suchte und fand. Doch der Verrath und die betrügerische Hinterlist wußten auch von hier ihn zu vertreiben, denn noch in gleicher Nacht brachte man ihm einen Brief des Kaisers, der ihm befahl, sich in Gefangenschaft des Präfecten von Ravenna zu begeben, doch seines Lebens ihn versicherte. Klar und unzweideutig lautete der Brief, ich habe ihn selbst gelesen und auf das kaiser=

liche Wort vertraute der Feldherr und verließ die Kirche. Als er heraustrat — es war finster und nur wenig Fackeln leuchteten — umdrängte man ihn unheimlich und mit wilder Gier. Noch war er keine zwanzig Schritte gegangen, als der Ruf ertönte:

„‚Schlagt ihn zu Boden, den Reichsverräther!‘

„‚Den Reichsverräther?!‘ tönte schwer und kraftvoll noch einmal die Stimme Stilicho's, der sonst drei Welttheile gehorchten, über den Platz, als plötzlich ein blitzender Stahl ihn in den Nacken, der unbedeckt war, fuhr. ‚Allmächtiger Gott da droben, du triffst mich hart!‘ hauchte der Schwerverwundete und fiel in unsere Arme. Doch nur Minuten konnten wir seinen Körper vertheidigen. Im Handgemenge auseinandergezerrt, gestoßen, verwundet, — einige wurden getödtet, — wurde der verwundete Körper des Feldherrn seinen Begleitern entrissen, gleichsam den Thieren preisgegeben. Noch einmal sah ich ihn sich erheben in einer Wolke roher Soldaten mit entblößten Schwertern, noch suchte er fechtend sich der Hunderte zu erwehren, doch keiner konnte zu ihm dringen, konnte ihm helfen! Der ganze Platz war voll von Soldaten. — Dann sah ich eine Weile nichts mehr von ihm. Ein wüstes Geschrei scholl zu mir. Unheimlich leuchteten die bloßen Schwerter im Fackellichte auf und ich sah, wie man im grausigen Triumphgeschrei einen todten Körper auf die Schultern lud und Hohn- und Spottreden rufend, fortschleppte. Der Kopf hing hintenüber und ein Spaßvogel stieß ihm mit den Worten: ‚Schaut, schaut einmal her! Haben wir denn auch den rechten?‘ die brennende Fackel

in's Gesicht, sodaß seine Haare in Brand geriethen und das ganze Haupt furchtbar und entsetzlich entstellt wurde. So — König — lohnte Rom seinen Schützer und Erretter, so lohnte es den Erhalter seiner Reiche, so lohnte es den großen Stilicho!"

Während der Erzählung des Phylarchen war der König in tiefes Brüten verfallen, aus dem er jetzt wieder auffuhr. Er sah sich langsam um in der Halle und bemerkte, wie Wuth und wilde Entrüstung sich auf den Gesichtern malten, aber Alles blieb still, wie vor dem Ausbruch eines tosenden Sturmes, Alles wartete auf seine Entscheidung.

„Tritt näher, Gauchos! Noch näher!" sagte der König, bis endlich der Phylarch ganz dicht vor den Stufen stand, die zu dem Sessel Alarich's in die Höhe führten.

„Und Eucherius, der Sohn des Stilicho," fuhr Alarich leiser fort, „hast du von ihm nichts gehört?"

„Wohl habe ich von ihm gehört! Es ist, so heißt es, ein Befehl ergangen, daß alle Barbaren in Italien, die von Bedeutung sind, fallen sollen und diesem Gebot scheint auch der Sohn des Stilicho zum Opfer gefallen zu sein! Er wurde auf der Reise nach Praeneste ermordet!"

„Und" — fuhr Alarich noch leiser mit zitternder Stimme fort — „und Evermud?"

„Lebt noch immer unbekannt in Rom und lebt noch, gerade weil er unbekannt ist. Doch dürfte seine Lage durch den Tod Stilicho's eine schlimmre geworden sein. Zögere nicht, König, ihn daraus zu befreien. Du kannst es jetzt, denn kein Stilicho hindert es mehr!"

Der König winkte ihm und Gauchos trat erschöpft

zurück. Er setzte sich in der Nähe der Thüre, mitten unter anderen Officieren auf einen Stuhl. —

Immer mehr und mehr füllte sich die Halle und die Vorhalle, die Eingänge, der Platz und die Straßen. Es war als ob das ganze Volk von Aemona auf den Beinen wäre und wissen möchte, was der König beschließt. In der Halle erhob sich ein leises, aufgeregtes Gemurmel, kräftige Flüche, heftige Verwünschungen und Drohungen wurden laut. Die anwesenden Gothenführer traten in Gruppen heftig gesticulirend zusammen, schüttelten die langen zottigen Haupthaare drohend und rollten wild mit den großen dicken Augen. Ein Theil stand um Gauchos herum, der auf ihre halblauten Fragen kurze leise Antworten gab, denen die Umstehenden gierig lauschten. Sie fragten nach dem und jenem vertrauten Freund und Landsmann, die alle unter Stilicho dienten. In den meisten Fällen sagte Gauchos: todt, und nur selten zuckte er die Achseln. Bei jedem „todt" ballten sich Fäuste, erhoben sich Flüche und Verwünschungen und nicht den wenigsten traten Thränen des Zornes und der Trauer in die Augen. Der König saß leicht auf den rechten Arm gestützt auf seinem Stuhl und übersah bewegten Auges aber schweigend die aufgeregten Gruppen. Hatten ihn die Ereignisse überrascht? War er unschlüssig? Wollte er warten, bis man auch nach ihm die Meuchelmörder sendet? Nichts von alledem. Alarich wußte von keiner Unentschlossenheit, hatte nie im Leben etwas davon gewußt. Sein erstes Gefühl war auch stets sein Entschluß. Aber jetzt war es, als ob er noch einmal den Speer in der Hand prüfend wäge, ehe

er ihn wirft, mit Vorsicht noch einmal Schaft und Spitze befühlte, ob sie auch taugt, dem Feinde das Herz zu spalten. Dumpf und verworren hörte er ihren Kriegseifer, ihre Begeisterung für die Rache an Rom, er sah ihre hünenhaften Kriegergestalten, kannte ihre erprobte Treue und ihre Kriegserfahrung — ja, Schaft und Spitze waren gut und stark und mit einer zornigen Bewegung erhob sich der König. Heftig schritt er die Stufen, die zu ihm hinaufführten herab und stand plötzlich mitten unter seinen Officieren.

„Habt ihr's gehört?“ schrie er, als ob er eine Feldschlacht regieren wollte. „Seht ihr die schönen Künste Roms, wie sie sich an euren Brüdern und Landsleuten erweisen? Im rauhen Feldlager und im wilden Schlachtgetümmel, in dem sie Dutzende von Malen ihr Leben wagten für die Größe Roms, im wilden Lagerleben dienten sie treu und aufrichtig für den Dank von Rom! Ihre Herzen schlugen für Rom und seinen Kaiser, ihre Wunden bluteten für ihr großes Vaterland und doch hatte Rom nichts für sie als schmachvollen Meuchelmord und Hohn für ihre Liebe!“

Ein wildes Schluchzen und drohendes Fluchen ging durch den Saal und überall sah man geballte Fäuste und wuthblitzende Augen.

„Seht ihn an, meinen Gesandten,“ fuhr der König fort, „so schickt ihn mir Rom zurück! Halbtodt und blutend, mit zerfetzter Kleidung — ist das genug der Schande? Soll ich noch warten, bis man auch uns die Meuchelmörder nach Aemona sendet, damit dem heiligen Rom ja

nichts geschieht? Ihr wißt es, meine Freunde, unsere ganze Existenz beruhte auf einem treugehaltenen Vertrag mit Stilicho, der nun todt ist. Nie hat uns der Kaiser oder der Senat von Rom etwas bewilligt, was uns nicht Stilicho erzwang. Er hat an uns gehandelt wie ein Vater, und seine Sorge für uns war sein Verbrechen für Rom! Nur er vermochte uns, in diesen wilden Wäldern auszuhalten; was aber wird aus uns, da Stilicho gemeuchelt wurde? Wir hatten und wir haben nie etwas von Rom zu hoffen und deshalb habe ich beschlossen, daß wir unsere Sache in Rom selbst führen. Wir wollen den Römern zeigen, was sie ohne die Barbaren sind, wir wollen Rache nehmen für den grausamen Verrath an unseren Brüdern und wollen ihnen unser Recht mit unseren Schwertern auf die Häute schreiben, damit das ekle faule Loch von Rom verschwinde von der Erde und fürderhin Niemandem mehr Schaden bringe!"

Einen Moment hielt der König inne und es schien, als wie wenn ein Alp von der Versammlung genommen worden wäre und sich nun die allgemeine Freude und Begeisterung in frenetischen Hoch- und Jubelrufen austoben müßte. Aus der Halle pflanzte sich das Geschrei blitzschnell fort auf den Platz vor dem Hause, der voller Menschen stand und von da durch die ganze Stadt, sodaß die Nachricht vom Krieg gegen Rom schneller in der Stadt bekannt war, als wenn hundert Schnellläufer sie ausgetragen hätten.

Nach kurzer Zeit hob der König die Hand, worauf es im Saale sofort ruhig wurde. Dann fuhr er fort:

„Ich befehle hiermit und zwar Jedermann nach seiner Pflicht, alles in Bereitschaft zu bringen für einen Zug nach Italien, vor Allem aber das Heer zu mustern und die Waffen zu ergänzen, die Belagerungswerke zu verladen, sowie Proviant- und Troß-Beförderung wohl zu ordnen! Nichts von Belang darf in Illyrien zurückbleiben, das unser Fuß wohl nie mehr betritt, denn ich denke euch in neue reiche und gesegnete Provinzen zu führen, wo ihr die Sümpfe und Wälder Illyriens bald vergeßt!“

Wieder tönte es aus den Hunderten und Tausenden der rauhen Kehlen wie Jauchzen und Frohlocken, daß nun die finstere Zeit gedrückter Ruhe endlich vorüber sei, wieder jubelte man mit plumper Ungeschlachtheit, aber aus treuherziger Zuneigung dem Könige zu, der seinem Volke keine größere Freude verkünden konnte als er es eben gethan hatte.

„Und somit gedenkt Alle eurer Pflicht! Der Sammelpunkt ist Aemona und die Alpenstraße! Jetzt geht und laßt mich allein!“

Laut und lustig lärmend, verwegen gesticulirend, verloren sich die Heerführer rasch aus der Halle des Königs, und eilten mit frohem Herzen an ihre Pflicht.

Als jung Gauchos sein kleines bescheidenes Haus betrat, kam ihm Tycheios mit sorgender Miene und ängstlichem Gesicht entgegen.

„Warum hast du mich nicht mitgenommen, wie das andere Mal, Soldat? Nie und nimmer wäre das geschehen und du wärest ganz und heil nach Aemona zu-

ruckgekommen," jammerte Tycheios, indem er sich anschickte einen neuen kunstgerechten Verband um die Wunden des Gauchos zu legen, was er vorzüglich verstand.

„Sei still, Tycheios, bald, bald brechen wir nach Rom auf! Oder würdest du dich weigern gegen deine Vaterstadt zu ziehen?"

„Ich mich weigern? Nicht hundert Pferde halten mich zurück! Meine Vaterstadt? Jawohl! Hier siehst du noch die Foltermale, mit denen mich meine liebe Vaterstadt bedacht hat! Ach, wenn mir einmal Jemand sagen wollte," — seufzte Tycheios leise, indem er die Stirnwunde des Gauchos mit Oel einreibt — „warum man einen Vater ehrt und warum man eine Vaterstadt, eine Heimat liebt! Mir sind Beide nur Plagen im Leben gewesen!"

„Tycheios, du bist ein schlimmer Patriot. Wenn alle Römer wären wie du — —"

„Oh ja! Das wäre eine Freude, ein Stolz! Wenn alle Römer wären wie ich — —"

„Ich meine, wenn alle so schlechte Patrioten wären — —

„Meinst du, es giebt noch sogenannte Patrioten in Rom?"

„Nun, wenn auch nicht alle Patrioten sind, so sollte ich meinen, giebt es doch noch Manche — —"

„Ich habe nie einen gesehen!" — Tycheios schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Noch eins, Soldat! Niemand weiß besser als ich und du, wie der Untergang Stilicho's vor sich gegangen ist und ich habe dir schon vor Jahren erzählt, daß und wie der Präfect Pompejanus und der Eunuch Olympius

ebenso hartnäckig wie gewissenlos daran arbeiteten! Du weißt auch, Gauchos, denn du bist ein gar kluger Herr, wen und was das römische Reich in Stilicho verloren hat. Nun Soldat, wenn ich sterbe, ich, ein früherer Straßenräuber, was würdest du mir für eine Grabschrift setzen?"

Jahrelanger Verkehr hatte die Beiden aneinander gewöhnt und sie vertraulich gemacht. Tycheios gefiel sich in dem Abhängigkeitsverhältniß zu Gauchos und dieser wieder nahm mit Staunen wahr, mit wie anhänglicher, ausdauernder Treue der frühere Räuber an ihm hing. Tycheios hatte keine Geheimnisse vor Gauchos und sogar seine letzte Unterhaltung mit der Hexe Chaleia hatte er ihm erzählt, woraus Gauchos mit großem Staunen ersehen konnte, daß der tollste Humbug diesen Menschen moralisch und sittlich mehr gehoben hatte, als es vielleicht die tiefsinnigsten Weisheiten und Sentenzen je vermocht hätten. Die Chaleia in ihrer duseligen Wahrsagerei hatte aus dem Straßenräuber einen anhänglichen, brauchbaren Menschen gemacht, was wohl Niemand sonst fertig gebracht hätte. Das war nun eigentlich eine Lebenserfahrung, wie sie gewöhnlicher gar nicht sein kann, und wie sie in der menschlichen Natur ihre Begründung hat, aber jung Gauchos war doch davon betroffen.

„Ich mache keine Grabschriften!" sagte Gauchos.

„Gut," antwortete Tycheios, „so werde ich sie machen. Wenn ich jetzt sterbe, so wird man also etwa sagen: Er war ein miserables Subject, der seine Mitmenschen plünderte und mordete um selbst zu leben. — Was glaubst du nun,

daß man dem Pompejanus und dem Olympius für Inschriften widmet, wenn sie sterben? Beim Jupiter, ich war doch nur ein Stümper und kleiner Mann gegen sie, aber man wird deshalb nicht auf ihr Grab schreiben: Ein Straßenräuber war ein Stümper und ein kleiner Mann gegen sie, sondern man wird schreiben und ihre Erben werden es bestätigen: Ihr Leben war ein gesegnetes und den Göttern wohlgefälliges, und ihr Tod verbreitete Trauer über alle Menschenfreunde. Beim finstern Stix und seinen bleichen Schatten" — fluchte Tycheios wüthend — „ich verstehe das nicht! Und wenn ich doch einmal ein Lump wurde, warum ich nicht gleich ein großer Lump geworden bin."

„Tycheios! Wenn wir nach Rom kommen, so möchte ich nicht in der Haut von Olympius und Pompejanus stecken."

„Weiß schon, weiß schon! Ihr seid aber noch nicht da und wenn ihr so fortmacht wie bisher und die Römer nur ein wenig auf der Hut sind, kommt Ihr auch nicht hin."

„Wieso! Was meinst du?"

„Ich meine, daß wenn man einen Krieg führt, man nicht erst monatelang mit aller Macht der Lunge schreit: Ich komme, ich komme! Damit der Andere auch ja Zeit hat sich einzurichten. Sondern man rüstet still und rasch und sucht sich vor Allem der Bergpässe in der Stille zu bemächtigen. Wenn ihr so fortschreit wie heute, so wette ich meinen Kopf, daß ihr die Apenninpässe so verrammelt und besetzt findet, daß keine Maus durch kann und ihr zu hunderttausenden daran zu Grunde geht.

Wenn ihr aber sofort ein 8 bis 10 000 flotte Reiter aufsitzt, so können die Pässe mit sammt ihren Burgen und Befestigungen in acht Tagen in euren Händen sein. Einmal genommen, können die Befestigungen wohl ein halbes Jahr oder ein ganzes vertheidigt werden, bis das Hauptheer kommt."

„Sorge dich nicht, Tycheios! Ehe Rom sich recht besinnen wird, sind wir schon da!"

„Nun, dann weiß ich auch, wer sich am meisten freut."

„Am meisten freut?"

„Jawohl! Ich kenne eine schöne Frau in der Via lata, die mit sehnsüchtigen Blicken nach Norden schaut und mit Zittern die Stunde herbeiwünscht, in der sie — — erobert wird."

„Still, Tycheios, still!"

„Die schon drei Kirchen in ihrem frommen Eifer in Rom erbaut hat und noch immer auf den Mann wartet, der sich in einer derselben mit ihr trauen lassen soll."

„Placidia, süßes Weib, bald sehen wir uns wieder!" murmelte Gauchos und starrte entzückt und träumerisch in's Leere. —

Bis in die sinkende Nacht hinein dauerte der Kriegstaumel in Aemona. Das Volk war lustig und besorgte mit ausgelassener Freude die Geschäfte, die ihm durch den heutigen Befehl Alarich's am nächsten lagen.

Anders der König. Der Tod Stilicho's, dessen Bedeutung nur er voll und ganz erfaßte, hatte ihn in den Tiefen seines Innern aufgeregt und stundenlang suchte er vergeblich im unruhigen Hin- und Hergehen in seiner

Halle dieser Aufregung Herr zu werden. Es wurde Nacht, die selbst die ausgelassene Freude des Volkes zur Ruhe brachte und der König ging immer noch in seiner mit Pechfackeln abenteuerlich erleuchteten Halle auf und ab. Er wollte und mußte sich beruhigen. Das Werk, das er im Begriff stand zu beginnen, brauchte der Ruhe und des Verstandes, es handelte sich um Rom, um das Sein und Nichtsein einer Welt für sich, einer Cultur. Aber schon der Gedanke an Rom, an seinen ohnmächtigen, lüderlichen Hof, an seine faule schmutzige Plebaglia und an seine verbrecherischen Sitten und Handlungen fachte seine Wuth, seinen Zorn immer wieder von Neuem an. Immer wieder drängte sich ihm der Gedanke auf, was in Stilicho für West-Rom verloren ging, wie groß das an ihm begangene Verbrechen war und immer wieder ballten sich seine Fäuste drohend gegen Rom, und immer wieder lohte eine unheimliche Gluth des Zornes aus seinen Augen. Auch die Befreiung Evermud's, den er jetzt unbeschützt und wehrlos in Rom und unter den Römern — die ihm eine einzige cynische Verbrecherbande waren — wußte, ging ihm durch den Kopf und machte ihn ungeduldig, ängstlich und dringend zugleich. Er fürchtete jeden Aufschub als einen Grund zum Untergange Evermud's, was seine Rachbegier noch steigerte. Auch die Unsicherheit seiner eigenen und seines Volkes Lage ließ seit Stilicho's Tod eine baldige Auseinandersetzung wünschen. Er konnte nicht warten bis ihm die Römer die Mörder nach Aemona sandten, oder ihn und sein Volk dem Hungertode preis gaben.

Um seine wilde Aufregung zu bemeistern, nahm er

eine Rolle zur Hand und versuchte zu lesen: „Oh wie wirst du dann jammern — las er aus der Rolle — wenn du deines glänzenden Purpurs beraubt in Trauerkleider gehüllt dastehn wirst, du hochmüthiges Rom, du Tochter des alten Latium. Du wirst hinsinken, um dich nie wieder zu erheben. Der Ruhm deiner Legionen wird mit ihren stolzen Adlern verschwinden. Wo wird dann deine Kraft sein? Welches Volk unter allen denen, die du zu Knechten deiner Thorheit gemacht hast, wird noch dein Verbündeter sein?“ Er warf die Rolle bei Seite und wanderte wieder ruhelos auf und ab. Endlich nahm er ein Trinkhorn, das auf einem der kleinen Tischchen stand und that einen mächtigen Zug. Aber seine Aufregung wuchs immer mehr, Wuth, Zorn, Rachsucht erhitzten sein Blut und mit geballten Fäusten, die Zähne aufeinander gepreßt, warf er sich wie ohnmächtig auf sein Lager.

Gehaßt hatte ja Alarich das stolze, hochmüthige, verbrecherische Rom schon seit langen Jahren, seit Stilicho's Untergang aber war es ihm wie eine innere Stimme, wie ein höherer Befehl, daß er die Stadt vernichten müsse von Grund aus.

Kaum hatte er sich in ohnmächtiger Wuth auf sein Lager hingeworfen, so öffnete sich die Thüre im Hintergrunde und der Bischof wurde von seinen Knaben in das Zimmer geführt. Der König stand sofort wieder auf. Der blinde Bischof blieb ruhig an der Thüre stehen, durch die seine Knaben wieder abgingen und fragte mit seiner hohlen Grabesstimme langsam und kalt:

„Bist du hier, Alarich?"

„Ja, Bischof, was wünschest du von mir?"

„Leihe mir deine Hand!"

Der König trat näher, führte den Bischof mitten in das Zimmer, wo das Lager stand und bedeutete ihm, daß er sich setzen könne.

„Nein, laß mich stehen! Ich habe mit dir zu reden, König!"

„So sprich, ich höre!"

Es war ein greller Gegensatz, der sich in den Gestalten und Gesichtern der Beiden bemerklich machte und der vielleicht nie so zum Ausdruck gekommen war, als gerade jetzt. Alarich mit dem kraftstrotzenden, in vollster Lebensblüthe stehenden Aeußern, mit den wilden, unheimlichen Zornesmienen, den drohenden Augen und der eigenthümlich hallenden Stimme, die recht deutlich seine innere Aufregung wiedergab und die Ungeduld wiederspiegelte, hinauszukommen in den tosenden Kampf der Völker, in dem er seine Rache befriedigen konnte — und dagegen das blinde, bleiche, kalte Todtenangesicht des Bischofs, seine hohle, tiefe Stimme, die aus einer anderen Welt herüberzutönen schien, die zitternde ungewisse Geste des alten Mannes, der doch noch gewaltiger Nachdruck und große Bedeutung innewohnte, das Langsame und Leidenschaftslose seiner Sprechweise. — Der König sah den Bischof sehr selten, und der letztere verfehlte nie, einen großen Eindruck auf ihn zu machen, heute aber, wo er ohnehin ein Opfer wilder Aufregungen war, erschien er ihm wie ein Seher, wie ein Gottgesandter.

„Du hast das Volk zum Kampfe aufgerufen wider Rom!“

„Ich that's, weil ich nicht anders konnte!“

„Sehr wohl. Du aber thatest es im Zorn! Gieb wohl Acht, Alarich, daß du den Zorn nicht einst mit heißen Thränen mußt beweinen!“

„Beweinen, ich? Bischof, ich hoffe zu Gott, daß die Römer diesen Tag mit heißen Thränen werden büßen müssen, denn ihrer Stadt gilt mein ganzer Zorn. Das Lügenhaupt der Welt, das ekles Heidenthum umspielt wie Schlangengelock, das zahnlose, häßliche Medusenhaupt, dem die Laster zweier Welten in tiefen Wunden eingeschrieben sind, dem Habsucht und Verschwendung den Mund verzerren und dem Verbrechen aller Art aus den Augen leuchten — will ich zertreten, vertilgen will ich vom Erdboden was Rom heißt und sich Römer nennt.“

„Und dann?“ fragte der Bischof mit seiner eisigen Ruhe, aber mit einer gewissen Schärfe im Ton.

„Was dann?“ fragte der König betreten.

„Ja! Wenn du das Haupt zertreten hast, was wird dann aus den Gliedern? Was wird aus Spanien, Lusitanien, Gallien, aus Rhätien, Illyrien, Numidien, Mauretanien — was wird aus den Provinzen, die unter römischer Verwaltung Ordnung und Ruhe genießen? Willst du der Oberleitung sie berauben, daß sie zurückverfallen in die Nacht der Anarchie und Uncultur? Willst du deinem Zorn zu Willen eine Organisation zerstören und dann hohnlachend auf die Seite treten? Soll der Name Alarich ein Schrecken für die Nachwelt werden?“

„Nichts von alledem, Bischof! Was jene römischen Staatskünstler können, das sollen meine Gothen lernen und aus dem Römerreiche wird ein Gothenreich!“

„Alarich, reiche mir deine Hand!“ sagte der Bischof mit weicherer Stimme.

„Was soll's, Bischof?“ antwortete der König ihm seine Rechte reichend. Heiß und vollblütig lag die Hand des Königs in den schmalen, feinen, kalten Fingern des Bischofs, der nach einer Pause gewichtig sagte:

„Das ist die Hand eines Nero und Caligula! Hat mein König keinen besseren Ehrgeiz? In deinem Zorne brennst du Städte nieder und verwüstest Länder; dieselbe Hand, die ich hier halte, greift frevelnd nach fremden Kronen und höhnt die erste Satzung, auf der die Welt beruht?“

„Du gehst zu weit, Bischof! Diese Hand greift nie nach fremden Kronen! Doch greift sie nach dem Erbe Stilicho's, das kommt mir zu! Glaubst du es wirklich, Bischof, daß Legitimität für mich nur bloßer Schall sei? Wenn auch mein Zorn mich übermannt, ich überschreite darum nicht meine Grenzen, das glaube mir!“

„Und trotzdem sehe ich schweres Unheil kommen, das dich und unser ganzes Volk betrifft! Mir sagt's das Herz, ich werd's wohl nicht mehr sehen — daß dieser Zug für uns von namenlosem Unglück ist! Oh, wenn mein Rath etwas vermöchte über dich, oh, Alarich — —“

„Gieb dich zufrieden, Ulfilas, es ist Bestimmung! Gott will meinen Arm zum Strafen und zum Rächen, ich kann nicht anders! Fürchte nichts, Bischof, für unsre

Glaubensgenossen in Rom und für die Schätze unserer Kirchen; kein Gottesgut soll angetastet werden! Ich gebe dir mein königliches Wort. Im Uebrigen aber — frage nichts nach Rom. Auch fürchte nichts für uns. Es stehen uns leichte Siege und große Beute bevor, denn der Römer Macht fiel mit Stilicho in jener entsetzensvollen Nacht in Ravenna, an die ich nicht denken mag."

„Nicht an deinem Siege zweifle ich, Alarich, doch an deinem Stern!" sagte der Bischof leise und hohl. Aber der König hatte es doch gehört und wie von einer plötzlichen Ahnung gefoltert, schrie er hinaus:

„Ulfilas! Was sagst du?"

„Alarich, das Menschenherz zieht sich im Alter mehr und mehr zurück von Welt und Leben und von seinen tausendfältigen Wirren. Von höhrer Warte, unberührt vom tosenden Gewebe seiner Zeit, erkennt es schärfer, was die Zukunftsschleier hüllen, wie sich die Dinge, die das Auge sieht, gestalten müssen. Zu einer solchen Zeit gab ich in Elis dir den Rath, durch deinen Sohn das Volk den Römern abzukaufen — —

„Oh, hätt' ich's nie gethan, so braucht' ich's nicht noch heute zu bereuen!"

„Kurzsicht'ger Mann, mit deinem und des Volkes Untergang hätt'st du den Starrsinn büßen müssen. Es war Verzweiflungsthat — doch war's die einzig rettende. Damals hat mir mein altes Herz gesagt, es wird sich Alles, Alles noch zum Guten wenden. Deine Treue und Stilicho's Klugheit und Macht schienen mir die Welt zu bändigen und eure Einigkeit war mir Gewähr für Glück

und Frieden der Völker. Nun ist Stilicho dahin und das Geschick spinnt unheilvolle Fäden um dich. Nun ist mein Herz bang und zittert vor der Zukunft, die in deiner wilden Hand ruht. Ich sehe in ein Gewebe dunkler Mächte, die dich umstricken und umnachten, deine Leidenschaften öffnen dem Unglück Thür und Thor, des Schicksals ganze schwere Tragik schwebt drohend über dir und deinem Volk. Alarich, bleib' fern von Rom."

Der Bischof zitterte leise vor innerer Aufregung, was Alarich um so mehr betroffen und nachdenklich machte. So wie heute hatte ihn der Bischof noch nie ergriffen, wenn er sich's auch nicht eingestehen wollte.

„Nicht die Zerstörung frommt der Welt," fuhr der Bischof fort, „und wenn du ausziehst, um zu zerstören, Alarich, wird Fluch und Schande deine Ernte sein. Von einem Helden wie Alarich verlangt die Welt ganz andere Thaten. Bleib' fern von Rom, König!"

„Was kannst du fürchten, Bischof? Wir sind stark und mächtig!".

„Das Schicksal zwingt auch Starke!"

„Das Schicksal wird uns gütig sein. Ich führe mein Volk heraus aus seinen wüsten Wäldern in blühende, gesegnete Provinzen. Der Gothen Volk soll nicht verkommen in Wäldern und Sümpfen, im frischen, freien Kampf soll es erstarken, sich entwickeln. Es ist ja im Vergleich mit Illyrien ein Paradies, wohin wir ziehen — was ist dir, Ulfilas?" unterbrach sich der König plötzlich. Der Bischof hatte zitternd und mit äußerster Kraftanstrengung die Hände wie beschwörend erhoben und sagte:

„König! Bleib' fern von Rom! Du sagst es selbst, das ist's, König, das Paradies. Ihr taugt nicht in das Paradies, du und deine Gothen, jetzt noch nicht. In dicke Wildniß und in dichte Wälder, wo noch im Kampf mit Bär und Stier und Elenn euch der Tag hingeht, wo nasse Wolken um die rauhen Felsen hängen und wilde Stürme durch die Schlünde brausen, da taugt der Gothe hin, dort wird er groß und kühn. Rom aber ist ein schillernd, goldnes Paradies, das euch mit giftigem Odem anhaucht, euch Verderben bringt — — — Alarich, bleib' fern von Rom!"

„Beruhige dich, Ulfilas, dich hat ein böser Traum geneckt!"

Da griff plötzlich der Bischof, als ob er sehen könnte, nach der Hand des Königs und lehnte sich hart an ihn, indem er ihm mit heiserer, flüsternder Stimme zuhauchte:

„Traum oder nicht, König, hörst du mich noch? Dein Paradies hat Schlangen, die Muth und Tapferkeit nicht zwingen. Ich höre sie zischen, König, und sehe wie dein Schicksal dir höhnisch Weh und Unglück in den Lebensfaden spinnt — — Alarich, der Zug — — — Das ist das Ende!"

Röchelnd und stöhnend fiel der alte Mann dem König plötzlich in die Arme. Ueberanstrengung, Aufregung und Angst hatten ihn übermannt und seine Kräfte aufgerieben. Sorgfältig legte ihn der König auf das Lager, rief ihn beim Namen und horchte an seinem Herzen, schüttelte ihn, aber der Bischof blieb stumm. Er war todt! —

Uebermannt vom Schreck und Schmerz trat der

König einige Schritte von der Leiche zurück und murmelte dann wie betend:

„Ein treuer Mann! Ein großer Mann in seiner Treue! Sein letzter Hauch, der letzte Seufzer galt mir und meinem Volke! Wo solche Männer sterben, wächst die Trauer, je mehr der Geist begreift! Und nun? Nun ist es still um mich. In einer Welt voll Sorg' und Kummer, mit einem Chaos wilder Leidenschaften hier im Busen bin ich allein! Da liegt er, todt und stumm, der mir so oft gerathen hat, der Mund ist offen, aber kein Hauch entströmt ihm mehr — — Wer schützt mich nun vor den Tücken des Schicksals und — vor mir?"

Da fällt Alarich — wie ein Kind weinend und schluchzend an der Leiche seines großen Bischofs nieder. Zärtlich und liebkosend streichelt er ihm die Wange, schlichtet ihm den Bart und drückt ihm Mund und Augen zu, wie ein Sohn, der um seinen Vater trauert. Wo sind nun all' der Zorn, die Wuth, der Rachedurst, die Zerstörungssucht des Länderverwüsters Alarich? Wer ihn so auf der stillen, bleichen Leiche liegen sieht, schluchzend, zahlreiche Thränen vergießend im Uebermaß des Schmerzes und der Trauer seines weichen Kindergemüthes um einen Freund und Helfer, der kennt den Mann nicht wieder, der noch vor wenig Stunden im tiefen Abscheu vor Verrath und Meuchelmord den Krieg gepredigt hatte. Ein Kind von Gemüth, aber ein Löwe in seinem Zorn! —

V. Die Stunde schlägt!

Es waren seit dem Aufruf Alarich's zum Krieg gegen Rom schon vier Monate vergangen und es zeigte sich nun, daß dieser Aufruf einen ganz unerwartet ausgedehnten, großen und höchst sonderbaren Erfolg hatte. Nicht nur aus Illyrien strömte Alles was Beine hatte in Aemona und auf der Straße westlich der Hauptstadt zusammen, sondern auch aus Dacien, Mösien und dem Skythenlande, aus Macedonien, Pannonien und Noricum, aus Dalmatien, Dardanien, Griechenland, Thracien strömten sogenannte Hilfstruppen, d. h. Schnapphähne aller Art, Räuber und Abenteurer, schlecht bewaffnete, verrohte und verthierte Canaillen zusammen, die den Zug Alarich's als eine gute Gelegenheit ansahen, einmal einen derben Griff zu thun, sich aus ihren elenden Existenzen heraus und in bessere hineinzuhelfen. Es war als ob sich sämmtliches Lumpengesindel südlich und nördlich der Donau in Aemona ein Rendezvous gegeben hätte, und manche der einsichtigen Gothenführer schüttelten verdutzt und erstaunt das Haupt. Aber was war zu machen? Das Gesindel — was übrigens zu damaliger Zeit keinem größeren Kriegszug ab-

ging — war da und blieb da! Es ließ sich nicht verscheuchen, und wenn man es an dem einen Punkt verjagte, so tauchte es an zehn anderen wieder auf. Da waren Kerle dabei, die hatten an den Speeren noch Steinspitzen! Was sie wohl glaubten, damit gegen römische Soldaten machen zu können? Die meisten der vollständig verwilderten Hilfstruppen hatten keine Hemden und waren höchst erstaunt, als sie bei den Gothen von Aemona solche fanden. Sie hatten nie welche gesehen und kleideten sich in rohe, nicht bearbeitete Felle, die sie theils als Schurz um die Lenden, theils als Mäntel über die Schultern hingen. Um die Füße wickelten sie Stroh gegen den Frost (es war mittlerweile Januar und harter Winter geworden) und banden es mit kleinen Lederriemen fest, froren aber natürlich trotzdem jämmerlich und sahen mit Neid auf die — nach ihrer Anschauung — künstlich gemachten Schuhe der Gothen. Vom militärischen Drill dieser Hilfstruppen war gar keine Rede! Ihre Leistungen bestanden darin, daß sie wie eine Wolke den Heereszug umgaben, meilenweit das Land verwüsteten, das sie durchzogen, Weiber und Kinder mit großer Bravour besiegten, niederritten oder aufspießten, stahlen was fortzuschleppen war und verbrannten, was sie nicht stehlen konnten! Tauchte eine ernste Gefahr auf, so concentrirten sie sich auf das Heer zurück. In der Schlacht spielten sie eine durchaus untergeordnete Rolle, weil sie meist unzuverlässige Elemente waren. Sie transportirten oft die Gefangenen, die gemacht wurden, hinter die Front, wo dieselben von den Weibern der Kämpfer niedergemetzelt wurden. Die unfläthige, wüste,

grausame und gemeine Gesellschaft, die sich auf diese Weise um Aemona gesammelt hatte (nach Aemona hinein durfte sie sich nicht wagen), konnte etwa auf 30,000 Köpfe angeschwollen sein, wovon etwa nur der zehnte Theil Troß, also Weiber und Kinder, war. Die meisten der Hilfstruppen hatten keinen Troß um sich, sondern waren frank und frei, auf gutes Glück zu dem Heere Alarich's gestoßen. Gleich dem eigentlichen Volk der Gothen, Hunnen und Sarmaten, die zu Alarich's Volk gehörten, waren auch die Hilfstruppen fröhlich und guter Dinge, denn die Vorzeichen für die Unternehmung waren gut und es standen ungeheure Beute- und Raubzüge in Aussicht. Auch mit der Religion dieses Gesindels war es windig bestellt. Einige wenige bekannten sich zum arianischen Christenthum, andere hatten ihr Seelenheil den ägyptischen Göttern Isis und Osiris, Anubis und Apis, wieder andere den römischen und griechischen Göttern, und noch andere den jeweiligen „Localgöttern" ihrer Heimat anvertraut. Die meisten aber waren in dieser Beziehung mehr Vieh als Menschen und hatten infolge dessen gar keine Religion, wenn man nicht ihren abergläubischen Firlefanz und Wunder- und Hexenglauben dafür ansehen will!

„Gesteh' einmal offen, Phylarch," — sagte Tycheios zu jung Gauchos, der die Ankömmlinge öfters musterte und an ihren Lagern entlang ritt — „und ehrlich, sahen meine Collegen von damals, du weißt, in den julischen Alpen, nicht tausendmal anständiger und ordentlicher aus, als diese — Bundesgenossen deines großen Königs?"

Aber der Phylarch hat schwere und trübe Gedanken

und achtete kaum auf die Frage des Tycheios, jedenfalls gab er keine Antwort. Tycheios fuhr fort:

„Großer Jupiter, ist das nicht ein Jammer! Dieses Lumpengesindel, das nicht werth ist, seine ungewaschenen Körper unter den Wäldern Illyriens zu strecken, soll die geheiligten Stätten des Forum romanum und der via Triumphalis betreten?"

„Noch sind wir nicht so weit! Du weißt, noch zögert der König mit dem Aufbruch, und seit dem Tode des Bischofs will es mir scheinen — — —"

„Bah," sagte Tycheios, „glaub doch nicht an Gespenster! Ich sage dir, Phylarch, wer den Teufel in der Brust hat, dem rathen die Götter vergebens! Und wenn hundert Bischöfe sterben, so werden auch hundert begraben, aber in Alarich lebt Etwas fort, das — — —"

„Still, sag' ich, deine Reden sind Sünden!"

„Mag sein," sagte Tycheios leise für sich, „aber Recht hab' ich doch!"

So trabten sie eine lange Weile schweigend weiter auf der Straße nach den Alpen zu, immer zwischen den Lagern der Hilfstruppen, die rechts und links von der Straße oder, soweit das anging, auf der Straße selbst sich niedergelassen und eingerichtet hatten, so gut es bei der Kälte gehen wollte. Die Situation dieser Leute war durchaus keine beneidenswerthe. Sie hatten weder Zelte noch sonst irgend welchen Schutz gegen die rauhen Januarstürme, sondern schliefen Nachts unter freiem Himmel in ihre Felle eingewickelt. Geplagt von Schmutz und Ungeziefer, von Hunger und Kälte, wurde mancher dieser

rauhen Gesellen still abseits getragen und verscharrt, ohne überhaupt das gelobte Land, wegen dessen Eroberung er hergekommen war, auch nur gesehen zu haben. Nach etwa einer Stunde, während welcher sie aller Augenblicke von dem erbärmlichen Gesindel bald um Nahrung, bald um Kleidung oder Geld mit den beweglichsten Manieren und Klagen angebettelt worden waren, hatten Tycheios und der Phylarch endlich die Hilfstruppen passirt, und sie kamen zu den Lagern der hunnischen und sarmatischen Reiterei, die bisher zumeist Süd-Illyrien bewohnt hatte. Sie waren bestimmt, unter ihren Führern Godegisel und Childerich den Vortrab des Heerzuges zu bilden. Deshalb hatten sie auch ihre Lager soweit vor der Stadt angewiesen bekommen. Wenn man hier in Bezug auf Charakter und Bildung der Mannschaften auch noch keinen großen Unterschied von den Hilfstruppen bemerken konnte und namentlich die kleinen untersetzten Hunnen mit ihren gelben eckigen Gesichtern und gierigen blitzenden Augen einen höchst uncultivirten, rohen und unheimlichen Eindruck machten, so war doch Bewaffnung und Kleidung dieser Truppen bedeutend besser als bei den Hilfstruppen. Vor allen Dingen waren sie nicht im bunten Allerlei, sondern ziemlich gleichmäßig bewaffnet. Schilder, Schwerter, die ihnen an Metallketten über die Schulter hingen, kleine, leichte Wurfpfeile (sog. sagittae), die in einer Lederschlinge innerhalb des Schildes untergebracht waren, Helme, Lederkoller und Lederbeinschienen waren von einer gleichmäßigen, sorgfältigen und geschickten Arbeit. Es waren dies eben schon Truppen des Königs! In den Lagern der Reiterei

war kein Troß. Ihre Stärke mochte sich auf 45 bis 50,000 Mann belaufen. Sie waren am weitesten gegen die Berge vorgeschoben.

Die Dämmerung trat bereits ein, als der Phylarch und Tycheios wieder von ihrer Excursion zurückkamen in den Thalkessel, in dem Aemona lag. Hier befanden sich nun die Lager des eigentlichen Gothenvolkes, sowohl des Trosses als auch der Armee. Die ganze Ebene erschien zunächst wie mit einer Unzahl hart aneinander stehender, in geordnete Reihen aufgefahrener zweirädriger Transportkarren bedeckt. Sie waren je mit zwei Ochsen bespannt, aber momentan auf dem Platze, wo sie gerade standen, festgefahren. Die einzelnen Wagen konnten sich weder vor- noch rückwärts bewegen, so eng war der Troß zusammengekeilt worden! Zwischen den Wagenreihen liefen eine unglaubliche Anzahl Weiber und Kinder herum. Es mochten an 200,000 Köpfe sein, die hier zusammengepfercht waren und unter diesen nicht tausend waffenfähige Männer! Es waren dies die Weiber und Kinder des ganzen Volkes, die in dieser Weise vereinigt, den Kriegszug mitmachten.

Auf den Anhöhen im Süden und Südwesten der Stadt endlich waren die Lagerplätze des Gothenheeres, eine compacte, streng militärisch in Legionen abgetheilte, gut bewaffnete und gedrillte Masse von fast 100,000 Köpfen, meist Fußvolk. Einige Legionen machten sogar in Bezug auf Bewaffnung und Drill den Eindruck römischer Legionen, die unbedingt Muster bei ihrer Ausrüstung gewesen waren. Das waren die Elitetruppen!

In Aemona selbst wimmelte es von Truppen fast aller Abtheilungen und Waffengattungen. Hier lagen Bogenschützen, dort Reiterei, hier die thracische Legion (als Garde des Königs), dort Abgesandte der verschiedensten Truppenkörper, die zu Fouragezwecken nach der Stadt gekommen waren. Alle Häuser lagen voller Soldaten, Straßen und Plätze waren fast nicht mehr zu passiren infolge der massenhaften Truppen, die dort unter freiem Himmel campirten! — So sah der Erfolg aus, den des Königs Aufruf zum Krieg gegen Rom gehabt hatte. Die Namen Alarich und Rom hatten eine verblüffende Anziehungskraft ausgeübt.

Als der Phylarch nach der Stadt zurückkehrte, machte sich eine jubelnde und lärmende Bewegung bemerkbar und auf die Frage des Tycheios, woher diese wilde Freude stamme, antwortete ihm ein zottiger, schmieriger, schlitzäugiger Hunnenführer:

„Morgen früh ehe die Sonne steigt brechen wir auf!“

Dabei warf er seinen Wurfspeer mit geschickter Bewegung hoch in die Luft und fing ihn, ohne besondere Bewegungen auf seinem Gaul zu machen, wieder mit der Hand auf.

„Hast du's gehört? Hab ich Recht? Phylarch!“

Jung Gauchos war gar nicht so toll erfreut über die Neuigkeit wie die Andern. Er war niedergeschlagen, übellaunisch und in trüben Gedanken versunken. Er dachte daran, wenn er in Begleitung von etwa 400,000 solcher Köpfe, wie er sie eben gesehen hatte, nach Rom kommt, was sollte das werden?

„Armes Rom!“ murmelte er leise.

Aber Tycheios hatte es gehört und sagte geschwätzig: „Ja wohl, ganz meine Meinung. Fahr wohl, du gold'nes Rom, du gold'ne Zeit! Die Zeit, die dich in Nacht und Elend hüllt, ist da, mit schwerem Schritt schreitet das Verderben über dich und die Länder, die eiserne Zeit bricht an!“ —

Nur wenige Tage später wallte und wogte es hinunter aus den unwirthlichen Alpenpässen, das „wandernde Volk“, wie ein gefräßiger Heuschreckenschwarm überschwemmte es die blühende und gesegnete Po-Ebene zum Entsetzen der wehrlosen, nach allen Richtungen fliehenden Einwohner. Die wackern Hilfstruppen des finstern Alarich begannen ihre längst erwartete Ernte! Kein Landhaus, kein Dorf, keine Stadt wird verschont, nur die befestigten Plätze werden mit einer gewissen Vorsicht im großen Bogen umgangen. Die Hilfstruppen konnten alles brauchen: Kleider, Hausrath, Schmuck, Vieh, Mundvorräthe, selbst Menschen, die sie als ihre Sclaven, oder auch zum gelegentlichen Wiederverkauf mitschleppten, Wein, Oel, Pfeffer und namentlich alle Münzen. Sie kennen ihren Werth nur selten, aber wohl zu keiner Zeit — auch jetzt nicht — hat es so eifrige Sammler römischer Münzen gegeben, als zur Zeit von Alarich's Zug gegen Rom. Vor sich mit üppiger Fruchtbarkeit und hochentwickelter Cultur gesegnete Provinzen, die zum Theil seit Jahrhunderten kein Feind betreten hatte, hinter sich halbverkohlte, rauchende Trümmer, verstümmelte Leichen, öde, ausgeraubte Wüsteneien lassend, so wälzte sich der Völkerschwarm des Königs Alarich dahin,

eine Geißel des Satans für die unglücklichen Länder, die er durchzog. Lange Züge schwarzer Geier, dieser Todesvögel gräßlichster Art, folgten dem wilden Schwarm und umgaben ihn wie dazugehörige und dazupassende Arabesken. Kreischend und schrecklich tönte ihr Geschrei, wenn sie sich truppweise über gefallene Leichen hermachten und ihnen die Weichtheile abfraßen. Rauchende und verlassene Trümmer zeichneten sich gespenstisch am Firmament ab und die zurückgelegten Straßen waren von Gothenleichen eingesäumt, die, ungewohnt der Fleischnahrung und namentlich des Weines, massenhaft dem Fieber verfielen. Verthierte Gestalten, trunken von Wein und Blutdunst, übermüthig, toll und grausam jagten sie ganze Heerden Vieh und Menschen — alles untereinander — vor sich her, plünderten, trieben mit wehrlosen Menschen Spott und marterten sie unsäglich, wenn sie keine Münzen hatten oder sie nicht herausgeben wollten.

Bei Cremona ging Alarich über den Po und rückte unaufhaltsam gegen die Apennin-Pässe vor, die er vollständig unbesetzt fand. Noch immer schlief man in Rom. Wo waren denn nun die sieggewohnten Legionen, die kundigen Feldherrn und Strategen von Rom, die sonst mit ihren Geistesblitzen die Barbarenheere vernichteten? War kein Stilicho mehr da? Wenn die Barbaren nicht sich selbst durch thierische Unmäßigkeit, Völlerei und sonstige Ausschweifungen vernichteten, die Römer thaten ihnen nichts!

Tycheios, der sich mit Fouragegeschäften beim Troß verspätet hatte und den Phylarchen Gauchos schon seit zwei Tagen nicht mehr gesehen hatte, wollte eilig vorwärts,

als er sich in den engen Apennin-Schluchten den Weg durch einen Trupp Dacier, wie er hörte aus Sarmizegetusa (Varhély), gesperrt sah. Hinter ihnen herreitend, hörte er, ohne es zu wollen, ihr Gespräch. Zwei dieser Edlen mit vom Wein gedunsenen Gesichtern, aus denen die elendeste Verkommenheit sprach, mit ungekämmten, strohtrockenen Haaren, die ihnen wild und zottig von Gesicht und Nacken hingen und mit Fellmänteln bekleidet, die so schmutzig waren, daß ihre ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war, ritten vor ihnen her. Sie lachten wie toll und waren augenscheinlich berauscht — von Blut und Wein —!

„Das war ein guter Tag heute, he, Hastulf?" sagte der Eine. Der Andere lachte roh und breit.

„Da schau daher, Hastulf! Was ist das, das Große hier! was — — ist das?" sagte der Erste wieder, und zeigte dem Hastulf ein großes silbernes Zwanzig-Sesterz-Stück. Hastulf besah die Münze von hinten und vorn und sagte endlich:

„Das ist ein Zwanzig-Sesterz-Stück! Ganz gewiß! Das ist ein zwanzig Sesterz-Stück! Wo hast du das her! Hilmar, wo hast du das gekapert?"

Hilmar lachte laut und unsinnig und griff in eine Ledertasche, die an seinem Gurt hing. Aus dieser Tasche holte er noch fünf solcher Münzen hervor und zeigte sie immer lauter und unsinniger lachend seinem Gefährten.

„Und wie viele Sesterzen sind das? Hastulf, sieh dahier! Wie viele Sesterzen sind das?"

Hilmar hatte die sechs Münzen jetzt eine neben die

andere in seine riesige Faust gelegt und guckte gespannt auf den Anderen, damit er endlich erführe, wie viel er denn nun eigentlich besäße! Aber Hastulf machte ein sehr bedenkliches Gesicht und fing endlich, jede Münze mit dem Finger betupfend, an zu zählen:

„Eins, zwei, drei — und wieder eins, zwei, drei! Zwei Mal drei Zwanzig-Sesterz-Stücke! Du bist ein reicher Cumpan, Hilmar, du bist ein riesig reicher Cumpan!“

„Ja, aber wie viel sind zwei Mal drei Zwanzig-Sesterz-Stücke? Wie viel Sesterzen sind das?“ fragte Hilmar.

Hastulf wandte sich entsetzt ab und sagte heftig:

„Ja, glaubst du denn, ich bin ein Gelehrter? Wer soll denn das wissen? Zwei Mal drei Zwanzig-Sesterz-Stücke! Wer soll denn das ausrechnen? Das kann kein Mensch im ganzen römischen Reich ausrechnen!“

„Hm! Ich möchte doch gern wissen, wie viel ich habe!“ sagte Hilmar wieder nach einer tiefsinnigen Pause.

„Wozu denn?“ sagte hitzig Hastulf, „wozu willst du das wissen? Das brauchst du nicht zu wissen, wenn du nur die Münzen hast!“

In diesem Augenblick wurde die Straße etwas breiter und Tycheios trieb sein Pferd an, um rasch an dem Trupp vorüber zu reiten, als ihn Hilmar am Mantel festhielt.

„Heda, guter Freund,“ sagte Hilmar, „du hast so viel Zeit wie wir! Sei so gut und sage mir, wie viel ich hier Sesterzen in der Hand halte.“

Tycheios that als ob er genau hinsähe und dann im Kopfe die schwierige Rechnung ausführe! Dann sagte er:

„Das sind 70 Sesterzen! Willst du Gold dafür?“

„Gold?“ fragte Hilmar gierig, „hast du Gold? Komm her, guter Freund, o gieb mir Gold dafür! Ich habe noch nie Gold gehabt. Ich will auch ein Mal Gold haben!“

„Gieb her,“ sagte Tycheios und nahm die sechs Münzen aus der Hand des Daciers und legte dafür zwei kleine Goldmünzen hinein!

„Das sind eigentlich 80 Sesterzen, du machst also noch ein gutes Geschäft! Aber nimm sie nur hin, in Rom giebt's mehr.“

Damit trieb Tycheios sein Pferd an und trabte mit der unschuldigsten Miene von der Welt fort.

„Aber die sind klein!“ sagte Hastulf.

„Aber das ist Gold!“ brüllte Hilmar triumphirend und verbarg seinen Schatz wieder in der Ledertasche.

Solche Beispiele entflammten natürlich die Tapferkeit der Hilfstruppen ganz außerordentlich. Jeder wollte in Besitz solcher Münzen kommen, wofür alles zu haben war und wehe den armen überfallenen Einwohnern, wenn sie diesen unersättlichen Durst nicht befriedigen konnten.

So zogen sie Woche auf Woche dahin, in immer neue Gegenden kamen sie und immer übermüthiger, zügelloser und wilder gestaltete sich dieser Rachezug, der das Palladium einer Welt bedrohte. Der „Garten von Europa“ wurde unter den Hufen ihrer Rosse zerstampft und rauchte vom Blute seiner Bürger. Niemand that ihnen Einhalt! Längst schon hatten sie den Apennin überschritten und waren wieder herabgestiegen in die lachende Ebene, in die reichste

Provinz der damaligen Welt, aber kein Römerheer war am Horizont zu erblicken, Niemand war da, der den Bürger schützt und dem Räuber wehrt.

Weit, weit vor dem eigentlichen Heereszug, zwei oder drei Tagemärsche voraus, ritten an einem prachtvollen Sommernachmittag die eben erwähnten Dacier, die zu den Hilfstruppen gehörend, das Recht zu haben glaubten, Allen voraus zu plündern, einen Hügel hinauf.

Prachtvolle Anlagen, saubere Ordnung, duftige grüne Gärten, aus denen weiße Marmortempelchen und Statuen leuchteten, Springbrunnen, die plätschernd die heiße Sonnenluft abkühlten, verriethen einen behäbigen Luxus und ließen den Daciern einen ausgiebigen Fang wittern. Johlend und schreiend machten sie sich zum Plündern bereit. Zierliche Landhäuser mit weißen, säulengetragenen Fronten blickten von dem Hügel einladend und freundlich herab. Ihre weißen Wände hoben sich von den dunkeln Cypressenhainen, die sie umgaben, glänzend ab! Hastulf und Hilmar kamen zuerst auf dem Kamme des Hügels an, aber sie hatten noch einige hundert Schritte hinzureiten, ehe sie zu den Landhäusern gelangten. Da fiel ihr Blick auf die andere Seite des langgestreckten Hügels, den auch die Straße überschreitet, hinab und überrascht hielten sie sofort ihre Pferde still. Sie streckten beide unwillkürlich die Hände aus nach dem Wunder, das sich in dem sich öffnenden Thal zeigte und sprachlos vor Staunen und freudigem Schreck machten sie sich gegenseitig durch unartikulirte Laute und Hinweise auf das wunderbare Bild aufmerksam! Sie vergaßen Raub und Plünderung, Landhäuser, Kameraden

und Alles! Sprachlos, athemlos, mit aufgerissenen Augen und offenem Munde starrten sie zu Thal!

Hastulf faßte sich zuerst! Er hob die Hand etwas gegen die Sonne, die ihn blendete und im Beschauen des Bildes störte, beugte den mächtigen Oberkörper weit vor, über den Hals seines Pferdes und schrie mit kräftiger, weithinhallender Stimme:

„Rom!“ —

Jetzt hatten auch die Uebrigen des Trupps den Hügel erklimmt und näherten sich dem Punkt, wo Hilmar und Hastulf im Anschauen versunken hielten, aber auch ihre Kameraden waren sammt und sonders vor starrer Ueberraschung still, blickten mit verwundertem Staunen und gierigem Verlangen nach der unten im Thal in ruhiger Majestät und üppigem Reichthum ausgebreiteten Stadt. Rechts von ihnen setzte sich die Hügelreihe im großen Bogen um die Stadt fort, bis der Monte Mario den Blick begrenzte, links von ihnen war ebenfalls eine kleine unbedeutende Hügelkette, über die hinweg man in größerer Entfernung die blauen Albanerberge bemerkte, welche das einzige und großartige Bild links abschlossen! Zwischen diesen beiden Bergketten öffnete sich ein ungeheures, nur nach Südosten zu offenes Thal, in dem Rom gelagert war! Vor ihnen wälzte in großen, schönen Bogen der Tiber seine rauschenden Fluthen und zwar so, daß der Fluß links von ihnen erschien, noch ehe er Rom erreichte, in weitem Bogen das ganze Thal durchzog und rechts von der Stadt nur den Janiculus und den Vatican von dieser trennend, den Blicken wieder entschwand! Keiner der wilden Dacier, die

da versteinert und überrascht durch den Anblick der Stadt still hielten, hatte Rom früher gesehen oder wußte, wie es aussah, bei diesem Anblick aber sagte sich ein Jeder, auch der wildeste und ungebildetste: Das ist Rom, das kann nichts anders sein als Rom!

Das war die Stadt der Welt, die tausendjährige Stadt mit ihren unzähligen Monumenten, Bauwerken, Bildsäulen und Kunstschätzen aller Art, an denen die Künstler der ganzen Welt und vieler Jahrhunderte ihr Bestes geleistet hatten. Da war der Brennpunkt der Cultur der alten Welt, einer Welt, die dem Untergang geweiht war, wie die Stadt selbst.

Noch ehe die Sonne unterging, konnte man auf den Hügeln im Norden und Westen der Stadt viele Tausende zottige, schmutzige, trotzige, vom Wein geröthete Barbaren-Köpfe sehen, die ihre erstaunten und lüsternen Blicke neugierig herabsandten auf die Stadt, denn alle wollten natürlich die Stadt der Städte sehen. Am liebsten wären sie sofort zu einem Sturmangriff vorgegangen und wenn es nur wäre, um sich die Köpfe an der aurelianischen Mauer zu zerschellen. Denn selbst das hatte seinen Reiz und Niemand konnte sagen, daß er sich seine Knochen an den Mauern Roms zerschmettert habe. Seit Hannibal waren noch keine Feinde bis zu den Thoren Roms vorgedrungen. Aber der eiserne Wille Alarich's hielt sie zurück und die Belagerung begann nach allen Regeln der damaligen Kunst! —

Nur das Unglück ist ehrlich! Nur das Unglück zeigt wahr und scharf und spiegelt Menschen und Völker wieder wie sie sind, edel oder gemein, erhaben oder verkommen, tragisch oder lächerlich. Glück und Ruhe sind gleisnerisch und trügen. So sehen wir auch in Rom das Unglück bei seiner in wahre Bestandtheile auflösenden Arbeit.

Seit sechs Wochen war kein Kornschiff mehr nach Rom gekommen und die vorhandenen Vorräthe waren bis auf den letzten Sack aufgezehrt. Es kam der Tag, wo zum ersten Male seit Menschengedenken die Kornvertheilungen an die Plebaglia, an das Weltstadtgesindel — oder wie man sie nannte an die „Kostgänger der Götter" eingestellt werden mußten. Es gab weder Korn, noch Oel, noch Wein. Die drei Mal wöchentlichen Gratis-Abfütterungen hatten ein Ende.

Es wagte kein Beamter dem Janhagel, der sich in der dreizehnten Region am Fuße des Aventin, wo sich der Landungsplatz für Tiberschiffe befand und wo in Folge dessen auch die großen Kornspeicher, die Oel- und Wein-Häuser standen, regelmäßig zusammenfand, die Mittheilung zu machen. Man hätte ihn zerrissen! Das nächste also war, daß der süße Pöbel die Magazine zerschlug und sich höchst eigenhändig von dem betrübenden Mangel an Nahrungsmitteln überzeugte. Zuerst war das Volk starr, rathlos, unglücklich! So etwas war in Rom noch nie vorgekommen und kein Mensch wollte glauben, daß es wirklich so sei.

„Fort zum Präfecten, er soll Korn schaffen für die

Bürger!" tönte es durch die wilden Haufen, womit der Bann gebrochen war, der ungeheuerlichste Hexensabbath, den die Weltgeschichte kennt, seinen Anfang nahm.

Wie bei allen Pöbelaufständen und Pöbelherrschaften warfen sich auch hier die obscursten Leute auf, deren einziges Verdienst in einem großen Maul bestand, um sich der Bewegung zu bemächtigen, Leute, die nichts zu verlieren hatten, heruntergekommene Existenzen, denen es nicht toll genug gehen konnte und die in der Unordnung zu ihrem Nutzen zu kommen suchten. Da waren zunächst die Helden der Tavernen, als Orakelagenten, Zeichendeuter, heruntergekommene Auguren, religiöse Curpfuscher, die im Namen der Götter die Dummheit der Leute brandschatzten, ferner Menschenhändler, deren Geschäft durch die Einschließung in's Stocken gerathen war, Gaukler vom Circus Maximus, Philosophen, deren Weisheit Niemand wissen wollte und dergleichen.

Momentan gelang es augenscheinlich einigen Priestern der Magna mater und des Dispater, deren Tempel in der Nähe waren, sich Einfluß in der Menge zu verschaffen. Sie hatten eine eigene Tracht und waren in ein langes, bis zu den Füßen reichendes, faltenreiches, weißes Obergewand aus Wolle gekleidet, das mit einer Purpurkante versehen war und um die Taille von einem breiten Gurt festgehalten wurde. In dem Gürtel, der kostbar mit Gold und Perlen bestickt war, stak ein kurzes, aber sehr breites Opfermesser mit Elfenbeingriff, der bald mit einem goldenen Schlangenkopf, oder einem Adler, oder einem Widderkopf, oder einem Pferdehuf u. dergl.

endigte. In der Hand hatten sie eine Ruthe — um sich nöthigenfalls vor unreiner Berührung schützen zu können oder Raum zu verschaffen —, auf dem Kopfe eine kugelförmige Kappe, welche mit Backenbändern — die ebenfalls reich bestickt waren und lang herabhingen — versehen war. Die Kappe war ebenfalls weiß, hatte aber auf dem Wirbel eine kleine, rothe Kugel. Nur bei einem der Priester — er hieß Laelius —, einem langen, hageren, beweglichen Menschen, hatte die Mütze statt der rothen eine goldene Kugel, ein Zeichen, daß er gleichzeitig Mitglied des Priestercollegiums der viri sacri faciundis war, das die sibyllinischen Orakelbücher im Tempel des Jupiter bewachte und in Zeiten der Noth befragte.

„Wir haben es gethan," eiferte der lange, verschmitzte Laelius, den natürlich an fetten Einnahmen der Magna mater gelegen war, „wir haben die heiligen Bücher befragt und haben gesehen, daß Rom den Zorn der Götter ertragen muß, weil einige seiner Bürger vor den Göttern und vor Rom gesündigt haben. Die Plagen werden nicht von uns genommen werden, es wird kein Kornschiff nach Rom gelangen, solange diese Leute nicht gereinigt sind durch das heilige Taurobolium, das zum Verderben des Volkes so arg in Vergessenheit gekommen ist!"

„Wer sind die Elenden, die sich so am Volk und an der heiligen Roma vergangen haben? Holt sie herbei, schleppt sie her, damit sie sich reinigen an heiliger Stelle!" brüllte das aufgeregte Gesindel.

„Nur im Tempel der Magna mater kann ein Taurobolium mit Erfolg vorgenommen werden," predigte weiter-

hin ein anderer Priester. Es währte nicht lange, so nannte man im Volk eine ganze Menge Namen von Leuten, die alle als sehr reich bekannt waren und alle das Taurobolium nöthig haben. Präfect Nänus und der Senator Galienus, der reiche Grundbesitzer Publius Benacus, bis endlich einer aus der Menge schrie:

„Und der fette Olympius, der Ober-Eunuch des Kaisers?“ worauf sofort hunderte von Stimmen riefen:

„Holt ihn her, der muß zum Taurobolium, der hat es am allernöthigsten, der dicke Lump!“

Drei bis vierhundert wohledle Bürger von Rom, mit fettigen, ungekämmten Haaren, ungewaschenen Gesichtern und Händen, in zerlumpte, schäbige Togen gekleidet, machten dem wohledlen Olympius einen Besuch in seinem Hause auf dem Palatin. Der wohledle Olympius lag im Bette. Er litt an der Krankheit, für die die gute Gesellschaft keinen Namen hat und nicht gerade die Helden zu befallen pflegt. Seit die Gothen vor den Thoren lagen, war Olympius schon krank und auch die heißeste und kräftigste Kräuterabkochung, die ihm sein Arzt Lalleis reichte, konnte sein Inneres nicht zu regelmäßiger Function veranlassen. Sein lieber Freund, der Präfect Pompejanus, beschenkte den Arzt reichlich, damit er darauf dringen soll, daß Olympius sein Testament macht. „Dann würde man ja weiter sehen!“ Olympius durchschaute aber die Sache und kannte die Schliche. Er machte kein Testament, er wollte noch nicht sterben. Die Bürgerdeputation erheiterte ihn natürlich auch nicht. Trotzdem — „bedauert er auf's tiefste,

die hochehrenwerthe und edle Deputation nicht gebührend empfangen zu können und fragt nach dero Begehr."

„Steh auf, steh auf! edler Olympius, jetzt ist nicht Zeit krank zu sein! Du mußt zum Taurobolium!"

„Zum — was?" fragte der wohledle Olympius gedehnt und mißtrauisch.

„Zur heiligen Bluttaufe! Du mußt deine Sünden entsühnen, die du an Rom und an den Göttern begangen hast."

„Ah — Oh, Lalleis! mein hochwerther Lalleis, rasch! ich bitte dich, gieb mir von deinem Heiltrank — ah — das ist furchtbar, was ich leide — ich bin mehr todt als lebendig!"

Lalleis kam und pflegte seinen Herrn und die wohledlen Bürger von Rom sahen sich unterdessen gründlich im Hause des Olympius um, hier ein Andenken einsteckend und dort einen überflüssigen Tand verschwinden lassend — Alles ging mit der größten Ruhe vor sich.

„Wieviel?" fragte Olympius leise den Priester. Er hätte wohl gern tief in den Säckel gegriffen, um sich vor der ihm wohlbekannten Procedur retten zu können.

„Hab keine Sorge," sagte dieser höhnisch, „wir nehmen schon was wir zu kriegen haben! Jetzt aber mußt du mit. Die Göttin muß ihr Recht haben!" — Es war der Kundschaft halber.

Ohne alle Umschweife lud man den wohledlen, grüngelblichen Olympius in eine Sänfte und — fort ging's im tollen Halloh nach dem Tempel der Magna mater. Die Sänfte wurde höchst unordentlich und holprig getragen,

was dem kranken Olympius die schneidendsten Bauchschmerzen verursachte. Er verfluchte und verwünschte unterwegs alle Tollheiten der Menschen im Allgemeinen und die verschmitzten Narrheiten der Priester im Besonderen, rief mehreremale vergeblich nach dem hochwerthen Lalleis und die Sänftenträger riefen wiederholt die heilige Mefitis an. Endlich setzte man ihn vor dem Tempel der Magna mater nieder. Im majestätischen feierlichen Trott kamen ein Dutzend Priester an, die ihn in Empfang nahmen und ihn zitternd und halbtodt vor Furcht mit allerhand Brimborium in das Innere des Tempels führten. Hier — vor dem mächtigen Bronzebild der unförmlichen Göttin warfen sie sich nieder und sangen eine halbe Stunde lang uralte Gesänge, deren Merkwürdigkeit darin bestand, daß Niemand wußte, was sie bedeuteten — auch die Priester nicht! In dieser Weise zu der heiligen Handlung vorbereitet, betraten alle einen an den Tempel stoßenden Hof. Ein schöner, weißer Opferstier, ein junges delikates Vieh, stand rechts vor einer etwas mehr als mannstiefen Grube, in der Blutgerinsel, das nur nothdürftig mit Stroh überdeckt, welches sich ebenfalls blutig gefärbt hatte, einen ekelhaften Anblick gewährte. Olympius schauderte, seufzte und sah sich hilfesuchend und verzweifelnd in dem Hofraum um. Aber es half kein Winken und Zischeln. Die Priester der Magna mater haben jetzt viel zu thun und können nicht warten, bis es jedem Einzelnen der zu entsühnenden Sünder gefällig ist, in die Grube zu steigen. Sie machten sich ohne Umstände über den wohledlen Olympius her und entkleideten ihn bis auf die Haut. Er mag so häßlich

sein wie er will, die Magna mater war nun einmal für ästhetische Rücksichten nicht empfänglich. So stieg er hinab, splitternackt, in die kalte, ekelhafte, blutige Grube, die sofort mit starken Bohlen, die etwas concav und mit einer Menge kleiner, runder Löcher versehen waren, zugedeckt wurde. Dem Eunuchen wurde in der halbfinstern, kalten Grube entsetzlich unheimlich zu Muthe. Er hätte gern nach Lalleis gerufen, aber das nützte nichts und so ergab er sich stoisch in sein trauriges Geschick. Wieder sangen die Priester ihre langweiligen, eintönigen Gesänge, die kein Mensch verstand, dann wurde der Stier auf die Bretter geführt, mit denen man die Grube bedeckt hatte und zwei Flötenspieler ließen sich hören. Die Kerle dudelten entsetzlich, aber es war dem Olympius doch ein Zeichen, daß das Opfer nun endlich begann und er bald aus der Grube erlöst sein würde. Dann wurde Alles still, nur das Murmeln des Opferpriesters und das Knistern eines Kienfeuers, das in einem dreibeinigen, eisernen Ständer angezündet worden war, hörte Olympius. Durch eines der kleinen Löcher sah er dann, wie der Opferpriester an den Stier, dem die Augen verbunden worden waren, herantrat und mit seinem Opfermesser einen Büschel Haare von der Stirn des Ochsen wegschnitt und in das Kienfeuer warf. Aufmerksam schauten die Priester in das Feuer, als wie wenn da etwas Besonderes zu sehen gewesen wäre, was doch nicht der Fall war. Dabei sangen sie wieder unverständliches Zeug, schienen aber endlich einverstanden zu sein, denn sie traten in einem Kreis um die Grube herum und der Opferpriester machte auf dem

Opferstier einen Strich von der Stirne bis zum Schweif, was wohl eine Art Segen sein sollte. Olympius war so elend und abgefallen, daß ihm Alles egal war. Und wenn der Opferpriester hundert Striche gemacht hätte, von vorn und von hinten, in die Quere oder am Bauche, nur etwas rascher hätte Alles geschehen sollen, es ging Alles so gemessen und feierlich, so langsam und langweilig — es war zum Verzweifeln. Nun kam der Opferschlächter mit seinen Gehilfen, die den Stier an allen vier Beinen anschleiften und die Stricke lose in Händen behielten, bis der Schlächter dem Opfer ein kurzes, breites Schwert in die Brust stieß, worauf die Gehilfen an den Stricken zogen und das Thier gerade auf den Brettern zu Fall brachten. Die Bretter krachten, — Olympius hatte eine Heidenangst! Ueberall kam durch die Löcher das Ochsenblut gerieselt, das ihm warm, rauchend, eklig auf die Haut klatschte — niemals war dem Olympius die Bluttaufe schauerlicher, abgeschmackter, ekelhafter vorgekommen als jetzt, wo er selbst sich ihr unterziehen mußte. Das war kein Opfer mehr, das war keine Religion mehr, das war Aberwitz, Wahnsinn, Betrug. Olympius war wüthend. Endlich schleifte man das todte Vieh wieder fort und nahm die Bretter weg. Die Priester schauten herunter auf Olympius, der über und über voll Ochsenblut gerieselt war — er hatte es nicht verhindert, weil er wußte, daß sonst die Priester den zu Entsühnenden nicht als entsühnt erklären. — Olympius schaute hinauf und machte dem Oberpriester ein Zeichen. Darauf erklärten die Priester ihn als entsühnt und er wurde wieder aus der Grube

heraufgeholt. Olympius fuhr in seine Kleider — er durfte sich nicht waschen, — und lud den Oberpriester in sein Haus, was derselbe für den andern Tag schmunzelnd annahm, da heute noch viel zu thun war. In der That hatte Olympius den Tempel der Magna mater noch nicht verlassen, als man schreiend und johlend ein anderes Opfer brachte und die Procedur von Neuem begann.

„Was machen denn die Priester mit dem vielen frischen Ochsenfleisch?“ fragte Olympius höchst mißlaunisch einen Mann, der ihm in die Sänfte half.

„O, hab nur keine Sorge,“ grinste der Mann, „glaubst du, es bliebe was übrig?“ —

„Was das Leben jetzt angenehm ist in Rom,“ seufzte Olympius, als er endlich wieder in seiner Behausung angekommen war, „die ekelhafte Procedur kann mich das Leben kosten und außerdem werden sie mit nicht unter zehntausend Sesterzen durchlassen — die Gauner! Und hier ist alles wie ausgekehrt! Sie haben gründlich aufgeräumt, meine lieben wohledlen Mitbürger von Rom — Ah — wenn doch das erst wieder vorbei wäre!“ —

Das Elend hat keine Grenze und Rom mußte das in der Zeit der Gothenbelagerung in einem entsetzlichen Umfang erfahren. Die schönen Zeiten der Taurobolien waren längst vorbei! Es waren in Rom für Millionen keine Stiere, überhaupt kein Schlachtvieh mehr aufzutreiben und der Hunger grub seine unheimlichen, dunkeln Furchen immer tiefer in das Gesicht der Weltstadt. Ueber das übermüthige üppige Rom waren Zeiten der bittersten Noth und des härtesten Mangels hereingebrochen, Zeiten, in

denen der Gott der Unterwelt, Dispater, an Interesse gewann, Zeiten, in denen die hohläugigen, ausgemergelten Gestalten der Plebaglia sich angeheimelt fühlten von dem grausigen Dienst des Dispater und von den schauerlichen Geheimnissen seines Tempels. Tag und Nacht war deshalb die Halle des Tempels von Volk überfüllt, das den Prophezeiungen und den wilden Spuk der Priester des Dispater andächtig und begierig lauschte und gern seine letzten Sesterzstücke darbrachte, um das Ende der Noth und des Elends der Stadt zu erfahren.

Der Tempel des Dispater war ein großes längliches Viereck aus mächtigen dunkeln Granitquadern gefügt, das sich auf einer Basis von weißen Marmor erhob. Auf 31 marmornen Stufen stieg man hinauf nach dem Tempel, durchschritt eine säulengetragene Vorhalle und trat dann unmittelbar durch eine niedrige mit doppelten schweren und dunkeln Vorhängen geschlossene Thüre in den Innenraum. Dieser war vollständig mit Menschen gefüllt, die knieend oder liegend, stumm oder leise Gebete murmelnd auf die Prophezeiung des Gottes warteten. Die Luft war heiß und drückend, da der Tempel jetzt Tag und Nacht nicht leer wurde und eine eigenthümliche süßliche, betäubende Weihrauchdunst lag in der Luft. Es herrschte absolute Finsterniß, so daß das Auge sich vorerst daran gewöhnen mußte, ehe es etwas unterscheiden konnte. Die Wände waren nicht von Stein, sondern mit Erz überkleidet und mit Gold- und Elfenbeinverzierungen aller Art versehen. Das Elfenbein leuchtete in der Dunkelheit und ließ erkennen, daß man allerhand Unterweltsgeräth in Elfenbein

dargestellt hatte. Da war der dreiköpfige Cerberus, der das diamantene Thor bewacht, mit furchtbaren, lang aus den Mäulern heraushängenden rothen Zungen, da waren der Todtenrichter Minos, die grausigen Schatten von der Asphodeloswiese abgebildet, wie sie sich in ewigen Schmerzen und Qualen winden, da waren auch Scenen aus dem Elysium, wo sich die Seelen der Seligen an Nectar und Ambrosia laben u. dergl. — Frei von der Decke herab — ungefähr in der Mitte des Tempels — schwebte eine Gestalt aus Eisenblech gefertigt, die fliegend mit ausgebreiteten Armen wie segnend über der Versammlung ruhte. Aus den Augen der Gestalt leuchteten zwei rothglühende Lichter — das einzige Helle in dem ganzen großen Raume. Diese Gestalt stellte den alten Saturn vor, dessen Dienst in Rom aus grauer vorhistorischer Zeit stammte und einer der ältesten Beschützer Roms war. Im Hintergrunde des Tempels endlich, geheimnißvoll vom Publicum abgesperrt und von dienenden Priestern in langen weißen Talaren umgangen, erhob sich die Colossalstatue des Gottes Dispater. Sie war ebenfalls aus Erz, ruhte auf einem sechs Stufen hohen schwarzen Postament und berührte mit seinem gräßlichen Haupte, an dem man einen fürchterlich großen Mund mit schrecklichen Zähnen noch unterscheiden konnte, die Decke. Die Statue war hohl bis an den Mund hinauf, und konnte vom Innern des Postamentes aus bequem von einem Priester „erstiegen“ werden, der dann durch den Mund des Gottes dem Volke die Prophezeiungen beibrachte. Durch eine künstliche Vorrichtung an der gegenüberliegenden Eingangswand konnte sie beleuchtet werden,

sodaß zwei Lichtstrahlen gerade die beiden Augen trafen, die dann wie bengalische Flammen funkelten und leuchteten und auch dem Glauben beizubringen vermochten, der keinen hatte. Die zu diesen Vorrichtungen nöthigen geheimen Gänge und Communicationen waren meist unter dem Tempel angebracht und entzogen sich natürlich den Blicken des Publicums.

Ehe die Vorstellung ihren Anfang nahm, gingen die Priester mit silbernen Becken „einsammeln" und die Gläubigen mußten für die zu erwartenden Orakel je nach Rang und Reichthum bezahlen. War das geschehen, so sammelten sich um die Statue des Gottes etwa ein Dutzend Priester, stimmten Loblieder an und führten feierliche gemessene Tänze auf, Alles in einer Beleuchtung, daß man die langen weißen Priestertalare für Gespenster halten möchte, weil man von dem übrigen Körper des Priesters nichts sah. Dann nahmen sie die Sistren zur Hand, machten damit einen ohrbetäubenden Lärm, beteten laut und schreiend alle durcheinander zum Dispater, daß er sie erhören und sich ihrer Noth erbarmen möchte u. s. w. Es war ein wahrer Höllenlärm. Den Römern, denen der Dienst des Gottes Dispater eigentlich fremd ist und der in Rom nicht heimisch, sondern nur geduldet war, wurde der etwas geräuschvolle Gottesdienst zu lang und zu ermüdend. Sie wollten nicht das wüste Geschrei und Gelärm, sondern das Orakel hören und gaben ihrem Unwillen laut und deutlich Ausdruck. Um sich das Publicum nicht zu entfremden, hörten die Priester wirklich mit ihrem Hocuspocus auf und der Oberpriester schickte sich an, den Gott zu befragen. Umgeben

von seinem ganzen Collegium warf er sich vor der Statue auf den Boden, betete einen Augenblick leise und fragte dann:

„Wie wird das heilige Rom gerettet aus seiner Noth?“ Alles lauschte gespannt und der ganze Tempel glich an Ruhe einem Grabe. Da tönte wie von weit, weit unten aus der Erde eine mächtige tiefe Stimme:

„Nach Westen zieht! Den Fluß entlang! Dort blüht euch Leben, blüht euch Freiheit!“

Im Tempel machte sich eine tiefe Bewegung bemerkbar. Noch hatte man den Sinn des Spruches nicht recht erfaßt, aber man war von der großen Bedeutung des Orakels durchdrungen, einer verließ sich auf den andern, um die richtige Deutung und Ausführung des Spruches klar zu machen. Da plötzlich ertönte ein zweites Mal dieselbe Stimme, aber bedeutend näher und vernehmlicher:

„Nach Westen zieht, den Fluß entlang! Dort blüht euch Leben, blüht euch Freiheit!“

Feierlich und weihevoll tönte es durch den finstern, heißen und überfüllten Tempel hin und machte die ohnehin schon durch Hitze und Andacht etwas duseligen Gläubigen nur noch mehr verwirrt und unklar. Schließlich ließen die Priester ihren Triumph der Mechanik los. Die Augen des Gottes Dispater erleuchteten sich plötzlich mit einer dunkelroth glühenden Masse — schauerlich anzusehen in dem dunkeln Tempel — und unmittelbar aus dem Munde des Gottes ertönten zum dritten Male mit fürchterlicher, schrecklich in dem Tempel widerhallender Stimme:

„Nach Westen zieht, den Fluß entlang! Dort blüht euch Leben, blüht euch Freiheit!“

Nachdem der Gott direct aus der Unterwelt heraufgekommen war, um dieses Orakel zu verkünden, erloschen seine Augen — er war wieder abgereist. Die Priester fingen wieder ihren Höllenlärm mit den Sistren an und das Publicum entfernte sich erregt, lebhaft streitend und debattirend über das Orakel und vor dem Tempel große Gruppen bildend.

Es dauerte gar nicht lange, so schlossen sich diese Gruppen zu einem lauten, leidenschaftlich bewegten Ganzen, wilde, aufrührerische Rufe, tumultuarisches Lärmen und Geschrei ertönte, aus dem man bald die Rufe unterscheiden konnte:

„Kommt zur Präfectur! Die Legionen müssen den Fluß entlang marschiren, sie müssen den Seeweg öffnen und die Zufuhr frei machen!“

Alle Welt wußte, daß von daher das Korn kam, und wie sehr das Korn in Rom fehlte. So zogen sie denn johlend und schreiend vor die Präfectur. Es mochten zweitausend, es konnten aber auch drei- oder viertausend vor Hunger und Aufregung tolle Leute sein, Weiber, Männer, Greise — alles untereinander, die zur Präfectur zogen und Pompejanus gerieth in nicht geringe Sorge um sein dünnes Leben, als er diese Rotte Kora vor seinem Hause ankommen sah. Er wurde aber wieder froh, als er vernahm, um was es sich handelte, und versprach Alles, was der Pöbelhaufen verlangte, zufrieden, daß man nichts von ihm verlangte, sondern nur von den Soldaten,

und wirklich wurde für den folgenden Morgen ein Ausfall in der Richtung nach Ostia festgesetzt, worauf sich der Pöbel — im Bewußtsein, die Stadt gerettet zu haben, sehr befriedigt zerstreute. — Es ist leicht einzusehen, daß die Priester im Tempel des Dispater nicht zu den schlauen, erfinderischen und bahnbrechenden Köpfen gehörten, denn Jedermann in Rom wußte, daß der Hungersnoth begegnet war, wenn man die Verbindung mit Ostia aufhalten konnte. Es brauchte wahrlich nicht Gott Dispater in der Unterwelt incommodirt zu werden, um dies zu orakeln, sondern die Hauptfrage war, wie man diese Verbindung trotz der belagernden Gothen herstellen könne und darüber schwieg der dunkele Gott. Aber die Weltgeschichte wird nun einmal stellenweise mit überraschend wenig Weisheit dirigirt, namentlich wenn es bergab geht und so brauchte es auch hier nur einen in die Massen geschleuderten Gemeinplatz, eine Phrase, ein tumult- und lärmgewordenes Wort, um das Ereigniß zu gestalten und tausenden unschuldigen Soldaten den Tod zu geben.

Am nächsten Morgen zogen wirklich acht Legionen von den im Ganzen zur Vertheidigung der Stadt aufgebrachten 11 Legionen im Südwesten der Stadt zu den Thoren hinaus — „am Fluß entlang“ — ein bedauernswerthes Product mißleiteter Pöbelmassen.

Lang und bang schlichen die Stunden in erwartungsvoller Sorge dahin. Alle Gedanken, alle Blicke waren nach dem Südwesten der Stadt gerichtet, wo Rom in des Wortes verwegenster Bedeutung um das tägliche Brod kämpfte. In der Stadt waren alle Götter stark in Anspruch

genommen, in und vor den Tempeln, besonders am Forum, am Vesta-Tempel, am Tempel des Saturn und vor allen Dingen auf dem Capitol, am Tempel des Jupiter capitolinus, lag den ganzen Tag die fromme Menge, die endlich im Hunger und Elend an ihre Götter dachte und um Sieg und Nahrung bat. Die Priester hatten alle Hände voll zu thun. Lange Processionen zogen mit Götterbildern auf Tragbahren mit Tubabläsern und Flötenspielern hinaus vor das Thor, die appische und ostische Straße entlang dem Schlachtfeld zu, damit die Götter direkt in den Kampf eingreifen konnten. Viele Tausende zogen mit ihnen, Männer, Frauen, Kinder und versperrten die ohnehin engen Straßen im Süden der Stadt. Sie sangen und beteten, forderten die Götter auf zum Kampf für die heilige Stadt, für den ewigen Herd und Hort der Götter. Jeder ruhig und klar Denkende mußte unter solchen Umständen die Lage Roms für eine entsetzliche ansehen. Trat eine Katastrophe, eine Niederlage ein, so mußten die fliehenden Legionen unbedingt auf die Processionen, die alle erreichbaren Straßen füllten, stoßen und der Wirrwarr ein grenzenloser werden. Was sollte dann geschehen? Raub, Mord und Hungertyphus im Innern, die Barbaren außerhalb der Stadt, war Rom an einem Maß des Elends angekommen, das seine größten Siege und seinen reichsten Glanz verdunkelte. Aber es waren in Rom keine ruhig und klar Denkenden mehr. Die Pöbelherrschaft hatte alle verdrängt, die nicht mit in die kopf- und verstandlose Wirthschaft einstimmten, unter ihrem Zwange vollendete sich das Schrecklichste.

In den Abendstunden stieß zuerst die vom Kampfplatz fliehende römische Reiterei, später auch die Fußsoldaten auf die frommen Processionen, welche ohne Weiteres überritten oder niedergemacht wurden. Alles löste sich auf und die ganze Campagna im Süden der Stadt glich einem einzigen Leichenfeld. Als die Sonne ihre letzten Strahlen über die braune Campagna warf, sausten die ersten Pfeile der sarmatischen Reiterei Alarich's in die enggekeilten Massen fliehender Priesterzüge, Soldaten und Volk. Die Götterbilder wurden im Stich gelassen und schließlich auch die Menschen, denn die Thore mußten geschlossen werden, damit der Feind nicht eindringe. Ungezählte Tausende von Römerleichen lagen über die ganze Gegend zerstreut, von denen nur die Wenigsten dem Feinde erlagen und die sinkende Nacht deckte eines der grauenhaftesten Schlachtfelder, die es je gegeben.

Die Nacht brach herein, aber das Elend, in das die Stadt gefallen war, kannte keine Ruhe, keinen Stillstand. Es wurde für sie eine Schreckensnacht. Die Hungerseuche, die in der Stadt ausgebrochen war, streute ihre Opfer da und dorthin, auf Straßen und Plätze, unter Säulenhallen und Tempelhallen, unter Arkaden und Straßenbögen. Niemand schlief. In den Häusern verrammelte man sich gegen hungernde Räuberbanden, die die finstern Straßen und Plätze lungernd durchzogen. Nicht wie Menschen, sondern wie Wölfe und Hyänen durchstöberten wankende hohläugige kranke Gestalten die Stadt, und wo ihr Fuß an gefallene Menschenleichen stieß, entwickelten sich Scenen, die unserer Cultur unfaßbar sind. Die

Schande Roms war ungeheuerlich, unmenschlich, wie seine Schuld. Lange Jahrhunderte hindurch hatte in der übermüthigen, grausamen Stadt, die jedes Jahr viele Tausende von Gladiatoren zu ihrem Vergnügen schlachtete, das lebende Menschenfleisch keinen Werth. Jetzt kam ebenso grausam und gräßlich die Zeit, wo das todte Menschenfleisch an Werth stieg. Auge um Auge, Zahn um Zahn, so mußte Rom in diesen Tagen und Nächten seine Schuld bezahlen und wie es in seinem übermüthigen Stolze Menschenthum, Menschlichkeit und Menschenwürde vergessen hatte, so wurde es auch in seiner Erniedrigung, in seiner Schande wieder zum Thier und — — sättigte sich an seinem eigenen Leibe. —

Diese eine Nacht brachte den Römern bei, was lange Jahrhunderte voll Glück und Ruhm und Pracht ihnen nicht hatte begreiflich machen können, nämlich, daß man mit den Barbaren auch unterhandeln müsse. Eine zweite solche Nacht war für Rom eine Unmöglichkeit. Mochte die Tradition sein wie sie wollte, Rom mußte sich beugen, mußte unterhandeln, mußte mit Alarich unterhandeln.

„Es sind" — sagte Pempejanus zu dem wohledlen Olympius —, in dieser Nacht etwa 15,000 Leichen in den Straßen Roms gezählt worden — wobei noch diejenigen nicht gerechnet sind, die das Volk verzehrt und verschleppt hat; es sind ferner gestern im Süden der Stadt etwa 50,000 Römer um's Leben gekommen — der Rest hat nichts — rein nichts zu essen. Das Volk ist auf dem Punkte angelangt, wo es sich mit Behagen über Todte und Lebende hermacht, und bei den Dicksten fängt

es an. Du selbst, wohledler Olympius, bist also mehr gefährdet als ich!"

Dieses Argument schlug auch bei Olympius durch. „Wir müssen zusehen, wo wir den Barbarenkönig an seiner schwachen Seite fassen können," sagte er nachdenklich und mit der ihm eigenthümlichen berechnenden und gauner-haften Schlauheit. „Wenn man doch einmal mit einem Klotz zu thun hat, sucht man doch die weichsten Stellen."

„Gut, wir werden ihm Geschenke mitnehmen," sagte Pompejanus schnell, „Kleider, Wein, Sclavinnen und dergleichen, was er gern hat."

„Das ist nichts," antwortete Olympius nachdenklich. „Laßt sehen, wartet einmal — — der König ist ein Christ! Versteht ihr das?"

„Jawohl!"

„Ich hab's!" sagte Olympius endlich und sah die Anwesenden scharf an. „Kennt einer den Innocenz, den Bischof von Rom, den sogenannten Papst?"

Nein! Es kannte ihn Niemand, trotzdem daß die Honoratioren von Rom um Olympius versammelt waren.

„Gleichviel. Der muß mit zum König. Er ist der oberste Priester der Christen, und die Christen mögen nun so toll und abergläubisch sein wie nur immer möglich, an ihren Priestern hängen sie doch mit ganzer Seele. Wir wissen Alle, daß sie sich für sie tödten lassen! Nun wißt ihr doch auch, wie es unsere Priester machen, wenn sie das Volk gängeln wollen. Dann sagen die Götter, die Orakel, die sibyllinischen Bücher immer das, was die Priester wünschen. Sollte das bei den Christen anders

sein? Nehmt den Mann mit! Er soll als Christ zum Christen sprechen, und er wird Erfolg haben, wenn er Erfolg haben will, mehr als uns je möglich ist. Unsere Götter sind in der Hand unserer Priester zu Gespenstern geworden, sollte das bei den Christen anders sein?"

Aus einer Krähe wird nie eine Nachtigall, warum hätte also gerade aus Olympius der süße Ton und das Verständniß religiöser Tröstung, das menschliche Bedürfniß nach Erhebung an einer Gottesidee — sei es welche es sei — heraustönen sollen? Olympius war ein in schmutziger Lebensklugheit versunkener Mann, ein poesie- und ideal-loser Charakter, der für das warmblütige Menschenthum abgestorben und im todtkalten Egoismus untergegangen war, ein Mann, der in Folge dessen seine Tage in Furcht und Zittern für seine eigene Existenz verbrachte, an der doch gar nichts lag, der jeden Tag Todesqualen ausstand, aus Furcht vor dem Tode und aus Mangel an Vertrauen in eine höhere Fügung. Er glaubte an seine eigenen Götter nicht, wie sollte er vor fremden Ehrfurcht haben?

Aber alle, die vor ihm standen, zollten der Klugheit des Olympius hohen Respect. Man kannte in Rom keine bessere, Rom war reif, überreif! —

Die Albaner Berge flachen sich gegen die Campagna von Rom allmälig und wellenförmig, zierliche, fein-geschwungene und bewaldete Hügelketten bildend, ab. Die Gegend ist paradiesisch, mit Villen und Landhäusern, mit wohlgepflegten Gärten, Cypressenhainen, weitläufigen Wasseranlagen und dergleichen geschmückt. Die wunder-

bare Frische, die leichte, erquickende Luft dieser Berge stach zu vortheilhaft von der dumpfen, schwülen Fieberluft in Rom ab, als daß sich die reichen Leute von Rom nicht hätten hier Sommerhäuser bauen sollen, in denen sie die heißen Monate zubringen konnten. Auf einem dieser Hügel, und zwar in der Nähe des wüsten Steinhaufens, der heutzutage als ein Denkmal an den Kampf der Horatier und Curatier angesehen wird, hatte auch Stilicho ein Landhaus gehabt, welches aber durch Schenkungsacte des Kaisers Honorius an Olympius übergegangen war. Meisterhafte Arbeit, eine üppige, spielende Phantasie, Marmorarbeiten von glänzender und wunderbarer Vollendung, die namentlich an Säulen, Architraven und Statuen hervortrat und vor Allem eine sinnige, träumerische Anlage der weitläufigen Gebäude und Gärten machten diesen Landaufenthalt zu einem Tusculum, wie es selbst in der Umgebung des reichen Rom zu den äußersten Seltenheiten gehörte. Wasserwerke, Springbrunnen, figurenreich und von größter Mannigfaltigkeit, kostbare Bäderanlagen, sich lang hinziehende, überdeckte Säulengänge, die rechts und links, vom eigentlichen Wohnhaus, sich in einen mächtigen, nach der Campagna zu offenen Halbkreis erstreckten und die ruhige Heiterkeit, die durch die einfache Feinheit der Construction des Hauses selbst zum Ausdruck kam, zeichneten dieses Heim des Stilicho vor vielen anderen aus.

Hier residirte Alarich und hierher kam die Gesandtschaft. Es waren Innocenz, der Bischof von Rom, Olympius, der Tribun Johannes, der Präfect Pompejanus, der spanische Senator Basilius und Publius Maso, der

geschlagene Feldherr der Römer. Alle kamen sie niedergedrückt, entmuthigt, entsetzt an. Unterwegs hatten sie die Barbarenvölker genau besichtigt, hatten die Verwüstungen, die Tempelschändungen und Trümmer gesehen, hatten gesehen, wie trunkene und wilde Gestalten in wüsten Gelagen um ihre Altäre lagen, wie man an ihre Götterbilder die Pferde angebunden hatte und wie man sie tränkte aus kostbaren Marmorsarkophagen. Von zottigem und gierigem Gesindel verhöhnt und bedroht, von Hitze und Anstrengung ermattet, von banger Befürchtung für sich und die Stadt erfüllt, so traten sie in das Haus Alarich's ein.

In dem großen, von einem plätschernden Springbrunnen durchkühlten Atrium des Hauses thronte der König inmitten einer Anzahl Officiere auf erhöhtem curulischen Stuhle, im vollen kriegerischen Schmuck des Siegers, den gestickten Purpurmantel lässig über die Schulter gehangen. Der verächtliche Stolz und die höhnische Verachtung, mit der er die Gesandten empfing, standen seinen wilden, zornigen Zügen gut.

„Sind das die Römer?" fragte er mit bitterem Hohn und Haß. „Ist das der ganze stolze Hochmuth Roms, der seine Bürger betteln schickt zu seinen Feinden? Hat man in Rom über allerlei Künsten und Kniffen das Kämpfen verlernt?"

Ruhig und würdig hob Bischof Innocenz die Blicke zu Alarich auf. „Nicht Bettelns halber, sondern um des Friedens willen sind wir hier," sagte er. „Unsere Mission ist eine ebenso feierliche, wie schwierige, und wir glaubten

nicht, daß sie uns durch trotzigen Hochmuth noch erschwert werden würde. Laß uns verhandeln, König, nicht uns gegenseitig verspotten. Gott möge deinen Sinn erleuchten, damit du das Recht des Siegers nicht überschreitest und deine Macht nicht mißbrauchst!"

„So! Ich soll's wohl nicht sehen, daß ihr am Ende eurer Künste seid, nicht inne werden, daß ihr jetzt müßt, was ihr nicht wollt. Ich soll vergessen, was mir — dem Barbaren — von Rom an Hohn und Verachtung angethan worden ist und soll vergessen, was Rom aus Stilicho gemacht hat? Ich soll wohl stolz darauf sein, wenn endlich Rom mich der Verhandlung würdigt und wie von Macht zu Macht mit mir verhandelt, wo ihr doch nichts mehr seid? Was wollt ihr denn verhandeln? Ihr habt nur zu hören, was ich sage!"

Der König hatte sich beim Sprechen erregt erhoben und sah finster und drohend auf die Gesandten herab. Plötzlich änderte sich aber sein Gesichtsausdruck und aufmerksam betrachtete er die Gestalt des Bischofs.

„Wer bist du?" sagte er. „Du trägst das Kleid unserer Bischöfe! Bist du ein christlicher Priester?"

„Ja, ich bin der Bischof von Rom, von Gott eingesetzt zum Hüter seiner Heerde. Ich walte meines Amtes, wo ich ein verlorenes Schaf sehe, sei es in dem Abgrund des Elends und der Schande, sei es im Felsgebirge des Hochmuthes," sagte Innocenz mit Beziehung und sah dem König fest in die Augen.

Der König sann einen Augenblick nach und blickte

die anderen Gesandten an. Dann stieg er zum Bischof herab und küßte ihm die Hand zum Gruß.

„Geh' in die Bibliothek," sagte er, „ich werde separat mit dir verhandeln; führt ihn!"

„Wir sind nicht gesandt, um separat zu verhandeln," sagte Olympius schnell.

„Bischof," fragte Alarich noch einmal, „wer hat dich zur Gesandtschaft bestimmt?"

„Die Gesandtschaft selbst hat mich zugezogen!" antwortete Innocenz.

„Gut! Geht!" Als der Bischof mit seiner Begleitung das Atrium verlassen hatte, wandte sich der König an Olympius und sagte mit überlegener Miene: „Ich dachte es wohl! Nicht wahr, der Christenpriester soll auf den Christenkönig Tod und Verdammniß seiner Seele herabbeten, wenn er nicht thut, wie — — die Heiden wünschen? — Habe ich nicht Recht, euch zu verachten? Redet! Was wollt ihr von mir?"

Olympius war von jeher ein geschickter Unterhändler, und so war auch jetzt an ihm nicht die geringste Veränderung zu bemerken. Wohl sah er, daß er sich in seiner Berechnung getäuscht hatte, der König war klüger, als er geglaubt hatte, aber ruhig, bedächtig und aufmerksam sah er den König an, als wolle er ihn gerade durch diese Ruhe in seiner Annahme beirren. Dabei war er ein vollendeter Schauspieler. Langsam und mit erhobenem Haupte, fast stolz schritt er auf den König zu und sagte:

„Du weißt's ja wohl, wie groß die Noth in Rom geworden und es ist überflüssig, dir unsere Qualen zu

verheimlichen. So sei es denn gesagt, Roms Bürger leiden Hunger und wollen Brod und Freiheit, wollen, daß du abziehst, damit sie sich nähren können."

„Das ist klar und verständlich," sagte der König ironisch, „und ich wüßte nicht, was Roms Bürger dringender zu wollen hätten. Allein Roms Bürger werden warten müssen und werden hören müssen, was mir zu thun beliebt!"

„Das eben ist dein Irrthum, König" — fuhr Olympius mit einer Zuversichtlichkeit fort, die selbst seine Collegen von der Gesandtschaft überraschte — „Roms Bürger lassen Vieles, erstaunlich Vieles über sich ergehen, doch auch ihr Elend hat seine Grenzen. Hüte dich, König, die Römer zum Aeußersten zu treiben und sie zu dem Bewußtsein zu zwingen, daß sie stärker sind, als ihre Angreifer. Vergiß nicht, daß Roms Mauern noch immer über eine halbe Million Menschen umschließen, von denen ein Drittel waffenfähige Männer sind. Die Hälfte schon genügt, um dich und dein Volk zu verderben!"

Hier sah der König den Sprecher fest an und Olympius kam zu der Vermuthung, daß er mit dieser Drohung doch wohl über das Ziel hinausgeschossen habe. Er machte eine Pause.

„Du bist Olympius, der Eunuch des Kaisers?" fragte Alarich.

„Ja!"

„Du warst in Ravenna, als Stilicho ermordet wurde?"

„Stilicho wurde nicht ermordet, sondern auf Befehl des Kaisers hingerichtet.“

„Ich kenne das und kenne auch dich! Fahre fort:“

Unheimlich drohend waren die Augen des Königs auf die verfallene Gestalt des Olympius gerichtet.

„Das Volk von Rom hat also nicht nur zu hören, wie du sagst, sondern es kann sich rühren! Zahlreich und muthig — — —“

„Das höre ich gern,“ sagte der König und machte eine wilde Geberde gegen seine Umgebung hin. „Nicht wahr, je dichter das Gras, um so leichter das Mähen!“

Olympius konnte sich noch so sehr auf einen Cothurn hinauflügen, gegen ein solches Kraftbewußtsein kam er nicht auf. Aber mit unerschütterlicher Ruhe antwortete er:

„Gewiß! Es fragt sich aber, wo man mäht. Denke an Rhadagais und sein Volk! Wo ist es nun? Rom hat noch Niemand ungestraft bekriegt!“

„Laß das, Eunuch! Wem willst du damit imponiren? Wenn du nöthig hast, dir mit deinem zahlreichen und muthigen Volk von Rom Begeisterung einzureden, so thu' das für dich allein. Hier ist der Ort dazu nicht. Was will man in Rom von mir!“

„Wir wollen wissen, an welche Bedingungen du deinen Abzug von Rom knüpfest!“

„Vor allen Dingen verlange ich die Auslieferung aller Sclaven, Freigelassenen und Freien, die sich in Rom befinden und germanischer Abkunft sind! Hast du begriffen, Eunuch? Alles germanische Blut muß mir geliefert werden! Nicht einer darf mir fehlen, sonst wehe Rom und den

Römern! Ich dulde es nicht, daß Rom Germanen knechtet. Dann liefert Rom mir alles Gold und Silber, gemünzt oder nicht, Tempelgut oder öffentliches — Alles Gold und Silber, was Rom beherbergt, wird mir ausgeliefert. Ihr habt einen so bedauernswerthen Gebrauch davon gemacht, daß euch fernerer Besitz nicht ziemt. Auf Hinterziehung irgend welcher Art stelle ich die Todesstrafe. Ferner brauche ich Gewänder, Oele, Spezereien, von denen Rom so große Massen hat. Meine Soldaten sollen nicht mehr herumlaufen, wie die Straßenräuber. Ihr sorgt dafür, daß sie mit guten Kleidern versehen werden. Ich brauche deren achtzigtausend. Alles Uebrige wird ein schriftlicher Vertrag festsetzen."

Olympius war während der Rede des Königs bleicher geworden. Erschrocken sah er sich um und sagte nach einer Pause:

„Und was läßt du uns?"

„Das Leben schenk' ich euch!"

Fahrt wohl, ihr Ruhmeskränze der Cäsaren, ihr Siegeszeichen der Jahrhunderte, ihr Statuen, ihr goldnen Götterbilder, die stolz erhaben auf dem Forum glänzen und in den weißen Marmortempeln stehen. Fahr wohl, du Römer-Stolz, du Wahn der Weltregierung, dein Glanz versinkt und folgt der Römertugend, die dich schuf — — —

„Bestimme die Summen, König," sagte Olympius wieder nach einer langen Pause, „und seien sie noch so groß, wir werden sie zu beschaffen suchen. Aber laß uns unsere Heiligthümer und schone den Privatbesitz."

„Ich werde ganz besonders darauf achten, daß von dir, Olympius, nichts hinterzogen wird und kommen wir sonst im Leben nochmals zusammen, so sollst du fühlen, wie mein Haß gerade dich trifft. Der rächende Schatten Stilicho's möge dich umschweben bis an dein trauriges Ende. Sein blutiges Haupt soll auf deinem Bette liegen, wenn du schläfst, und sein drohender Arm soll über dir schweben, wenn du erwachst, denn du bist sein Mörder und von dir werde ich sein Leben einst noch fordern. Jetzt geht, die Verhandlung ist zu Ende!“

„Und wenn der Pact unterzeichnet ist, wirst du unsre Schiffe, die Getreide von Ostia bringen, passiren lassen?“

„Ostia ist mein, mitsammt den Getreideschiffen, die dort liegen. Von euren Schiffen ist also keine Rede. Aber ich will auf des Kaisers Kosten die Stadt verproviantiren und so wie die Germanenzüge und Transporte der Römerschätze an dieser Seite der Stadt die Thore verlassen, so werden die Getreideschiffe auf der anderen Seite in die Stadt gelangen. Doch nochmals — wehe Rom, wenn ich betrogen bin. Hütet euch, eure Künste an mir auszulassen, sonst zeige ich euch Kunststückchen meiner Truppen, die euch das Blut erstarren lassen sollen!“ —

Das war das Resultat der Schlauheit des Olympius. Trotz der drückenden Augusthitze wickelte er sich fester in seine Toga — wohl um seine schlotterige Haltung auf diese Weise zu verbergen und ging mit den übrigen Gesandten zurück. Er traute sich nicht daran zu denken, daß er nach Recht und Gesetz auf seinem Eigenthum stand.

Trotz Recht und Gesetz kam er sich doch zu sehr wie ein Spitzbube vor, der dem Mein nicht traut, weil er an das Dein nie geglaubt hat.

Die Gesandten waren schon längst wieder in die Stadt zurückgekehrt, wo sie mit banger Beklommenheit erwartet wurden, aber Bischof Innocenz saß noch immer im eifrigen Gespräch mit dem König im Bibliothekzimmer des Stilicho.

„Ich hab's erwogen, Bischof, habe gesehen, was unterm Tritt der Gothen aus den Ländern wird, und hundertmal hab' ich's dem Herzen abgerungen, daß kein Barbar die Stadt als Feind betreten soll. Alles, was du mir sagtest, habe ich mir selber schon gesagt und selber habe ich gesehen, wie meine Völker Alles in Nacht und Tod versenken, was sie betreten, und hab' gebebt, wenn ich der römischen Kunst und der Cultur der Welt gedachte nach der Eroberung Roms durch meine Truppen und doch zieht's wie ein wilder Dämon mich nach Rom. Wenn ich nur Roms gedenke, wallt das Blut mir auf, ein wilder Haß und blinde Wuth befällt mich, der ich nicht widerstehen kann. Doch will ich Rom vergessen, Bischof, hörst du wohl? Mit freiem, frohem Herzen will ich von dannen ziehen und Sonnenschein wird sich auf meine Wege lagern, wenn ich erst Evermud in meinen Armen halte. Doch ohne ihn — — — du weißt nicht was ich leide, wie mich die Sehnsucht nach dem Kinde verzehrt. Sie ist die jahrelange Marter, die mich an Gott und an mir selbst verzweifeln läßt, die mich in stillen Stunden mit tiefer

Wehmuth überfällt und mir das Herz in ahnungsvolle Schauer senkt.“

Eine Weile starrte Alarich still vor sich hin. Sein Antlitz nahm einen fürchterlichen stieren und gläsernen Ausdruck an, sodaß der Bischof ängstlich wurde und befürchtete, es könne ihm etwas zugestoßen sein. Aber der König erhob sich endlich langsam und ging gewichtig auf den Bischof zu, dem er die Hand schwer auf die Schulter legte und fragte:

„Glaubst du, daß mich Gott verlassen hat oder je verläßt?“

„Gott verläßt Niemand, der ihn nicht zuvor verläßt!“ antwortete der Bischof einfach und fromm.

„Manchmal will mich dünken, er habe mich verlassen! Mein Leben ist so voller Unglück und Elend!“

„Weil du auf seine Stimme nicht hörst! Wenn dir deine innere Stimme zuruft: Uebe Gnade und Recht! und du läßt dich doch fortreißen vom Dämon wilder Wuth und blinden Hasses, so verläßt du eben Gott. — Denke daran, König, schone Rom! Gedenke deiner inneren Stimme und schone Rom!“

„Ich will mein Kind!“ schrie der König plötzlich wild auf, „begreifst du, Priester, was das heißt?“ Zitternd, wie „aus dem Quell der Thränen“ hervor hallte die Stimme des Königs, aber sie wirkte trotzdem wie wilder Sturm!

So plötzliche und gewaltige Ausbrüche waren bei dem König nichts Seltenes. Sie schienen das Gegengewicht zu dem dumpfen schmerzlichen Grübeln zu sein, was

ihn so häufig befiel. Aber dem Bischof waren sie doch etwas Neues. Er hatte noch vor keinem Alarich gestanden und so trat er erschrocken und bleich einige Schritte zurück. Wenn er es noch nicht begriffen hatte, so begriff er nun, daß der König in einem Maaße an seinem Sohne hing, das ihn eher Rom und Italien zerstören, als Evermud entbehren ließ. Der Schmerz und die Sehnsucht vermochte ihn rasend zu machen. Nach einer langen Pause sagte der König wieder etwas ruhiger:

„Ich weiß es wohl, man nennt in Rom mich den Barbaren und Alarich heißt jeder Schrecken in Italien! Doch glaube mir, Bischof, ich bin nicht grausamer, nicht blutdürstiger, nicht wilder als tausend Andere! Ich bin es überhaupt nicht! Mich beherrscht des Mitleids weiche Rührung wie Andere auch, und Niemandem fließen die Thränen reichlicher als den Opfern meines Volkes! In langen Nächten wälze ich mich schlaflos auf meinem Lager und gedenke stöhnend, weinend aller Derer, die meiner Truppen Wildheit in einen frühen unverdienten Tod geschickt! Ich sehe sie fallen, sehe sie die Hände ringen und ihre Augen brechen in Todesfurcht und Angst, ich höre ihr Röcheln — höre das jammervolle Getön des verlöschenden Lebens — ich sehe Blut aus klaffenden Wunden rieseln, und Verwünschungen und Flüche der Besiegten und Sterbenden hallen immer und immer in meinen Ohren — und doch kann ich es nicht ändern. Ein Fluch liegt auf mir und meinen Thaten! Mein Leben ist ein grausames Spiel der höheren Mächte, deren ich nicht Herr werden kann!“

„Die Pflichterfüllung, König, giebt Beruhigung auch in den wildesten Stürmen!“ sagte der Bischof tröstend.

„Still! Ein Sclave, ein Troßknecht, ein Schreiber, ein Priester und was du willst, kennt seine Pflicht! Wer aber sagt dem König seine Pflicht? Wer verschafft ihm die Beruhigung der Pflichterfüllung? Ihm ist nicht mit solcher Krämerweisheit gedient! Er muß leiden, leiden, immer leiden. Und keinen Trost, kein Kinderblick, kein Sonnenstrahl im Leben — — oh!“

„So nimm die Hoffnung, König, die Gott in jedes Menschen Brust gelegt. Hoffe! Du wirst deinen Sohn finden, Rom wird gerettet sein und Sonnenschein wird auf den Straßen weilen, die du ziehst!“ sagte der Bischof begütigend.

Alarich richtete sich aus seiner gedrückten Stellung auf und sah dem Bischof einen Moment in die schlichten, einfachen und frommen Züge. Dann sagte er:

„Geh, Bischof, sag' ihnen in Rom, ich will meinen Sohn haben! Alles römische Christengut bleibt dir, aber sie sollen ihn senden! — Wenn ich ihn holen muß — — Bischof — — du weißt, wie's steht! —“

Als der Bischof den König verlassen hatte, ritt dieser mit großer Begleitung hinunter vor die Porta Salara. Obgleich die Nacht schon herniedersank, als er dort ankam, war doch ein lautes, buntbewegtes Treiben. Es spielten sich Scenen ab, wie sie in der Weltgeschichte nicht mehr vorkommen, und Streiflichter auf eine Zeit und auf Zustände warfen, welche die Welt nicht mehr gebildet hat und nie mehr bilden wird, — Rom gab seine Sclaven

frei! Wie die Geschichte einen Ring nach dem andern in der Kette der römischen Weltherrschaft brach, so brach Alarich die Fesseln all' jener Tausende, auf deren Arbeit und Knechtschaft das entartete Rom ruhte. Vielgestaltig und mannichfaltig wie ihre Arbeit in der Weltcapitale gewesen war, so entquollen sie in dichten und langen Zügen dem Thore, die riesigen Glieder meist nur mit elenden Lumpen mangelhaft bedeckt, mit Brandmalen an Stirn und Armen, oft auch verunstaltet durch erhaltene Züchtigungen, ohne Ohren oder Nase, hinkend. Die zottigen und rusigen Gestalten der Schmiede wechselten ab mit Webern, Färbern, Schustern, solchen, die die Mühlen drehten und andern Handwerkern, ganze Heerden von Hausſclaven, die den Namen ihrer bisherigen Besitzer auf Armen oder Rücken eingebrannt trugen. Auch Schreiber, Aerzte, Apotheker, Lehrer, kurz ein ganzer Staat für sich, der sich loslöste von einem Gemeinwesen, das sie zu recht- und würdelosen Maschinen niedergedrückt hatte.

Alarich hatte einen Bann gelöst, der nicht nur grausam und erniedrigend, sondern geradezu menschenfeindlich, entartend auf seinen Stammesgenossen gelastet hatte. An vierzigtausend Sclaven verließen an diesem Tage Rom, alle hochaufathmend in der Luft der Freiheit und rachеglühend gegen Rom, das sie so lange Jahre zu einem entmenschten Dasein gezwungen hatte. Jauchzend und jubelnd warfen sich ganz wildfremde Menschen gegenseitig an die Brust, der Act der Menschlichkeit wurde unter den Stammesgenossen zu einem Familienfeste.

Aber mitten in dem allgemeinen Freudentaumel hielt

Alarich stumm und grimmig Stunde auf Stunde wartend und die Sclavenzüge genau musternd vor dem Thore. Alle die Kostbarkeiten und Schätze der Welt, die auf langen Wagenzügen nach dem gothischen Lager als Beute gingen, würdigte er keines Blickes. In Eile und Hast hatten die Römer ihre Beute und Siegeszeichen von hunderten siegreicher Feldzüge auf große zweirädrige Karren geladen und in die Hände der Gothen geliefert, um ihr Volk nähren zu können. Stück für Stück von Roms Ruhm verließ die Mauern. Die Beute von Palmyra, Syrien, Aegypten, die Jerusalemitischen Tempelschätze, die Titus mitgebracht hatte, die Reichthümer Galliens, Germaniens, Hispaniens, welche die römischen Helden zusammengeschleppt hatten — Alles fuhr dahin in die Hände der Gothen, Perlen und Gold maß man wie Korn, — aber Alarich suchte andere Schätze in Rom und wurde immer finsterer und drohender, je länger er vergeblich suchte. Während seine Vertrauten eifrig und emsig die Sclavenhaufen durchsuchten, ohne zu finden was sie suchten, saß er still vor sich hinbrütend auf seinem Pferde. Neben ihm hielt jung Gauchos und erfaßt von dem allgemeinen freudigen Freiheitstaumel, der um ihn toste, fragte er den König:

„Wird die Leuchte der Freiheit, mit der du jetzt Rom überstrahlst, auch die Provinzen beglücken?“

Alarich antwortete nicht. Immer tiefer versank er in seinen grübelnden Ernst und scheu, wie von dem eisigen Hauch einer furchtbaren Macht getroffen, zog sich der junge Phylarch zurück. Schon einmal hatte er diesen

Geisterhauch gespürt. Es war in der Nacht von Ravenna, in der Stilicho unter den Händen seiner Mörder fiel. Die Ahnung einer ungeheuren Katastrophe der Weltgeschichte war ihm aufgedämmert, er hatte zum ersten Male die unermeßliche Tragik empfunden, mit der das Schicksal den Fall Roms umwoben hat! Alarich, der wie geistesabwesend, wie gebannt erschien, flößte ihm zum zweiten Male dieses Gefühl ein. Er ahnte das Walten einer Macht, die furchtbar und verhängnißvoll über Aller Häupter hing, er fühlte sie drohen und konnte zu keiner Hoffnung auf die Freiheit der Völker Roms kommen. Wie ein gigantisches Gespenst, das mit eisernem Druck auf der Menschheit lastet, fühlte er die neue Zeit sich heranschleichen, im wilden Zickzack und Zufall taumelte sie heran, getragen von der leidenschaftlichen Kampflust, Willkür und Herrschsucht einer wilden Zeit, wie ein steuerloses Schiff auf wildempörten Meereswellen. Nur unklar und verworren dämmerten diese Gefühle in jung Gauchos auf, aber er hörte ihn doch, den schweren, gewaltigen eisernen Tritt des herannahenden Mittelalters.

Die Nacht verging und der Tag brach an. Es war ein Augusttag, brennend heiß, wie sie gewöhnlich um diese Jahreszeit in Rom sind, es war also dem Tage etwas Besonderes nicht anzumerken. Und doch war es ein Tag, wie die Welt wenige kennt, es schlug eine Stunde an diesem Tage, die durch Jahrhunderte tönte — es war eine Art jüngster Tag oder doch ein Vorgeschmack desselben.

Das salarische Thor hatte sich wieder geschlossen.

Es kamen keine Sclavenzüge mehr heraus. Man war zu Ende damit. Von Evermud keine Spur, weder in Rom noch außerhalb. Im Heere der Gothen machte sich eine ungeheure Bewegung bemerkbar. Auch die vierzigtausend Sclaven wurden bewaffnet. In Rom jubelte Alles. Die schwere Zeit war vorbei. Es konnte wieder von vorne angehen, die Barbaren zogen ab. Rom hatte seine Schande bezahlt.

In dem stillen Bibliothekzimmer des Stilicho'schen Landhauses lag Alarich und pflegte der Ruhe. Boten und Officiere flogen hin und her, in den weiten Hallen des Hauses machte sich ein wichtiges Treiben und ein buntes Hin und Her bemerkbar, aber Alles mit einer scheuen Geräuschlosigkeit, mit einer gewissen zarten Rücksichtnahme auf den kummervollen, ruhenden Herrscher. Alarich war verschlossener und ernster wie je, gab auf die wichtigsten Meldungen keinen Bescheid und überließ die nothwendigsten Anordnungen seinen Officieren. Er lag allein, in sich selbst versunken, wie träumend auf einem Polsterlager des Bibliothekzimmers, seine Augen schweiften trübe und irr über die weiten Gärten, die sich vor dem Bibliothekzimmer ausbreiteten. Vor dem Fenster des Zimmers befand sich eine Terrasse, die eine etwa zwei Meter hohe Substruction krönte. Sie war mit Statuen verziert, die auf kleinen, zierlichen Postamenten am Rande der Mauer aufgestellt waren, die steil in den Garten abfiel. Die leise im Abendwinde rauschenden Baumwipfel ragten über die Terrasse herauf und malten immer dunklere und längere zitternde Schatten auf den weißen Marmorboden

der Terrasse. Eine dumpfe, schwüle Stille herrschte in dem Gemach und in den Gärten, die der König zu unterbrechen auf's Strengste verboten hatte. Er wollte allein sein und Ruhe haben. Selbst Amalasunta, die sich weinend — um Evermud — zu ihm drängen wollte, mußte unverrichteter Sache in ihre Räume zurückkehren. Und wie die Schatten auf der Terrasse immer länger wurden, da sah Alarich auf einmal, daß er doch nicht allein war. Die lange, in wallende weiße Todtengewänder gehüllte Gestalt des alten Ulfilas schwebte mehr als sie ging an den Wipfeln der Bäume vorbei und betrat durch die Steinbrüstung hindurchschreitend die Terrasse. Mit geschlossenen Augen, bleichen, hageren Zügen und die feinen, schmalen Finger der rechten Hand weit und bedeutend vorgestreckt, so trat er vor den König hin, der ganz deutlich sah, wie der Bischof durch die Untermauerung des Fensters hindurchschritt, gerade auf ihn zu — als ob der Bischof ihn hätte sehen können.

Der König runzelte über diese neue Störung die Stirn und fragte rauh:

„Was willst du?"

Mit einer Stimme, die wie weither kommend, hohl aber doch vernehmlich klang, sagte der Bischof:

„König! Bleibe fern von Rom!"

Aber der König schüttelte trotzig und wild das Haupt, stand rasch und zornig auf und wollte dem Bischof in einer langen Rede auseindersetzen, weshalb er nach Rom müsse, wie er nicht anders könne und unmöglich wieder nach Illyrien ziehen dürfe ohne seinen Sohn. Weshalb

sollte er denn fern bleiben von Rom? Es war ja durchaus kein Grund zu finden, die Königin hatte Recht — er mußte nach Rom. Als aber Alarich den Mund aufthun wollte, zerrann der Bischof in Nichts. Nur die zitternden Schatten der rauschenden Baumwipfel blieben übrig, vom Bischof nichts.

Der König strich, wie aus einem Traume erwachend, mit der Hand über die Augen und sann einen Moment nach. Es fiel ihm ein, daß Ulfilas ja schon lange todt sei und in Illyrien begraben liege — in dem kalten, farblosen Illyrien. Es mußte ein Traum gewesen sein, der ihn geneckt hatte. Die Sache hatte also keine Bedeutung. Sie war durch und durch Lug und Trug seiner Phantasie. Und wenn auch der alte Ulfilas noch lebte und selbst gesagt hätte — wiederholt hätte — bleib fern von Rom — Ulfilas hatte gut reden. Er hatte keinen Sohn verloren und überhaupt Ulfilas war nicht Alarich, Ulfilas war ein alter todter Mann und in Alarich trieb das Blut des wilden, eroberungssüchtigen Völkerfürsten seinen tollen Spuk — —.

Der König trat plötzlich aus dem Bibliothekszimmer heraus in das Atrium, wo seine Officiere alsbald wild aufjauchzten vor Freude und nach allen Richtungen auseinander stoben. Die Stunde hatte geschlagen, die Zeit war da.

VI. Die Lieder der Nemessa.

Es giebt Nichts, was dem Einfluß des Griechenthums auf die antike Welt an die Seite gestellt werden könnte. Auch nachdem schon die Griechen die robuste Kraftentwicklung, die zu einer gesunden Staatenbildung unumgänglich nöthig ist, eingebüßt hatten, nachdem sie der römischen Kraft und Klugheit unterlegen waren, zogen die Eindrücke des feinen, sinnig-sinnlichen, künstlerischen Griechenthums, seine naturfreundliche, lebenweckende und lebenrettende Kraft tiefe Spuren in alle Kulturstaaten der alten Welt, die heitere hellenische Muse war der Schutzengel in manchen Katastrophen, machte sich in vielen Charakter- und Geistes-Kämpfen der alten Welt bemerkbar.

Was wäre aus Athaulf, dem jungen, stürmischen Fremdling in Rom geworden, wenn sich nicht die kleine Griechin, die liebliche Nemessa, mit Todesverachtung seiner angenommen hätte? Wie hätte er, krank und vor Fieber halb wahnsinnig, die furchtbare Katastrophe der Belagerung Roms durch Alarich überstehen können, wenn nicht der Liebreiz der Vestalin ihn gebändigt, wenn nicht die heitere, sinnliche Muse des jungen Griechenbluts ihn gefangen und gehalten hätte?

Bleich, übermannt vom stürmischen Verlangen, getrieben von leidenschaftlicher Raserei, war Athaulf nach der Ermordung Stilicho's und Eugerius', nach der Verwüstung des Hauses Stilicho's und nach der sträflichen Hinrichtung seiner Gattin Serena an den Stufen des Vestatempels erschienen und hatte mit wildem Toben die Freigabe der Vestapriesterin verlangt. Mit Zittern und Zagen denkt die kleine Nemessa noch jetzt an die fürchterlichen Scenen dieser Nacht. Wie war es ihr nur gelungen, Athaulf aus dem häßlichen Pöbelhaufen zu befreien und wie war es ihr möglich geworden, ihn im Atrium der Vesta selbst, hoch oben im zweiten Stock so lange zu verbergen? Sie allein hätte es wohl auch nie unternommen, oder doch nie fertig gebracht. Aber die kluge, starke Musurra hatte edelmüthig die Todesgefahr mit ihr getheilt. Die beiden Vestalinnen hatten sich wie Schwestern, wie rechte Schicksalsgenossinnen aneinander geschlossen und in dem allgemeinen Tumult, in der Aufregung der Belagerung war ihnen das tollkühne Wagniß gelungen. Ein Mann im Atrium der Vesta! Es streifte an's Märchenhafte und doch war es so. Sie waren beide reif für das collinische Thor, für das „campus sceleratus“ — aber wer dachte jetzt in Rom an solche Sachen, jetzt, wo Stadt und Staat auf dem Spiele stand, wo Religion, Sitte, Moral, Alles sich löste in der einzigen großen und furchtbaren „Magenfrage“.

Der arme, junge Athaulf. In dem kleinen Raume verborgen vor aller Welt, auf einem nothdürftigen Lager von Decken und Schleiern liegend, war er eine Beute

wüthender Fiebersgluth. Wilde Phantasien zermarterten seinen Kopf und die Nacht, die mit ihren kühlen Seewinden mitleidig über das heiße Rom herabsank, brachte ihm nur wenig Erleichterung. Was konnte die zarte Nemessa, was konnte selbst Musurra gegen seine stürmische Jugendkraft, gegen das Wüthen der Krankheit thun?

Aechzend erhob er sich halb und lauschte einen Augenblick brennenden Auges und mit angehaltenem Athem in die sternenhelle Nacht hinaus, die ihr kühles Wehen durch die offenen Fenster sandte.

„Der Antichrist! Der Antichrist!“ — rief er erschreckt. — „Hörst du, wie er rauschend naht? Unter seinen gräßlichen Zügen versteint das warme Menschenthum und unter seinen giftigen Blicken sterben die Blumen des Sommers. Vor seinem widerlichen Hohnlachen verstummt der Genius der Menschheit und hüllt sich in trauernde Schatten. Flüssiges Gold träufelt er mit teuflischer Lust in die Herzen und vergiftet die Sinne, sodaß sie das reine Glück des Daseins nicht mehr empfinden. Sieh ihn nicht an, süße Nemessa, beuge dich weg und verhülle deine Augen, denn er naht und hüllt die ächzende Welt in Nacht und Verzweiflung. Hörst du die Menschheit jammern? Ihre Bestimmung ist das Elend und ihr Schicksal des Daseins ganzer Schmerz.“

Hülfesuchend und ängstlich sah sich Nemessa um. Kalte Tücher hüllte sie ihm um Brust und Kopf, um des Fiebers Gluth zu mindern, aber es stand ihr kein Arzt und kein Apotheker mit lindernden Mitteln zur Seite. Angst und Sorge der Liebe trug sie allein in ihrem

tapferen Herzen und sah mit Bangigkeit in die Zukunft. Wild warf sich Athaulf herum und fuhr mit nie rastender Geschäftigkeit fort:

„Ha, ha, siehst du wie unter seinem Tritt Gift wächst? Pippizo und Geranopepa werden seine Gesellen und das Leben der Menschen versinkt in finstre Askese. Der gewaltige und häßliche Lodder verschlingt die Welt — — Nemessa, halte mich, halte mich, denn ich versinke!"

Das Schlimmste für die arme Nemessa war, wenn Athaulf, wie jetzt wieder, in eine unheimliche Erstarrung verfiel. Seine gläsernen Augen stier auf den Boden geheftet, mit keuchendem Athem und mächtig arbeitender Brust, wie bewußtlos, schien der ganze Körper in Nacht und Tod hinüberzusinken, jeder Seufzer drohte der letzte zu sein und Nemessa nahm eilig zu ihrer letzten und schönsten Hülfe ihre Zuflucht — zu ihrer Lyra. Ihr Sinn und ihr ganzes Wesen ging in diesem Instrument auf, das sie vorzüglich zu behandeln verstand und dessen Saiten unter ihren Fingern Leben und Empfindung zu erhalten schienen. So innig und voll wußte sie die Töne anzuschlagen, so fein empfunden und durchgeistigt die Accorde zu bilden, daß es ihr bisher noch stets gelungen war, Athaulf aus seiner Versunkenheit damit zu erwecken und zu beruhigen. Auch jetzt glückte ihr das. Es ging ein so merkwürdiger Zauber von Nemessa und ihrem Instrument aus, daß Athaulf sofort die Augen glücklich leuchtend und lauschend emporhob. Wie ein Hauch, der noch herübertönte aus goldner Zeit, aus der

glücklichen Jugend des Menschenthums in die wüste Nacht der Leidenschaften, die jetzt die Welt ängstigte und zerstörte, schienen die Töne sein Gemüth zu beruhigen, zu beglücken. Zitherähnlich erklangen die Saiten und nach einem stimmungsvollen Vorspiel sang die Vestalin mit einer etwas verschleierten, traumhaften Stimme, die Endsilben lang, im Ungewissen verloren, hinausziehend:

Die braune Larsas*) liegt am Meere,
In Asiens fernem Küstensand,
Ihr Auge schweift in blaue Leere
Und flieht die rauchenden Altäre,
Ihr Sinn weilt an Italiens Strand!
Weilt wo die zarten Schwestern weilen,
Die kühne Räuberhand geraubt,
Wo ihres Tempels schlanke Säulen
Jetzt rauchgeschwärzte Hallen theilen,
Dem Kindergotte, weinumlaubt,
Hetären wilde Opfer bringen,
Und wüster Schlemmer Becherklingen
Umtost sein lieblich Lockenhaupt!
Und Thränen netzen ihre Wangen.
„Warum" — so ruft sie klagend aus —
„Zerstört der Römer rauh Verlangen
„Im stürmisch wilden Unterfangen
„Des Bacchus weißes Säulenhaus?
„Uns saß der Kindergott im Herzen,
„Uns war er Lust und Lieb zumal,
„Doch euer roh und fühllos Scherzen
„Verwandelt euch die Lust in Schmerzen,
„Den holden Bacchus-Dienst in Qual!

---

*) Eine Bacchuspriesterin aus Chios.

„Verödet liegen rings die Länder,
„Der heit're Sinn weicht finstrer Wuth
„Und Dornenkronen statt der Bänder
„Drückt uns der rohe Tempelschänder
„In's Lockenhaar, gefärbt von Blut!
„— Versinke, Hellas! Deine Hallen
„Und deiner Tempel heilige Scheu
„Verfallen! Wilde Tritte hallen,
„Und Wehesahnen liegt auf Allen,
„Der Menschheit Jugend ist vorbei! —"

Athaulf erhebt sich und umfängt Nemessa mit seinen Armen. Fieberheiße Küsse drückt er ihr auf Stirn und Wangen und murmelt aufgeregt:

„Noch nicht, Nomessa, noch nicht! Noch wohnt in reinem Herzen voller Frühlung, noch glüht ein glücklich Jugend-Ahnen durch die Welt, an meiner Brust besinne dich, Nemessa, daß noch ein Gott lebt, der uns hält. Wenn auch das Schicksal finstre Tragik brütet, laß Alles sinken um uns her, in unsern Herzen herrscht der Frühling, in unserer Liebe keimt das Glück!"

In dem kleinen Gemach wird es stille. Nemessa und Athaulf halten sich fest umschlungen, und nur das leise Geräusch heißer leidenschaftlicher Seufzer und Küsse macht sich vernehmbar. Einträchtig, muthig, fast trotzig stehen sie zusammen, dem Schicksal einer harten Zeit gegenüber, pochend auf ihre Jugend und ihre Liebe. Zwei Sommerblüthen, lieblich, vertrauend, gehen sie der Zukunft — dem Winter — entgegen.

Aber die Stunde hatte geschlagen, der Winter war da; wie sie so in sich versunken zusammenstanden, tönte plötzlich

durch die offenen Fenster ein verworrenes Brausen und Tosen; wie herannahender Sturm klang es durch die Nacht und bald unterschied man auch wilde Rufe, Schreien, das entsetzlich durch die Nacht gellte, wie von durchspießten Menschen; rother Feuerschein lohte durch die Nacht und über Häuser und Straßen hin wie eine Fackel des jüngsten Gerichts. Entsetzt horchte Nemessa auf! Angst, Hülflosigkeit, Thränen durchzitterten das liebliche Griechenkind — was geschah in Rom? Sie drückte Athaulf zärtlich auf das Lager zurück und sagte:

„Laß mich sehen, was es giebt! Bleibe ruhig, Süßer, und verrathe nicht dich und mich! Ich bin sofort zurück!“ Damit verließ sie das Gemach und eilte raschen und leichten Schrittes über die Treppen hinab, durch das Atrium hindurch nach der Vorhalle des Atriums der Vesta, die von einer doppelten Reihe großer marmorner Monolithe gebildet wurde. Vorsichtig schlich sie von einer Säule hinter die andere und lugte aufmerksam in die Nacht hinaus. Noch lag das Forum ruhig, aber kaum war sie unten angekommen, so sah sie auch schon Männer, Weiber, Kinder laut schreiend und in wilder Flucht aus dem Osten der Stadt über das Forum hinweg nach dem Westen eilen. Unmittelbar hinter diesen kamen Leute auf Pferden, struppig, groß, in Felle statt in Kleider gehüllt, mit gelben Haaren, schmutzig, häßlich, roh. — Nemessa zitterte und fiel vor Angst in die Kniee. Sie hatte noch nie etwas Aehnliches gesehen. Hinter diesen ersten Reitern war ein unabsehbares Gewühl von Menschen. Der ganze Osten der Stadt schien von solchen Leuten angefüllt.

Speere sah sie mit furchtbarer Gewalt durch die Luft sausen, die, oft die Ziele verfehlend, sich zitternd in die hölzernen Hausthüren einbohrten oder an Steinmauern und Statuen abprallten, kurze Schwerter leuchteten unheimlich auf im ungewissen Widerschein brennender Häuser und tiefe Schatten huschten über Straßen und Plätze. Dazu das entsetzliche Geschrei und die entsetzlichen Gesichter. Es war kein Zweifel mehr für Nemessa: Die Barbaren waren in der Stadt, Rom war verloren! —

Sie wollte sich hinter einer der gewaltigen Säulen verbergen, aber Angst und Schreck lähmten ihre Glieder, raubten ihr die Kräfte; sie fiel auf den Steinboden nieder und wurde dabei von einem der Barbaren gesehen.

Der wüste Gesell, — es war Hilmar, der Dacier, — stieg eilends von seinem Gaul herunter und stürzte mit tollem Gelächter die Stufen, die zur Vorhalle des Vesta-Atriums führten, hinauf. Wie ein kleines Kind nahm er die ohnmächtige Nemessa in seine gewaltigen Arme, wobei er aber doch wenigstens für einen Augenblick eine Art Respect fühlte, der sich in einer scheuen, verdutzten Unbeholfenheit kund gab.

„Ei du mein süßes Täubchen! Das heiß ich Glück,“ jauchzte er roh und wollte sich eben mit seiner schönen Last auf den Weg zu seinem Gaul machen, als er sich wild von hinten angefaßt fühlte. Zwei heiße Hände schnürten ihm mit einer Riesenkraft die Kehle zu, sodaß er blau und roth im Gesicht wurde und seine Augen glotzend aus ihren Höhlen traten. Die Arme Hilmar's wurden schlaff und fielen am Körper herab; die arme Nemessa schlug unsanft

auf den Steinboden auf. Noch einen wilden Ruck und Hilmar fiel oder kollerte vielmehr leblos und polternd die Stufen des Vesta-Atriums hinab. Die Scene, so rasch sie sich auch abspielte und so dunkel auch das Atrium der Vesta lag, war doch vom Platz aus bemerkt worden und wilde Rufe wurden laut, die Hilmar zu rächen drohten. Ein wüster Haufen stürzte die Stufen des Atriums hinauf. Zwischen zwei Säulen stand Athaulf. Nur mit einer leichten Tunika bekleidet, ein kurzes Schwert, das er Hilmar entrissen hatte, in der Faust, machte er Anstalt, das Atrium der Vesta ganz allein gegen die Anstürmenden zu vertheidigen. Hinter ihm lag die ohnmächtige Nemessa am Boden. Seine Gestalt reckte sich gewaltig zwischen den Säulen in die Höhe, seine fieberheißen Blicke schossen drohend auf seine Angreifer herab.

„Er ist da! Helft euch, Römer! Der gräßliche Antichrist ist da!“ rief er mit lautschallender Stimme über den Platz, aber die Römer hörten ihn nicht. Die Römer dachten an ihre Haut und flohen, was sie die Beine tragen konnten nach allen Richtungen der Windrose auseinander. Das Geschick ersparte dem jämmerlichen Rom auch diese größte Schande nicht. Carthago, Jerusalem, das mächtige Syracus fielen würdig, Rom fiel schmach- und schandvoll! Das größte Heldenvolk der Erde endet gemein! Nirgends Widerstand, überall nur Mord, Plünderung, Verwirrung, Verwüstung, ein furchtbares Gericht. —

Athaulf kämpfte wie ein Gott. Vor ihm thürmten sich die Leichen auf. Die Barbaren stießen Flüche und Verwünschungen aus und griffen immer heftiger, zahl-

reicher an. In Athaulf's höchster Noth stürzte Musurra aus dem Atrium. Sie hatte in der Eile einen großen, kreisrunden, eisernen Schild, einen sogenannten Clypeus, der wohl als Weihgeschenk der Göttin irgendwo aufgehängt gewesen war, aufgerafft und stürzte sich damit auf die Angreifer, um Athaulf im Rücken zu schützen. Einige Liktoren der Vestalinnen, die aus dem Untergeschoß des Atriums auftauchten, flohen feig nach dem Aventin zu und ließen die so hart bedrängten Vertheidiger des Atriums im Stich. Nur der alte Pontifex Mausonius, ein Mann über siebenzig Jahre, mit langem weißwallenden Bart stürzte herbei und suchte das Haus zu schützen.

Der Verlauf einer solchen wunderlichen Vertheidigung konnte nicht zweifelhaft sein.

Vom Titusbogen herkommend und an der Spitze zahlreicher Reiterei sprengte Alarich gegen das Atrium der Vesta vor. Finster, wild, zornig saß er auf seinem schwarzen Schlachtroß, das ihn wie rasend vorwärts trug. Seine Rüstung glänzte im Feuerschein brennender Häuser, sein Helm war ihm im Gewühl vom Kopfe gefallen, die langen rothblonden Haare hingen ihm wild in dicken Strähnen um den Kopf. In seiner Hand ruhte ein gewaltiger Wurfspeer. Athaulf sah den imposanten Reiterzug in das Thal des Colosseums herabsprengen und rief immer noch in seinem Fieberwahn befangen mit ganzer Kraft über den Platz:

„Der Antichrist! Der Antichrist!"

Es hörten ihn nur wenige in dem allgemeinen Tumult, und diese Wenigen verstanden ihn nicht.

Der Platz lag noch immer dunkel; nur von ungewissem Feuerschein erhellt, nahm die Scene einen grauenhaften phantastischen Charakter an. Alarich bemerkte trotz der Dunkelheit, daß man am Atrium der Vesta hart kämpfte.

„Was sperrt den Weg!“ rief er mit weithin schallender Stimme und suchte mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Zugleich schleuderte er mit wuchtiger Hand seinen Wurfspeer unter die Säulen des Atriums der Vesta.

Da rief plötzlich Athaulf wie von einer Ahnung erfaßt: „Vater! Ich höre deine Stimme, aber ich sehe dich nicht!“ Dann sank er ächzend nieder, den Speer Alarich's mitten in der Brust. —

Athaulf fiel neben dem Körper Nemessa's nieder, die aus ihrer Ohnmacht erwachte und sich erschrocken über den Geliebten beugte. Sie küßte seine Lippen, die waren noch warm. Aber die Augen waren gläsern und starr — Athaulf war todt! — Die junge Griechin schrie laut auf im Schmerz und sah wie ein gewaltiger Mann hastig auf Athaulf's Leiche zutrat. Er hob sie auf und schaute ihr in die offenen Augen, wobei er immer schrie „Evermud, Evermud!“ Dann horchte er an seinem Herzen und befühlte seine Brust. Und als er sah, daß der Jüngling todt war, fiel der große wilde Mann der Länge nach auf den Marmorboden des Vesta-Atrium's nieder. Dann sah die kleine Nemessa nichts mehr. Es war ihr nur noch, wie wenn plötzlich ein eisiger Hauch durch die Natur gegangen wäre, der ihr das Herz zu erstarren drohte. Sie hörte auch nichts mehr. Das Kampfgetöse war verstummt

und hatte einer unnatürlichen, fürchterlichen Stille Platz gemacht. Die Leute sprachen heimlich kurze abgerissene Worte, die sie nicht verstand. Die Stille entbehrte der Feierlichkeit nicht, gleichwohl war sie aber gräßlich. Es lag Etwas über der ganzen Scene, was sie nicht erklären konnte, was aber etwas unendlich Furchtbares und Tragisches an sich hatte. Das zarte Griechenkind schauerte vor dem eisigen Hauch der Tragik zusammen und schloß die Augen.

Wie lange sie so dagelegen hatte, wußte sie nicht. Als sie wieder erwachte, fühlte sie sich sanft erhoben und in eine Tragbahre gelegt. Auch der große Mann mit den wilden Zügen, die aber jetzt bleich, weiß waren, was ihnen etwas Geisterhaftes verlieh, wurde vorsichtig aufgehoben und in eine Sänfte gelegt, auf der eine Königskrone angebracht war. Sechzehn reichgekleidete Träger trugen die königliche Sänfte fort. Auch die Leiche Athaulf's wurde fortgetragen, und ein Mann, den sie Tycheios nennen hörte, trug auf seinen Armen Musurra fort, die ohnmächtig war und am Arm aus einer Wunde blutete. Wilde Gestalten, die rauchende Schwerter in der Faust und — Thränen im Auge hatten, standen herum und brennende Häuser warfen grelle, groteske Beleuchtung auf diese Scenen. Es war Alles so schaurig und traurig, von so tieferschütternder Feierlichkeit und Großartigkeit. Wie der bange Zug Berg auf, Berg ab sich durch die engen römischen Gassen wand, kamen von allen Seiten in höchster Bestürzung furchtbare Kriegergestalten, die beim Anblick des Zuges sich auf die Erde warfen und weinten. Wo-

hin der Zug kam, verstummte die Kriegsfurie und wich weicher Trauer und schmerzlicher Verzweiflung. In dem allgemeinen Wirbelwind des Untergangs von Rom verkörperte der Zug den unnahbaren Ernst furchtbarer Mächte, die räthselhaft über dem Geschick der Menschen und Völker thronten, die sie mit banger Furcht und Trauer erfüllten.

So bestürzt und verzweifelt die Gothen über den Unfall ihres Königs in Rom gewesen waren, so ausgelassen lustig und toll überließen sie sich ihrer Siegerlaune, als sie hörten, daß der König einen körperlichen Schaden nicht genommen habe. Was kümmerte die Leute das Uebrige? Es genügte ihrer treuen, weichen Anhänglichkeit an ihren angestammten Herrscher — diesem Merkmal des Germanismus — zu wissen, daß er da war, daß er noch lebte und regierte. So zogen sie nach Campanien hinunter, nach dem glücklichen üppigen Campanien, dessen helle Sommernächte ihre Phantasie reizte, dessen malerische Farbenpracht der Tage sie blendete. An den glücklichen Ufern des tyrrhenischen Meeres, die übersät waren mit stolzen Villen und Landhäusern der Römer — jetzt alles der Gothen Eigenthum — reckten sie nach überstandenen Mühsalen des Krieges die riesigen Glieder aus, lagerten sich in den Gärten und Säulenhallen der meeresumrauschten Städte und manche edle Römerin credenzte als Sclavin den übermüthigen Siegern im Hause ihres Vaters, ihres Vaters Wein. Manche — wie die Schwester des Kaisers, Placidia, die schöne Prinzessin von Rom — fanden die Gefangenschaft bei den Gothen so übel nicht, Andere wieder

glaubten die Schmach nicht überleben zu dürfen. Das Leben ist so vielgestaltig, so buntbewegt, daß man auf die Idee kommen könnte, es sei Alles, was sich im Leben ereignet, absolut gleichgültig. Es führt ja doch Alles zu einem Ziel.

Aber es mag schon sein, daß die übermüthigen Gothen viel sündigten, sehr viel. Es war das Gegengewicht zu dem Unglück und Elend des Königs. Der König sühnte Alles, was auch geschehen sein mochte. Sein Gemüth war viel zu weich, als daß er nicht tief unglücklich hätte sein müssen. Sein Leben erschien ihm als ein Fluch, als ein Unglück, seine Hand vollbrachte verruchte Thaten, ohne daß er es wollte, ja es war ihm sogar unmöglich, gegen dieses Geschick anzukämpfen. Diente er in seinem ganzen Leben nicht einem Zwecke, den er gar nicht kannte, nicht begriff? Wozu lebte er? War es nicht Alles Elend und Verderben, was er that? Warum gerade seinem Kindergemüth einen Sohnesmord aufbürden, warum gerade seinem Jähzorn die mächtigste Cultur der Welt opfern?

Nördlich vom Meer-Busen von Neapolis und südlich von dem von Bajä befindet sich noch eine dritte Einbuchtung, die in früheren Jahrtausenden wohl größer gewesen sein mag, zu jener Zeit aber schon durch das allzeit schaffende und unruhige Meer mit einer großen Strecke Schwemmland ausgefüllt war. Dieser angespülte Boden bildet zwischen den Felsen von Puteoli im Norden und den weit in das Meer hineinschneidenden Posillipo im Süden ein Thal, das mit Wein und Oelpflanzungen nach dem Meere zu bestanden war und im Osten durch Hügel-

ketten — alte Kraterbildungen, Höhlen, kleinen Seen, Alles reich mit Sagen umwobenes Land — begrenzt wurde. Hier hatte der König sein Heim aufgeschlagen. In einem am Felsen von Puteoli lagernden Landhaus, das einen prächtigen Auslug über Meer und Land bot, hing er bald finster, bald träumerisch, aber immer trübsinnig seinen Grübeleien nach, die ihm Herz und Verstand zu verderben drohten. Einsame Stille umgab ihn. Tagelang ging er zwischen den mit Weinreben umrankten Feldern umher, scheu, verdüstert, sich selbst ein Vorwurf. Nemessa, das kleine zierliche Griechenkind, die frühere Vestalin und Geliebte des todten Evermud — den der König jetzt aber nur noch Athaulf nannte — war die einflußreichste Persönlichkeit an Alarich's Hof. Nur sie allein hatte zu manchen Stunden einen kleinen Einfluß auf den König. Ihren Liedern lauschte er in stillen Abendstunden, wenn die untergehende Sonne ihre ewigen Wunder auf das gottbegnadete Stück Erde malte, ihre Lyra nahm ihm den Alp für kurze Zeit vom Herzen, der ihn zu Boden drückte. Sie wollte er lustig und fröhlich sehen, auf sie wurden Schätze, die keine Königin besitzt, gehäuft — aber Nemessa welkte dahin und ihre Lyra hatte nur Klagen. Selbst die schöne und einflußreiche Placidia konnte sich gegenüber dem König nicht mit der kleinen Nemessa messen und jung Gauchos wandte sich an die Letztere, wenn er eine Unterschrift, einen Befehl oder dergleichen vom König erlangen wollte. Kein Mensch durfte sich erlauben, vor dem König von Athaulf oder Evermud zu sprechen. Man wagte es nicht aus Rücksicht auf seinen Gemüthszustand. Alle Welt wußte, daß

nur er der alleinige Gegenstand seiner Gedanken, die Ursache seiner selbstquälerischen Gewissensbisse war, aber Niemand durfte wagen, ihn trösten zu wollen — nur Nemessa durfte das, ja oft forderte sie der König auf, ihm Alles zu erzählen, was sie von Athaulf wußte und Nemessa erzählte dann mit schlichten einfachen Worten ihre Liebesgeschichte. Wenn sie aber dann das Glück schildern wollte, das sie und Athaulf in ihrer gegenseitigen Liebe gefunden hatten, dann erstickte ihre Stimme und sie beugte sich über ihre Lyra, um die wider ihren Willen hervorbrechenden Thränen vor dem König zu verbergen. Doch die Töne der Lyra sprachen deutlicher als alle Worte und Thränen und der König zitterte. Er, der vor einer Welt nicht zitterte, zitterte vor einem kleinen Griechenmädchen, vor dem zerstörten grenzenlosen Glück.

Nemessa weinte viel, aber nur wenn es der König nicht sah. Sie ging in Seide und Purpur einher, mit den besten Kostbarkeiten Roms beladen; ihre Stirn schmückten die Diademe von Roms Kaiserinnen und an ihren Armen glänzte das Geschmeide Palmyra's und Aegyptens. Aber sie kannte keine Freude mehr seit jener entsetzlichen Nacht.

Auf dem Dache des Landhauses — früher ein Besitzthum Cicero's, des Redners, — lag Alarich. Von allen seinen Zeitgenossen trug er wohl am schwersten an seiner Zeit. Trübe lag sein Auge über dem dunkelblauen Meer, das von zahlreichen Schiffen der neuerbauten gothischen Flotte belebt war, über den im Abendlicht goldig schimmernden Bergen des Horizonts, alle Herrlichkeit der Welt lockte ihm keine freundliche Miene mehr ab. Hastig,

wie von innerer Angst getrieben, griff er nach einem Humpen, der weingefüllt vor ihm stand. Nemessa lag zu seinen Füßen und legte weich und mild die Hand auf seinen Arm, indem sie leise sagte:

„Trink nicht!"

Stumm und fragend sah sie der König an.

„Von allen Göttern ist es der Kindergott Bachus, der der Leidenschaft der Menschen am verderblichsten ist!" fuhr Nemessa leise fort. „Weißt du nicht, daß er aus des Kadmos unseligem Geschlecht entstammt?"

Mit einem raschen Ruck setzte der König den Humpen an den Mund und that einen langen Zug. Dann sagte er langsam:

„Schilt den Gott nicht, denn er bringt Vergessen! Wahnsinn oder Tod — gleichviel, nur vergessen will ich! Rede den Kindern deine Göttermärchen vor, die harmlos durch das Leben schreiten, denen das Leben eine Kette lieblicher Gewohnheiten ist! Mir ist es eine martervolle Qual, eine Grausamkeit, die sich nur steigert mit der Weichheit des Gemüths — — Ah!" stöhnte er, plötzlich wild vom Lager auffahrend, und mit grausiger Stimme und Geste declamirte er:

„Eilt! Und draußen irgendwo,
„Verberget, oder tödtet, oder werft hinaus —
„In's Meer mich, wo ihr nimmerdar mich wiederseht.
„Auf! Würdigt anzurühren mich elenden Mann!
„Laßt euch bewegen; fürchtet nichts! Mein Leiden ist,
„Wie kein Lebend'ger außer mir es tragen kann!"[a]

Keuchend, nach Athem ringend trat der König an die Randmauer des Daches, wo er sich an eine etwas schadhafte Statue der Minerva lehnte und fürchterliche Blicke wie prüfend in die Tiefe hinabwarf. Nemessa schauerte. Sie erkannte Alles wieder. Blick und Geste, Ton und das ganze Wesen, war wie bei Athaulf auch, nur großartiger, mächtiger, ausgereifter. Wie gerne hätte sie geholfen, aber woher Trost und Freude für den kranken König nehmen? War sie doch selbst durch den Verlust Athaulf's bis zum Tode betrübt und hatte keine Freude mehr, nicht mehr in ihrer Lyra, nicht mehr in sich selbst; was konnte sie Anderes geben als die sehnsüchtige Wehmuth eines trauernden Herzens? Sie griff in die Saiten und lockte leise feine Töne, die bei aller Wehmuth doch das Herz besänftigten, aus dem Instrument. Dann sang sie mit der ihr eigenen träumerischen Stimme:

Verwehet, verschwunden
Das goldene Haus,
Wo kann ich gesunden,
Wo ruh ich mich aus?

Verödet, verfallen
Der olympische Bau,
Die marmornen Hallen
Verwittert und grau.

An den weißen Gesteinen
Klebt rauchendes Blut,
Die Gläubigen weinen,
Der Tempeldienst ruht!

Die Statuen trauern,
Mit Schleiern verhängt,
Aus den heiligen Mauern
Sind die Götter verdrängt!“

Nemessa war schön, aber sie war durchgeistigter, feiner in Miene und Ausdruck, wenn sie sang. Halb auf dem Lager liegend, den Oberkörper in die über die Dachmauer hängenden Teppiche gelehnt, in den Händen die zierlich gearbeitete Lyra haltend, richtete sie die großen dunkeln Augen träumerisch über das weite Meer und seine malerischen Küsten, hinunter, wo der rauchende Vesuv drohende Wolken, die von der untergehenden Sonne gluthroth gefärbt wurden, in die klare Luft wirbelte. Mit bleichen Zügen sah sie am König, der sie aufmerksam, fast staunend betrachtete, vorbei, wie ganz von einer Idee beherrscht, von einer Sehnsucht befangen — ein Bild der rührenden Klage!

„Singe nicht mehr!“ unterbrach sie Alarich, „deine Lieder verklagen härter als meine Thaten!“ Seine Stimme klang hastend, unruhig, schroff.

Nemessa sah ihn erstaunt an.

„Sind es auch Klagen, verklagen sie doch nicht! Laß mich trauern! Nur die Trauer löst die Verzweiflung auf!“

„Still mit dem Jammer, du, Nemessa — wenn alle Welt zu Grunde geht in Klage und Trübsal — du! du sollst glücklich sein! Sei still, ich will es so!“

Dann fuhr er nach einer Pause leiser, weicher und sich der Vestalin nähernd fort:

„Dich hat Athaulf geliebt und du hast ihn geliebt, liebst ihn noch. Was kann es Heiligeres für mich auf Erden geben als dich? Ihn hat mir das neidische Geschick genommen, nur du bist mir geblieben. Nemessa, ich bitte dich knieend, sei glücklich.“

Der gewaltige Mann legte sich weich und sanft vor der kleinen Nemessa nieder und verbarg den wilden Kopf mit den langen rothen Strähnen im Schooß der Priesterin. Eine kleine Pause trat ein, nach welcher der König laut aufseufzend und mit zitternder Stimme — aber leise — fortfuhr:

„Ich habe so Viele elend gemacht. Mein Leben ist eine harte Geißel gewesen und mir selbst ein Räthsel. Das Unglück hat mich zu Boden geschlagen und nur du bist mir geblieben, du, Nemessa, die Athaulf liebte. Dich will ich glücklich machen. Das darf der Himmel mir nicht weigern, wenn er nicht ganz mich der Verzweiflung weihen will. Du mußt glücklich sein, Nemessa — mir zu Liebe!“

Und Nemessa? — Nemessa weint! Die kleine rundliche Hand fährt liebevoll über die dicken, rothen Haare des Königs. Ihre Augen, die sonst so feuersprühenden, ahnungsvollen Augen, in deren Glanz Athaulf so oft den Himmel sah, sie sehen jetzt mit wehmüthiger Trauer in des Königs Gesicht, das nachdenklich und grübelnd auf das Meer gerichtet war. —

Der Abend wurde dunkel und die Nacht brach rasch herein. Die Schatten wurden schwärzer und schwärzer und bald lag Alles in tiefer, blinder Finsterniß da. Nur der ferne Feuerberg des Vesuv's arbeitete gewaltig und schickte dunkelroth glühende Feuermassen aus seinem

Schlund in die Nacht hinaus, weithinleuchtend und sich auf dem Meere spiegelnd, wie ein ewig drohendes Verhängniß für Alles, was lebt.

Immer noch hastend, unruhig, ängstlich — aber mit leiser Stimme fuhr der König fort:

„Ich habe die Schätze einer Welt zu deinen Füßen gelegt, liebliche Nemessa, Roms Kaiserinnen sind Dirnen gegen dich! In deinen Kinderaugen suche ich deine Wünsche und zermartre mein Hirn um Mittel zu finden zu deinem Glück. Das wilde Schicksal nahm mir den einzigen Sohn, auf den ich alle Liebe, die nur ein Vaterherz empfinden kann, gehäuft hatte. Was thue ich nun mit dem Schatz? Du mußt mir Tochter sein, Nemessa, dein Glück ist mir der Himmel schuldig!"

Wieder stieß der Vesuv eine weithinleuchtende Feuergarbe in die Nacht hinaus und der König fuhr nach einer Pause ängstlich bittend fort:

„Oh sage mir, Nemessa, daß du glücklich bist. Laß mich deine weiche Stimme hören, die mir das Herz löst und meine Thränen fließend macht. Du siehst, ich brauche dein Glück zu meiner Ruhe und hänge daran wie der Ertrinkende an einer elenden Schiffsplanke. Nimm deine Lyra, Kind, und singe mir dein Lied. Die Töne spielen mir wie weiche Kinderfinger um das Haupt und machen meine kranken aufgeregten Sinne ruhig!" —

Der Wind erhob sich. Leise pfeifend und klagend fuhr er um des Daches Höhe und mischte sich mit den weichen Tönen von Nemessa's Lyra. Es lag etwas Banges, wie eine schwüle Gewitterschwere, in der Luft.

Dunkle Wolken stiegen auf und die Meereswellen, die sich ungestümer an den Felsen von Puteoli brachen, rauschten vernehmlich herauf. Eine ängstigende, fast drohende Stimmung lag in der Natur, aber Alarich achtete es nicht. Er lauschte aufmerksam den Tönen Nemessa's, die in ihrer träumerischen Weise fortfuhr zu singen und damit alle Gefahr zu bannen, zu verdrängen schien:

„Die goldenen Tage,
Der heitere Sinn,
Die schillernde Sage —
Sie schwinden dahin — —

Dahin auf ewig! —
Verklungen — verrauscht,
Was kindlich und selig
Die Jugend erlauscht!

Oh ihr Heiligen Alle,
Der Jugend so traut,
Du Tempelhalle,
Die mit Lust ich erschaut —

Mit Sehnsucht und Wehmuth
Bang — ahnungsvoll,
Vernehm' ich eu'r letztes
Entgeistert' Leb' wohl! — —"

Auf dem Meere, das wie eine schwarze, grollende, bewegte Masse sich vor ihnen ausbreitete, lohte es in hüpfenden, tanzenden Feuermassen fürchterlich auf. Die Stimme Nemessa's erlosch geisterhaft. Vom Ufer her tönte wildes Rufen und Toben. Eine hastige Bewegung belebte die Küste und entsetzte Schreie: „Die Flotte brennt, die

Flotte brennt!“ durchdrangen die Nacht. Die Lyra entsank den kleinen Händen Nemessa's, der Kopf fiel schreckenbleich zurück, der Glanz ihrer Augen erblich und ihre lieblichen Züge erstarrten zu einer Todtenhärte. War es der Schreck, war es das Grauen vor einer finstern, ideallosen, unglücklichen Zukunft, oder war es die Trauer um vergangenes, unwiederbringliches Glück, um die sterbende goldene Zeit? Betroffen schaute Alarich zu ihr hinauf, dann stieß er einen gellenden, irren Schrei aus — er ruhte im Schooße einer Leiche! Rasch sprang er auf und tastete hastig an ihrem zarten Leibe herum.

„Nemessa, Nemessa! Was ist dir? Komm zu dir! Laß die Schiffe brennen! Und wenn tausend Flotten verbrennen, was kümmert's dich? Blicke nicht so todtenstarr, deine Augen sind die einzigen Sterne meines düstern Lebens! Hauche nur einen Ton mit deiner süßen Stimme, die mir die Schlangen der Verzweiflung scheucht! Nur einen einzigen, armen, kleinen Ton!“

Der Wind heulte und verworrenes Getöse scholl von den Küsten und vom Meere her, wo die gothischen Schiffe brannten, das war Alles. Nemessa blieb stumm und todt. Der König weinte. Er schloß die kleine Leiche der lieblichen Nemessa an seine Brust und drückte sie fest an sich, als wie wenn er sie an der eigenen Gluth wieder erwärmen wollte. Er küßte sie auf die Wangen und auf Stirn und Mund, aber Nemessa's Körper wurde immer kälter und steifer. Alarich wollte immer noch nicht glauben, daß das Mädchen todt sei, er konnte es nicht. Er wickelte Decken und Schleier um sie herum und legte sie behutsam

wie eine Amme auf das Lager. Als auch das nicht helfen wollte, schrie er in das Haus hinab nach Hülfe und es dauerte nicht lange, so kamen eine Menge Leute, die alle helfen wollten, wo nichts mehr zu helfen war.

„Gieb ihr einen Heiltrank, Hastalf!“ schrie der König einem alten weißhaarigen Manne zu, der keuchend die Treppe heraufkam. „Sie soll leben, sie soll singen und glücklich sein. Hast du das verstanden?“

Der Arzt warf einen kurzen Blick auf Nemessa, dann einen viel längern auf den König.

„Du bedarfst der Ruhe, Herr! Lege dich schlafen und laß uns hier sorgen!“

„Schlafen! Schlafen?“ schrie der König wild auf. „Du sollst ihr einen Heiltrank geben! Sie soll leben! Ich will es!“

König Alarich war nicht gewöhnt, daß man seinem Willen widerstand. Er wußte, daß er furchtbar sein konnte in seiner unbeugsamen Willenskraft und er war es jetzt in ganz außergewöhnlichem Maaße. Erschreckt trat Hastalf einen Schritt zurück.

„Herr, du hast Fieber, leg' dich zu Bette, und ich werde dir einen Beruhigungstrank geben. Dort — sagte Hastalf auf die Leiche weisend — ist meine Hülfe vergebens!“

Der alte Mann zitterte am ganzen Leib. Nur die Liebe und Anhänglichkeit an seinen König konnte seine scheue Furcht überwinden.

„Ich will deinen Heiltrank nicht, alter eigensinniger Heuchler! Ihr sollst du helfen, nicht mir! Und sofort!

Ich will sie singen hören! Vorwärts!" commandirte der König.

Dann trug man Nemessa fort. Das Dach wurde leer und nur der König stand hastig und kurz athmend, vor sich hinstarrend wieder an der Minerva-Statue. Der Arzt beobachtete ihn scheu, aber aufmerksam von Weitem.

„Bist du noch immer da, alter Quacksalber? Fort, sage ich, fort! Von dir verlange ich sie!"

Damit schob der König den alten Mann, dem die Thränen im Auge standen, die Treppe hinunter.

Der Sturm peitschte die gothischen Schiffe auf dem Meere wild hin und her, warf sie aneinander und versenkte die brennenden Reste in die stumme Tiefe. Die Flammen leuchteten durch die wilde Nacht und reckten sich züngelnd, lodernd zum Himmel hinauf, glühende Funken und dichter Qualm wirbelte durch die Nacht und der König sah diesem Schauspiel zu. Die tollen Flammen, die mit zerstörender Wuth aufprasselten, das Heulen des Sturmes, die schwarze Nacht, die alles mit geheimnißvollen Schleiern umgab und das grausige Schauspiel nur noch gespenstischer gestaltete, — Alles schien dem König so vertraut, so ihm selbst eigen, so lustig, so ganz ein Bild seines eigenen Lebens. Stundenlang hatte er schon so dagestanden, versunken in grübelndem Anschauen dieser wilden Scenen, als er sich plötzlich zuckend aufrichtete und sah, daß er allein war.

VII. Schattenbilder.

„Nemessa! Nemessa! Wo bist du?“ rief er. Seine Blicke waren irr und bald stier, bald hastend suchend. „Ich muß sie suchen, ich muß ihre Stimme hören, ihre und seine. Und wenn es im Hades wäre, und wenn ich den Weg des Aeneas gehen müßte.“

Barhäuptig, in eine einfache dunkle Toga eingehüllt, unter der die helleren, seidenen Unterkleider und der ganze riesige Körper des Königs verschwunden, verließ Alarich das Haus. Die Nacht war warm, aber stürmisch. Dicke Wolkenmassen jagten am Himmel, die Finsterniß war eine vollständige. Nur in größeren oder kleineren Zwischenräumen zuckten grelle Blitze auf und durchleuchteten das Land mit ihrem stahlblauen Licht. Oft blieb der König stehen um sich zu orientiren. Obgleich der Wege kundig, mußte er doch manchmal das Leuchten der Blitze abwarten, um den rechten unterscheiden zu können. Die Wege waren schlecht und holperig, große Steine und Gesträuch versperrten oder verengten sie häufig. Zunächst gingen sie bergab und dann eine kleine Weile eben, bis sie sich wieder dem hinteren Hügelland näherten. Hier waren sie bald wie Hohlwege durch die Tuffsteinfelsen

eingehauen, bald waren sie rechts oder links offen, am Felsen hinführend. Der Sturm heulte entsetzlich. Bald faßte er den König von vorn, bald von hinten, oder von der Seite, je nachdem ihm die Felsen freien Lauf ließen. An einer Stelle, wo der Weg sich gabelte, blieb Alarich wieder stehen, um sich zu orientiren, als er plötzlich im blauen Geleucht eines Blitzes eine wundersame Gestalt auf sich zukommen sah. Der alte Mann, der da herankam, fiel mehr vorwärts, als er ging. Es sah aus als ob er auf beiden Füßen hinke, oder ob ihm wunde Füße beim Gehen große Schmerzen verursachten. Seine Füße waren blos und schmutzig. Am rechten Fuß fehlten zwei Mittelzehen, statt deren nur ein ekler Stumpf zu sehen war. Soviel der König in dem kurzen Leuchten des Blitzes unterscheiden konnte, hatte der Mann keine weißrothe oder braune Gesichtsfarbe, wie gewöhnliche Menschenkinder, sondern er sah grünlich aus und hatte tiefe, schwarze Furchen im Gesicht. Seine Haut war offenbar für den elenden, abgemagerten Körper viel zu groß und hing schwammig, fast lappenähnlich um ihn herum. Das Weiß seiner Augen war nicht weiß, sondern schillerte gelblichgrünlich, sein Blick war scheu und furchtsam. Seine Kleidung bestand aus wenigen schmutzigen Fetzen, die unordentlich um ihn herumhingen. Seine Hände zitterten und stützten sich auf einen rohen, irgend wo aufgelesenen Stecken. Sein Unterkiefer war aus Schwäche der Muskel herabgesunken, so daß der häßliche, zahnlose Mund offen stand. Der König schauerte.

„Bin ich schon bei den Schatten?“ fragte er.

Der Andere begriff das nicht und stammelte:

„Schenke mir was!“

„Du bist ein Bettler!“ sagte der König überrascht, „du lebst also noch?“

Wieder fuhr ein Blitz über das Land hin und Alarich schaute der elenden Gestalt, die müde, gekrümmt und jammervoll vor ihm stand, in das Gesicht.

„Olympius!“ rief er erstaunt aus.

„Da du mich doch erkennst, so will ich's nicht verhehlen. Ja, ich bin Olympius, der ehemalige allmächtige Minister des Kaisers. Du siehst, was Unglück und Ungnade meines Herrn aus mir gemacht haben. Schenke mir was, mich hungert so sehr!“

„So hast du gar nichts mehr?“

„Nichts als diese nassen Fetzen, die mir der Sturm stückweise raubt!“

Der König legte seine Hand nachdenklich auf die Schulter des Olympius. Er fühlte die Knochen durch das dünne Gewand hindurch. Olympius, sonst so feist und fett, war spindeldürr geworden und hatte keine Unterkleider mehr.

„Welch' ein Leben!“ murmelte der König für sich.

„Nicht wahr,“ fuhr er dann fort, indem er sich zu Olympius wandte, „es ist gemein, das Leben als das höchste Gut zu schätzen?“

„Sehr gemein!“ stammelte Olympius. Er konnte vor Schwäche kaum sprechen.

„Des Lebens Nacht ist tiefer, schwärzer, als des Todes ruhige Nacht!“

„Oh, viel tiefer, jämmerlicher, elender!“

„So stirb!“ sagte der König kurz.

Olympius ließ den Kopf noch tiefer sinken, als wie wenn er nachdächte, wackelte mit dem Munde und brachte endlich die Worte heraus:

„Wer weiß, ob sich die Sache nicht doch anders verhält. Schenke mir was.“

Der König ekelte sich vor der Gestalt. Ein Leben, das eines Thieres unwürdig war, schämte sich dieser Mensch nicht weiterzuschleppen. Alarich verstand und begriff es nicht, daß das Leben keine Grenze kennt, weder nach unten, noch nach oben.

Er griff unter die Toga und streifte einen goldenen Armring ab, den er dem bettelnden Olympius zuwarf, dann ging er hastig davon und ließ den widerlichen Mann stehen.

Immer wilder geberdete sich der Sturm, immer schauriger die Nacht, immer häufiger folgten sich Blitz und Donnerschlag und immer hastiger schritt der König vorwärts.

Die Toga in dunkeln Falten um den Riesenleib geschlungen, das Haar frei und vom Sturme zerwühlt, Kopf und Oberkörper energisch nach vorn gebeugt, schritt der König wie ein Titan dahin, wie ein Titan im Kampfe mit dem Schicksal. Seine Wanderung ging weit und es mochte wohl Mitternacht sein, als er an eine Wegstelle kam, wo sich dieser etwas abwärts senkte und in eine Schlucht verlor. Rechts und links stiegen hohe Tufffelsen auf, die stellenweise nackt oder nur mit spärlichem Moose und gelbem Ginster bewachsen, stellenweise aber auch mit

Gebüsch und auf dem ziemlich gleichhoch fortlaufenden Kamm mit Pinien, Cypressen, dunkeln Tannen bedeckt waren. Die Bäume beugten sich ächzend im Sturme, der jetzt in seiner höchsten Gewalt stand und an manchen Stellen des Himmels das Gewölk zerriß, sodaß der Mondschein, wenn auch immer nur für kurze Zeit, auf der außerordentlich malerischen Landschaft lag.

Als der König diese Straße verfolgte, tauchte plötzlich vor ihm — noch in ungewisser Ferne — Fackelgeleucht auf und näherkommend, sah er auch Menschenschatten geheimnißvoll hin und her huschen und, was eigentlich das merkwürdigste war, auch in der Luft fuhren solche Gestalten herum und baumelten im Winde hin und her. Obgleich der König noch nicht wußte was solcher Spuk zu bedeuten habe, war er doch davon gar nicht überrascht. Er schritt rasch darauf zu und sah, daß gerade an der Stelle, wo der Weg am tiefsten in die Tufffelsen einschnitt, ein Kreuzweg war. Es war ein Kreuzweg wie zu Spuk, Gespenster- und Aberglaubentrödel geschaffen, denn auch der andere Weg, der hier die Straße des Königs kreuzte, zog sich, wie nicht anders möglich, schluchtähnlich zwischen den Tufffelsen hin, auch hier heulte der Sturm durch die unheimlich ächzenden Cypressen, die wie eine gewaltige Trauerallée hoch oben als Krönung der Felsen den Weg einsäumten. Die ganze Scenerie nahm sich höchst abenteuerlich, gruselig, schauerlich aus. Die flackernden Fackeln der Menschen, die da hastig und aufgeregt hin und her liefen und geheimnißvoll thaten, das Mondeslicht, das gelblichbläulich über die Landschaft hin-

huschte hier tiefe Schatten werfend und dort bleiche Lichter aufsetzend, gaben den Formen von Felsen, Büschen und Bäumen etwas Ungewisses, ewig Wechselndes, was die Phantasie geradezu herausforderte. Dazu die ganz unnatürlich in der Luft hin- und herbaumelnden Leute und das geheimnißvolle Brimborium der auf der Erde hin- und herlaufenden — was Wunder, wenn der ohnehin kranke König zu der Ansicht kam, daß er sich ganz richtig auf dem Wege zur Hölle oder zum Hades befand. Er wurde immer mehr und mehr davon überzeugt, daß er nun nicht mehr weit zu gehen haben werde. Als Alarich in die Nähe des Kreuzwegs kam, blieb er einen Augenblick stehen, um sich die absurde Scene, die sich da abspielte, anzusehen. Es waren streng genommen zweimal drei Personen da, oder richtiger gesagt — damit man nicht zu der Ansicht kommt, es seien sechs gewesen — drei Personen waren zweimal da, nämlich die alte scheußliche Chaleia in ihrem kinderköpfigen Hexenkleid, das dichte weiße Haar phantastisch mit einem schwarzen Schleier durchflochten, dann Tycheios, der, den spitzen Cucullus tief über die Stirn gezogen und in eine dunkle Toga gehüllt eifrig hin- und wiederlief und Musurra, die starke Vestalin aus Rom, die Beute des Tycheios, jetzt seine Frau. Diese drei Personen waren nun noch einmal vorhanden, als sogenannte Argaei. Pseudo-Tycheios baumelte hoch auf einem Tufffelsen von einer starken Pinie herab, während die Gewänder-reichen Puppen der Chaleia und Musurra weiter unten über Felsvorsprüngen an Stangen herabhingen und vom Sturm arg mitgenommen und zerzaust wurden.

„Also wie ist das mit dem Jungen!“ sagte Tycheios leise zu der alten Priesterin der Hecate, die an einem dreibeinigen Kessel stand und in einer schwärzlichen, ekelhaft dunstenden Brühe herumwühlte.

„Wo hast du die Abracadabra-Tafel?“ murmelte die alte Chaleia.

„Hier ist sie!“

„So wirf sie jetzt hinein in den Sud!“

Musurra zog ihren Mann ziemlich unsanft von dem Kessel weg. Sie packte ihn bei dem spitzen Cucullus, der dadurch von dem krausen Lockenkopf des Tycheius herunterrutschte.

„Willst du wohl stille sein mit deinem dummen Jungen!“

„Ich will aber einen Jungen, ich will keine Mädchen!“

„Sei still,“ sagte Chaleia, „du sollst deinen Jungen haben.“ Aber Musurra zerrte ihn fort von dem Kessel und stellte sich wie eine Wache davor, damit die Abracadabra-Tafel nicht in den Kessel geschmuggelt werden konnte.

„Ich will sie der Vesta weihen. Hörst du, Chaleia? flüsterte Musurra leise. „Was weiß der dumme Mann. Höre nicht auf ihn. Ein Mädchen muß es sein. Hast du verstanden?“

Verständnißinnig schmunzelte die alte Gaunerin und rührte mit allerlei Brimborium ihre Brühe weiter, wobei sie das sinnloseste Zeug schwatzte. Dann sagte sie:

„Sei nur still, es wird alles wie du es willst!“

Mit dieser Antwort zeigte sich Musurra hochbe-

friedigt und auch Tycheios lachte heimlich in sich hinein, als er unbemerkt eine kaum fingerlange schmale Elfenbeintafel, auf der kabbalistische Zeichen standen, in den Kessel practicirt hatte. Da in dieser Weise Alles zur vollsten Befriedigung der Betheiligten verlief, so stolzirte Tycheios in großen Beruhigungsschritten auf dem kleinen Raume hin und her, wobei er plötzlich im Dunkel an den König stieß.

„Heilige Erichtho, steh mir bei," rief Tycheios erschrocken, „der kommt direct aus dem Hades!"

Diese Ansicht des Tycheios war nicht ganz ungegründet. Mit dem König war eine Veränderung geschehen seit er sein Haus verlassen hatte, die furchtbar anzusehen war. Seine in dunkle Falten gehüllte athletische Gestalt, der wilde Kopf mit dem sturmzerwühlten Haupt- und Barthaar und vor Allem eine gewisse ruhige Heiterkeit in den Gesichtszügen, die so gar nicht zu seinem Wesen und zu der augenblicklichen Situation paßte, machte einen unendlich traurigen, trostlosen Eindruck.

„Ich komme nicht von daher, sondern ich gehe dahin," sagte Alarich mit einer gewissen Lustigkeit, die dem Tycheios durch Mark und Bein ging. Er taumelte einen Schritt zurück und murmelte leise:

„Heilige Götter, es ist König Alarich!"

„Aber — fuhr der König fort — ich habe gesehen, daß ihr da bei einer sehr tiefsinnigen, gelehrten Arbeit seid. Laßt euch also nicht stören, ich möchte von eurer Weisheit profitiren."

„Mit wem sprichst du, Tycheios?" fragte Chaleia. „Packe deinen Kram zusammen, alte Hexe und mache das

du fort kommst! Du aber, Musurra, eilst, was dich deine Füße tragen können, nach Puteoli und holst sofort eine Sänfte und die königliche Wache," befahl Tycheios rasch und klar.

„Ich habe" — fuhr Alarich mit einer unheimlichen Heiterkeit und Ruhe fort — „immer schon gewünscht, die Wurzel und das Endziel aller Philosophie der Menschen zu erfahren, endlich habe ich Beides bei euch entdeckt. Ich hätte gar nicht gedacht, daß die Geschichte so einfach sei."

„Eile, Musurra, eile. Ich bleibe beim König!" trieb Tycheios und Musurra stürzte mit einer Fackel vor sich herleuchtend davon.

„Warum löscht die Priesterin das Kesselfeuer aus?" fragte der König. Dann schritt er plötzlich rasch auf die alte Frau zu, heftelte sein kurzes Schwert, das er an einer Stahlkette über die Schulter gehangen trug, los und warf es in den Bottich. Die ekelhafte Brühe spritzte nach allen Seiten herum und beschmutzte auch den König.

„Nun sage mir alle deine Weisheit, aber schnell, ich habe wenig Zeit!" herrschte Alarich, wieder streng und scharf, die Chaleia an.

Die alte Chaldäerin war verschlagen und auch bis zu einem gewissen Grade scharfsinnig, aber dieses Intermezzo machte sie doch stutzig und ängstlich. Sie trat zunächst, da ihr Gesicht scharf von dem Feuer unter dem Kessel beleuchtet war, etwas in das Dunkel zurück, sodaß der König nicht mehr wie bisher aufmerksam ihre Züge betrachten konnte. Sie aber sah forschend in das Gesicht

Alarich's. Dann sagte sie langsam und mit feierlichem Humbug:

„Du bist das Ende“ — der König machte eine wilde Bewegung und drohte, ihr den ganzen Kessel über den Kopf zu werfen, weshalb sie begütigend hinzufügte — „und der Anfang! Du bist die Nacht und der Morgen, aber der Tag, den du bringst, ist trüb und mit schwarzen Wolken der Leidenschaft verhangen, die selbst dich und dein Leben überschatten. Der Sturm, der zerstörend und sich selbst verzehrend über das Meer fährt, gleicht dir. Unter deinen Tritten wächst Blut und Feuer, das dich verschlingt.“

Noch einmal blitzten die funkelnden, fiebernden Augen des Königs wild auf, aber es ist nicht das Leuchten gewaltiger Kraft und energischen Willensausdruckes, sondern es scheint mehr das Spiel entfesselter Dämonen, ein unheimliches, irres Irrlichteriren zu sein, was die scharf beobachtende Chaleia wahrnahm. Sie trat noch mehr zurück. Es sah aus, als wenn sie im Dunkel verschwinden und zerfließen möchte, aber noch einmal erhob sie die Hand mit beschwörender Geste und fuhr fort: „Du bist die Kraft, die löst und nicht zu binden weiß. Der bessre Theil von dir starb zu Ravenna. Die Götter machten dich zum Herrscher, zum Unwiderstehlichen, Unbezwinglichen, deshalb mußt du durch dich selber untergehen. Kein Sterblicher besiegt dich, König, doch du fällst den Göttern!“

Der König stieß mit dem Fuß nach dem Kessel. Dieser fiel um und rauchend, brodelnd, zischend, ergoß

sich die Brühe nach der Richtung, in welcher Chaleia noch gerade rechtzeitig im Dunkel verschwand.

„Du tolles Weibsbild du, wo bist du und wo sind deine Götter? Ich will sie sehen, suchen, mit ihnen kämpfen! Ich will sie aus der Welt vertilgen. Dem Spott und Hohn der Welt will ich sie weihen! Wo sind sie?“

Die alte Chaleia zog es vor, ihre Weisheit für sich zu behalten und hatte sich, vom Dunkel der Nacht aufgenommen, aus dem Staube gemacht. Das Kesselfeuer, das auf dem Boden ausgeschüttet war und auch die Fackel des Tycheios verlöschte ein heftiger Windstoß. Durch die Cypressen heulte der Sturm und ein geheimnißvolles Echo äffte die Worte des Königs nach: Wo sind sie, wo sind sie!

Entschlossen trat Tycheios an den König heran und sagte zu ihm:

„Gieb mir deine Hand! Wir wollen sie suchen!“

Müde strich sich der König über Stirn und Augen, plötzlich horchte er aber scharf auf, wie der Wind rauschend und pfeifend um die Felsen strich.

„Was rauscht so klagend dort am Fels entlang? Bist du es, Evermud? Ich komme,“ sagte Alarich und legte seine Hand heiß und schwer in die des Tycheios. „Komm, wir wollen die Götter suchen!“

Nun waren, wie es schien, nach Ansicht des Tycheios die Götter rückwärts, woher der König kam und er suchte ihn deshalb in dieser Richtung fortzuziehen. Aber Alarich war anderer Meinung. Mit eiserner Gewalt krampften sich seine Finger um den Arm des Tycheios und zogen

den sich heftig Wehrenden in der entgegengesetzten Richtung nach dem Averner See zu.

„Nicht dorthin, nicht dorthin!“ ächzte Tycheios.

„Doch, doch!“ sagte der König und zog ihn vorwärts. Alarich war dem Tycheios an Kraft bei Weitem überlegen. Was wollte also der letztere machen? Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn und er runzelte die buschigen Augenbrauen zusammen.

„Hör zu, König!“ sagte er nach einer Weile, „hast du nie vom Todtenfest am Avernus gehört?“

„Freilich, mein Junge! Eben deshalb wollen wir dahin! Wir wollen das sehen! Sei nur lustig!“

Tycheios erschrak. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er mitten in der Nacht, hilflos und allein mit dem König war, dessen Sinne sich immer mehr und mehr verwirrten und dessen zermalmender Körperkraft er nicht widerstehen konnte. Während er mit dem König immer weiter hinabstieg nach dem kraterförmigen See, zermarterte er sein Hirn, um einen Ausweg zu finden, wie er den König unbeschädigt wieder nach Puteoli oder auch nach Bajä bringen könnte.

„Du kennst das nicht,“ sagte er, „du weißt nicht, wie die Todtenfeste am Avernus das Leben verzehren. Bleibe fern!“

„Ich kenne es wohl, mein Junge! Hast du Angst? Du zitterst. Komm nur, komm! Ich will sie suchen, ich muß sie finden, sei es im Hades, oder beim Todtenfest des Avernus, oder auf der Insel der Seligen, oder wo immer. Ich muß sie finden. Komm, mein Junge, komm!“

Dem abergläubischen Tycheios wurde immer schwüler zu Muthe! Er glaubte sich schon von dem alten Charon gestoßen und geschlagen, hinabgeworfen in den finstern Schlamm des Orkus, gepackt von den grausigen Erinnyen, die ihn mit ihren Schlangenhäuptern erschreckten, versteinten. Er hörte das Gekreisch der Harpyen und glaubte sich bereits zerhackt und verwundet von ihren scharfen Krallen. Das Heulen des Sturmes erschien ihm schon wie das Klagen und Jammern der Tausende von Dämonen, mit denen seine Phantasie den Hades bevölkerte. All' seine schlagfertige Schlauheit und sein sprungbereiter Witz schienen ihn aus dieser Calamität nicht herausreißen zu können. Fast athemlos von dem raschen Trabe, in den der König verfallen war und in dem er Tycheios unwiderstehlich nachgezogen hatte, kamen sie an eine Stelle, wo der Weg wieder etwas freier und aussichtsreicher wurde und sich spaltete. Der eine führte hinab zum Meeresufer, der andere zog sich durch die Felsen weiter nach dem Averner See hin.

„Dort unten glänzt der See! Laß uns hier gehen!" sagte Tycheios und deutete nach dem Meeresufer. Der König blieb mißtrauisch stehen.

„Der See der Todten glänzt nicht!"

„Es ist der Mond, der sich drin spiegelt! Komm!"

„Es widerstrahlt kein Licht aus dem Averner See!"

„Doch, doch! Es ist der Abschied der Seelen aus dem rosigen Licht!"

Es gelang dem Tycheios wirklich, den König von dem Wege nach dem Averner See abzubringen und hin-

unter nach dem Meeresufer, in die Nähe von Bajä zu führen. Rasch laufend sind sie nach einer Weile schon bis fast an die ersten Häuser der Stadt gelangt, als der König wieder stehen blieb und horchte.

„Hörst du's?“ fragt er.

„Was soll ich hören?“

„Wie es klagt und jammert! Das sind die verdammten Seelen.“

In der That hörte Tycheios plötzlich einen singenden, langgezogenen Klageton durch das Geheul des Sturmes hindurch, der aus der Erde zu kommen schien. Er drängte sich furchtsam an den König an und sagte:

„Komm, laß uns eilen!“

„Nein, laß uns weilen und hören, was die verdammte Seele sagt!“

Aengstlich schaute sich Tycheios um und suchte sich in der Finsterniß zu orientiren. Er konnte sich das aus der Erde tönende Jammern und Stöhnen nicht erklären. Da hörte er eine lallende, wie blödsinnige Stimme sagen:

„Wer hat den Salat gegessen!“

Die Stimme bemühte sich scharf und barsch zu tönen und gleich darauf sagte dieselbe Stimme, aber im kläglichen, weinerlichen Tone:

„Theodahat hat ihn gegessen.“

In dieser Weise abwechselnd im Tone fuhr die Stimme fort, sich mit sich selbst zu unterhalten:

„Und warum hast du nicht davon gegessen?“

„Ich konnte es nicht. Mich ekelte!“

„Weil du Gift dran gethan hattest, alter Gauner du!“

„Nein, ich hatte nur Lattich, Kresse und das Ohr Theodahat's dran gethan!“

„Lüge nicht, Symmachus, dein eigner Sohn hat es gesehen und beschworen. Erzähle, wie war die Sache!“

„Ich traf Theodahat bei meinem Weibe, das ihn zur Nacht geladen hatte und hieb ihm ein Ohr ab. Aber mein Weib verschwor sich hoch und theuer, sie sei unschuldig und Theodahat auch. Da sagte ich, ich wolle das glauben, wenn sie ihm das Ohr zu essen gäbe. Das that sie. Am andern Tage war Theodahat aus Rom verschwunden und nun sagt man, ich habe ihn getödtet. Ach Herr, ich bin ohnehin der Unglücklichste der Menschen durch meinen Sohn, der mich des Mordes anklagt, um mich zu beerben, macht mich nicht noch unglücklicher, wie ich bin!“

„Wer prahlt da durch Nacht und Sturm, er sei der Unglücklichste der Menschen?“ rief Alarich laut, „wer redet hier von Unglück, wo Alarich steht?“

Es blieb Alles still und Tycheios sagte nach einer Pause:

„Es kommt aus den Gefängnissen und redet von meinem Vater!“

„Aus dem Hades kommt es! Komm, laß uns hinabsteigen!“ antwortete der König und wandte sich gegen ein kleines, einstöckiges Wächterhäuschen, dessen Thor aber verschlossen war. Mit seiner riesigen Körperkraft stemmte sich Alarich dagegen, wodurch die Balken nachgaben und das Thor aufsprang. Schlaftrunken liefen einige gothische Soldaten hin und her und wollten die Eindringlinge zurück-

werfen, als sie aber den König erkannten, zogen sie sich scheu und stumm zurück. Tycheios ergriff eine Fackel, die er an der Wand hängen sah und stieg dem König voran eine schmale, moderige Steintreppe hinab, die in das Innere der Erde führte. Feuchte, ekelhafte Moderluft hauchte ihnen entgegen. Sie gingen einen langen Gang entlang, zu dessen Seiten kleine, nicht einmal mannshohe Löcher für die Gefangenen angebracht waren. Theils waren sie mit Holzthüren verschlossen, theils offen und leer. Alle waren aber finster, feucht, moderig — eine Hölle, wie sie nur Menschen vom Schlage Nero's erdenken konnten. Dann wendete sich der Gang rechts ab — nach der Meerseite zu, und noch eine Treppe führte etwa dreißig Stufen tiefer hinab. Hier waren die Löcher noch kleiner und elender. Endlich blieben sie vor einer Thüre stehen, die von einem der Soldaten, die den König begleitet hatten, geöffnet wurde. Die große Gestalt des Königs bückte sich tief, um eintreten zu können und konnte sich auch in dem Gefängniß selbst nicht ganz aufrichten.

Alarich hustete und fröstelte, die Luft und die Temperatur in dem Loche waren zu scheußlich! Das gemeinste Hundewetter in den Wäldern Illyriens war noch rosiger Aether gegen diese Nacht des Grauens und Abscheu's.

Tycheios, der seine Fackel in einer Ecke des Loches festmachen wollte, damit man wenigstens etwas sehen konnte, schrie plötzlich laut auf und versank in die Erde. Nur mit Mühe konnte man ihm wieder aufhelfen. Er war in ein Loch getreten, das sich hier im Gefängniß befand. Das Loch ging sehr tief in die Erde hinein, sodaß man den Grund

weder sehen noch fühlen konnte, von unten herauf tönte aber ein unheimliches Quatschen und Plätschern. Das Loch führte direct in das Meer und war so eng und ekelhaft, daß wohl Niemand, auch der Verzweifeltste nicht, auf die Idee kommen konnte, sich dahinein zu stürzen. Nach einiger Zeit konnte der König verschiedenes in dem Gefängniß unterscheiden. Auf einem Steine sah er ein Gerippe sitzen, um das noch weiße Haut hing, die offenbar durch die lange Nacht, die es hier hatte verbringen müssen, gebleicht war. Dünne, spärliche Haare hingen ihm weiß und bis zur Hüfte herab vom Haupte. Es hätte sich aus den Haaren ganz gut ein Strick drehen lassen, an dem man sich aufhängen konnte. Eine graue, feuchte Tunika hing schlotterig um das Gerippe herum.

Als Tycheios mit der Fackel eintrat, sagte das Gerippe:

„Lösche das Licht aus, es schmerzt meinen Augen."

Unwillkürlich fuhr Alarich einen Schritt zurück. Der Ort, die Gestalt, Stimme und Erscheinung des Gerippes — Alles war so trostlos, traurig und jammervoll.

„Wie lange bist du schon todt?" fragte Alarich endlich und legte seine Hand auf die kalte, schaurig-feuchte Gestalt.

„Zwanzig Steine!" klang es hohl zurück.

Fragend blickte sich Alarich um, in der Hoffnung, daß ihm Jemand die räthselhafte Antwort lösen könne. Ein Soldat trat vor und sagte:

„Der alte Canopus rechnet schon längst nicht mehr nach Tagen und Monaten und Jahren, sondern nur nach

Steinen. An jeder Wintersonnenwende nämlich, wenn die Sonne am tiefsten steht, sendet sie einen Strahl Unterlicht durch das Meer hindurch in dieses Loch, was du hier siehst, und das gewöhnlich zur Aufnahme des Unraths dient. Von da herauf leuchtet es auch schwach in das Gefängniß herein. Dies geschieht im Jahre einmal auf etwa zehn Minuten. Canopus legt dann jedesmal einen Stein hinter seinen Sitz, hier kannst du sie liegen sehen. Das ist sein — Weihnachtsfest!"

„So lange begraben und noch nicht verfault?" sagte Alarich, fast wie ungeduldig darüber.

„Sie hatten vergessen, mich zu tödten, ehe sie mich begruben. Oh, sie wollten's ganz böse mit mir," sagte Canopus.

„Weshalb begraben?" Der König war räthselhafter Weise zornig und streng, als wenn er einen Verbrecher vor sich gehabt hätte.

„Wegen eines Salats!"

„Aus Gift?"

„Nein, aus Lattich, Kresse und einem Ohr! — Ich traf Theodahat — — —" Der Alte schnurrte in seiner blödsinnigen Weise genau wie es der König schon oben gehört hatte, seine Erzählung herunter, was einen entsetzlichen Eindruck machte. Als der Alte an die Stelle kam, wo er seinen Sohn des Meineids gegen ihn anklagt, unterbrach ihn der König heftig und schrie wild:

„Sei still, alter Weißbart, es war nicht dein Sohn. Söhne thun so etwas nicht, das thun nur Väter — —

Väter! — oh.“ Der König war außer sich und taumelte ohnmächtig zurück an die Wand.

„So!“ sagte Canopus ruhig und nachdenklich, „so war es vielleicht meine Tante oder Großmutter, du mußt es ja wissen.“

„Großvater,“ sagte plötzlich Tycheios, vor dem Alten niederfallend und mit Thränen in den Augen, „segne deinen Enkel! Dein Sohn that an seinem Sohne dasselbe, was er an seinem Vater gethan hat. Nur beschützten mich die gütigen Götter vor dem gleichen Geschick!“

„So mögen sie dich auch ferner beschützen! Kind, denke immer an das Ohr des Theodahat und wie es an mir gerächt wurde.“

„Laß Theodahat, Großvater, er ist todt!“

„Durch wen?“

„Laß es sein, nicht durch dich! Er lebte noch vor zwei Jahren und du sitzt schon zwanzig Jahre hier. Aber die Götter walten wunderbar — Theodahat starb durch mich!“

„War er schuldig?“

„Frage die Götter, ich weiß es nicht!“

„Die Götter!“ fuhr Alarich plötzlich wild schreiend auf, „die Götter! Hast du die Götter lieb?“

„Ich habe keinen Grund dazu,“ sagte Canopus.

„So komm, wir wollen sie suchen. Ich habe auch keinen Grund dazu. Wir wollen uns rächen, sie zur Rede setzen, weshalb sie gerade auf uns des Unglücks wilden Wust gehäuft, aus Millionen Menschen gerade uns verdammt zum Jammer und unaussprechlichem Weh, komm!“

Er zerrte den alten schwachen Mann heftig empor und führte ihn hastig hinaus. Auf der zweiten Treppe brach Canopus entkräftet zusammen. In der Dunkelheit faßte der König wieder Tycheios an und schleppte ihn, in der Meinung, er habe Canopus erfaßt, hinaus in die Nacht.

Vergebens machte Tycheios angstvoll den Soldaten Zeichen; ehe sich's Jemand versah, war der König im wilden Lauf in der Nacht verschwunden und Niemand wußte, wohin man folgen sollte.

Der Averner See ist das Auge des Hades. Seine Tiefe ist unergründlich, seine Ufer steigen kreisrund hoch empor und sind mit dichten, wilden Wäldern, mit Korkeichen, Buchen, Nadelhölzern bewachsen. Das Brausen des Sturmes wird hier zum gespenstischen Seufzen, das Aechzen der Wälder zum Heulen der Verdammten — so unheimlich und finster ist die Scenerie. Der See haucht giftige Dünste aus, sodaß Vögel, die etwa im Fluge darüber hingleiten wollen, todt aus der Luft herabfallen. Alles Leben verschwindet von seinen Ufern und aus seiner Nähe, sein Odem haucht Tod.

Seine Entstehung liegt in den Fabelzeiten. An seiner Stelle war früher ein feuerspeiender Berg, der das Land mit Untergang und Verderben bedrohte. In den Kämpfen der Titanen und Götter wurden erstere durch die hilfreichen Gewässer eingeschlossen, sodaß sie nur trübe und dunkel das Licht des Himmels und der Sterne durch die Gewässer hindurchscheinen sahen. Nur einen Schleichweg haben sich die Geister des Hades freihalten können. An

der Nordwestseite des Sees befindet sich die tiefe, unerforschliche Höhle der Sibylle, die in den Mittelpunkt der Erde, in das Reich des Pluto führt. — —

Grausig widerhallte die gewaltige Stimme Alarich's von den steilen Ufern des Sees. Fieberwahnsinn umnachtete ihm Herz und Verstand.

„Die Natur ist gestorben!" rief er wild. „Väter morden ihre Söhne und Söhne ihre Väter — was sollen wir noch leben? Das Maaß des Weh's ist voll! Komm, komm, rasch hinab in die sternenlose Nacht, wo sich Qual und Schande verbirgt, die die Welt nicht tragen kann!"

Tycheios zitterte und betete. Je näher er der verfluchten Höhle kam, um so unsicherer, widerstrebender wurden seine Schritte, denn sein Aberglaube erschien ihm weniger Wahn als das Fieber des Königs es war. Neben der Furcht für das eigene Leben hegte er aber noch größere Befürchtung für das des Königs, und hundertmal sah er sich hilfesuchend um, ob Musurra mit der rettenden Begleitung noch immer nicht sichtbar würde. Das Unglück machte auch ihn mißtrauisch gegen die Götter. Die Größe Alarich's war ihm kein Trost. Nachdem er gesehen hatte, was Unglück und Kummer aus dem gewaltigen Mann gemacht hatten, den er stets für berufen gehalten hatte, die Welt zu reformiren, wie er heruntergeschleudert worden war, von seiner allmächtigen Höhe durch das tückische Schicksal, versunken in die Nacht des Wahnsinns und der Ohnmacht, schon vor seinem Tode nur noch ein Schatten dessen, was er war, — konnte er nicht mehr glauben, daß die Götter gnädig sein Leben

beschützten, todt oder nicht, Alarich war ja doch nicht mehr Alarich! Das Schicksal hatte seine Größe zerfressen, das Unglück ihn von seiner Höhe zu Boden gedrückt.

Als sie endlich an der Höhle angekommen waren, huschte das Mondeslicht noch einmal über die finstere, unheimliche Landschaft hin und Tycheios versuchte noch einmal mit aller Kraft, den König zurückzuhalten.

„Nur einen Moment,“ hauchte er, „nur einen kurzen Augenblick laß mich das Leuchten des Himmels noch bewundern, wer weiß, ob ich es je wieder kann! Noch einmal laß mich die balsamische Luft der Erde schlürfen, ehe die Lungen für ewig sich anfüllen mit dem eklen Dunst und Schwefel der Unterwelt. Oh wie schön, wie göttlich ist die Welt, auch die jämmerlichste, wenn man Abschied von ihr nimmt. König Alarich, auf den Knieen beschwöre ich dich, bleibe fern von der verfluchten Höhle, die uns hier ihren geheimnißvollen Rachen, ihre sternenlose Seufzernacht entgegengähnt! Wirf es nicht von dir, das Leben, das höchste Gut, was die Götter schenken können, würdige es nicht als ein Undankbarer, wirf es nicht gewaltsam von dir, tödte dich nicht selbst!“

„Komm,“ pressirte Alarich, „komm, es sind nur noch wenige Schritte. Bettle doch nicht um das, was des Bettelns nicht werth ist und komm!“

Noch einmal warf der zum erstenmale in seinem Leben verzweifelnde Tycheios hilfesuchende Blicke um sich, aber der düstere Wald, der den See auf allen Seiten umgab, verhinderte jede Aussicht. Er hörte und sah nichts als das grausige Toben einer wilden Sturmnacht. Dann

trat er mit dem König in die Höhle ein, in eine Nacht, in die nie Sterne leuchten.

Da weder Tycheios noch der König eine Fackel trug, so war die Finsterniß bald eine blinde und vollständige, denn auch der schwache Wiederschein vom Eingang her verlor sich schon nach den ersten Schritten. Die Luft war kalt und feucht. Ein merkwürdiges Brausen erfüllte die Höhle, wie von rauschendem Wasser oder von einem fernen Wasserfall, das vier- oder fünffaches Echo an den Felswänden der Höhle machte.

„Das ist wahre Höllenmusik," murmelte Tycheios vor sich hin und bemühte sich, dem stürmisch vorwärts eilenden König möglichst besonnen und vorsichtig zu folgen. Dabei hatte er aber doch das Gefühl, als müßte er bei jedem Tritt den Boden unter den Füßen verlieren und in einem Abgrunde die Beute irgend welcher Ungeheuerlichkeit werden.

Der Boden unter ihnen war feucht und kothig. Große Steine und Felsstücke lagen im Weg. Soweit Tycheios gewahr werden konnte, ging der Weg immer abwärts. Oft stießen sie an eine Wand und mußten wenden, um den Windungen der Höhle zu folgen. Das Rauschen und Brausen, das die ganze Höhle durchhallte, kam immer näher und wurde deutlicher hörbar, bis sie endlich fühlten, wie das Wasser über ihre Füße floß. Das Wasser hatte eine starke Strömung, mußte also viel Fall haben und stürzte vielleicht gar in der Nähe von einem Felsen herab oder in einen Abgrund hinein, so stark wurde das Getöse.

„Halt, nicht weiter!" schrie Tycheios laut, „wir versinken und ertrinken in dieser farblosen eklen Brühe."

Das Brausen des Wassers verschlang seine Worte, und immer vorwärts fühlte er sich von der Hand Alarich's gezogen. Noch etwa zehn Schritte und er stand bis zum Gürtel in einer starkströmenden eiskalten Fluth. Noch eine Hand breit tiefer und er konnte sich nicht mehr gegen den Strom des Wassers halten, und wo es dann hinging, war unabsehbar. Nur der Untergang schien gewiß! Da blieb er stehen. Trotz der Aufregungen dieser Nacht, die ihn körperlich und geistig aufzureiben drohten, entwickelte Tycheios in diesem Momente eine solche furchtbare Kraft, daß er sowohl dem Wasser wie dem König Stand zu halten vermochte. Aber es schien, als wenn sich alle Schrecken dieser wüsten Unterwelt auf den armen Tycheios häufen wollten, denn kaum hatte er Stand gehalten, so fühlte er, wie sich die Finger des Königs von seiner Hand lösten. Ein furchtbarer Verdacht schreckte ihn zu äußerster Kraftentfaltung auf. Wie ein Löwe stürzte er plötzlich nach der Richtung wo Alarich stand, vorwärts — und wenn er in einen Abgrund gesprungen wäre, er wollte um keinen Preis von dem König lassen. Schon im nächsten Augenblick konnten ihn Wasser und Finsterniß verschlungen haben, und dann war Alles vorbei! Er faßte ihn um den Leib und rief ihm zu:

„Die Gothen haben einen Helden zum König gemacht, nicht eine Memme, die sich kernfaul und schicksalsmüde von ihnen stiehlt, sie verläßt, wenn sie am Nöthigsten der Führung bedürfen! Wache auf, Alarich! Deine Gothen rufen dich! Dein Volk verlangt nach dir!"

„Siehst du sie schweben? Siehst du sie winken?

Nemessa und Evermud erwarten mich. Hinunter, hinunter!"

Tycheios fühlte die Hände des Königs auf seinen Schultern. Er fühlte, wie er ihn gewaltsam unterdrücken wollte. Brust gegen Brust rang er mit ihm, aber mit dem ihm auch in höchster Noth eigenen, klaren Verstand sagte er sich, daß bei diesem Kampf das Ende sein wird, daß alle zwei von den Wässern überwältigt und fortgespült würden. Trotzdem wurde er nicht laß und hoffnungslos. Er fand seine Pflicht in der Aufbietung seiner letzten Kräfte. Da fiel plötzlich der Kopf des Königs mit einem gellenden Schrei hinten über und der ganze colossale Körper Alarich's sank wie eine todte Masse in den Armen des Tycheios zusammen. Mit dieser centnerschweren Last stand dieser nun allein in dieser grausigen Nacht, bis an die Brust im heftig strömenden Wasser, ohne klare Idee, wo es vorwärts und wo es rückwärts ging, ohne Wissen, ob er einen lebenden Menschen oder eine Leiche im Arm hielt. Er stemmte sich zunächst mit aller Macht gegen das Wasser, um nicht zu Falle zu kommen. Eiskalt und gurgelnd umspülten ihn die wilden Wellen. Allein hätte er sich mit leichter Mühe retten können, so aber war es für ihn eine übermenschliche Aufgabe. Vorsichtig tastete er mit dem Fuß, wo sich das Terrain erhob, und erst nachdem er das richtig herausgefunden hatte, setzte er ihn fest. So gelang es ihm, die Richtung wieder zu finden, aus der sie gekommen waren, und sich keuchend und ächzend aus dem Wasser herauszuhelfen. Kaum fühlte er sich von diesem ärgsten Feind frei, als auch seine zitternden Kniee

unter ihm zusammenbrachen und er auf den Boden hinfiel. Aber noch im Fallen war er darauf bedacht, daß sich der König an dem Gestein nicht verletzen sollte, und so fiel er zu unterst, der Körper des Königs auf ihn. Auch er fühlte seine Sinne schwinden und eine Ohnmacht nahen. Er wußte nicht, ob er noch weit vom Ausgange der furchtbaren Höhle entfernt war oder nicht, als er einen schwachen Lichtschimmer bemerkte. Ein lauter Hilfeschrei entrang sich seiner Brust, der fast wie ein Jubelruf, ein Wiederaufleuchten der Hoffnung klang. Dann sah er auch Fackeln sich hin- und herbewegen. Er rief wieder, aber er erhielt keine Antwort. Das tolle Brausen des Wassers verschlang Alles. Er versuchte sich wieder zu erheben — vergebens! Alle Muskeln zitterten und kalter Schweiß bedeckte ihn.

„Die Hilfe ist so nahe,“ seufzte er schluchzend, „und ich kann sie nicht erreichen!“

Die Fackeln schienen wie Irrlichter vor ihm her zu tanzen, kamen aber immer näher, und nach einer Weile hörte er eine menschliche Stimme rufen: „Tycheios, Tycheios!“

„Musurra, Musurra!“ schrie Tycheios, so laut er konnte.

„Hinunter, hinunter! Rasch vorwärts, sie müssen hier sein, wir haben sie!“ hörte er von Weitem sagen.

„Hierher, Musurra, hierher!“ rief Tycheios noch einmal, dann sank auch er auf das nasse Gestein zurück, wie leblos. —

Die Fackeln kamen, Musurra kam und der alte Arzt Hastalf kam. Die Wache kam, und die Sänftenträger aus Puteoli kamen und endlich fanden sie sie. Einer lag auf

dem Andern, Alarich oben d'rauf. Musurra kniete bei ihnen nieder und weinte. Mit großem Gepolter und vieler Hast wurden Sänften in die scheußliche Höhle gebracht. Tycheios blutete an den Armen und an der Stirn. Alarich war eiskalt und naß vom Kopf bis zu den Füßen; er stöhnte hin und wieder, sprach unverständliche Worte, verwechselte Musurra mit Nemessa und wollte durchaus den alten Canopus zum Präfecten von Rom machen. Seinen Sohn Symmachus, der schon lange todt war, sollte man sofort — „aber sofort", sagte Alarich ausdrücklich — an den Haaren seines Vaters aufhängen. Olympius sollte durchaus die alte Hexe Chaleia heirathen, dann sollten sie beide gekocht werden und die Brühe dem Kaiser Honorius nach Ravenna zum Frühstück geschickt werden — — Sonst sprach Niemand ein Wort! Nur Schluchzen und Weinen hörte man. Es war ein todestrauriger Zug, der sich langsam und feierlich nach Puteoli zurückbewegte! —

VIII. Wer erfreute sich des Lebens, Der in seine Tiefen blickt? (S.)

Niemand! — Deshalb blicken die Menschen auch nicht hinab. Wer soll sich das Leben verkümmern, so lange der Kummer nicht von selbst kommt? Er bleibt ja doch nicht aus!

Das mag feig klingen, es ist aber eine Thatsache in der Geschichte, wie in unsern Tagen.

Es fiel den Gothen gar nicht ein, an den Tod Alarich's zu denken oder dessen Consequenzen in's Auge zu fassen. Alarich war kaum 37 Jahre. In solchem Alter stirbt man nicht! Er hatte sich von seinem Unfall in Rom rasch wieder erholt, warum sollte er sich von seinem neuerlichen Unfall in Bajä nicht erholen? Uebrigens wußte Niemand Näheres darum, Viele wußten gar nicht, daß und wie sehr er krank war.

Es verstand sich also von ganz allein, daß man mit aller Kraft an die Wiederherstellung der Flotte ging, der Silawald und andere Wälder Calabriens hatten zu büßen, was der Sturm und das Feuer in einer Nacht an der gothischen Flotte geschadet hatten. Immer südlicher wurden

die Truppen vorwärtsgeschoben, um der Kornkammer Italiens — Sizilien und Afrika — näher zu kommen und für Eingeweihte und Uneingeweihte war die Eroberung Afrika's nur eine Frage der Zeit. Wer sollte ihnen denn Widerstand leisten? Ein Kaiser, der in einer Sumpffestung eingeschlossen ist? ein Reich, das selbst seine Hauptstadt nicht zu schützen vermag, wird auch den Zug der Gothen nach Afrika nicht hindern. Und war erst Afrika in Alarich's Hand, dann sollte der Kaiser Honorius schon zahm und mürbe werden.

Unter diesen Umständen und Aussichten setzten die Gothen ihren Marsch immer weiter nach Calabrien hinunter fort. Die übermüthige Siegerlaune machte sie zuversichtlich, dreist, jede Gefahr verachtend.

Alle Straßen, die von Neapolis südlich führten, waren mit endlosen Wagenzügen, die Beute und Troß bargen, mit Truppen, Reitern und bepackten Maulthieren überfüllt. Das unausbleibliche Gefolge solcher Züge verbreitete sich, wie früher über Venetien und Etrurien, jetzt über Campanien und Calabrien, Geierzüge folgten den Verwüstungen — aber den König Alarich sah Niemand mehr. Die Siege seines Volkes widerten ihn an. Er wollte nichts und Niemand mehr sehen und der jetzt allmächtige Hastalf, der alte weißbärtige Leibarzt des Königs, unterstützte ihn darin. Absolute Ruhe — nichts von Krieg und Feldzug, nichts von Blut und Leichen, Verwüstung und Elend, Beute und Ausschweifung — nur Ruhe, das war seine Medicin. Er hatte nach vielen Kämpfen sich endlich bewegen lassen, den König, der sehr krank war, von

Puteoli aufbrechen zu lassen — aber zu Schiff. Auf einer soliden Trireme glitt er geräuschlos dahin über das ruhige, wonnige tyrrhenische Meer, entlang den malerischen Felsküsten Calabriens, nur von wenig Schiffen und geringer Begleitung umgeben.

Auf dem königlichen Fahrzeug befand sich auch jung Gauchos auf ausdrücklichen Befehl Alarich's. In Folge dessen ward es als selbstverständlich angesehen, daß auch Prinzessin Placidia auf dem Schiffe weilte. Nicht weil jung Gauchos unzertrennlich von dieser gewesen wäre — sie war ja noch nicht vermählt und wer weiß, welche Schwierigkeiten sich noch dieser Vermählung widersetzten — sondern weil die kaiserliche Gefangene als zum königlichen Hause gehörig angesehen worden war.

Gauchos lag wie seiner Zeit beim Festmahl des Olympius jetzt auch auf Deck der königlichen Trireme auf einem bequemen Lager an der Seite der Prinzessin, das Auge trüb und grüblerisch über die weite blauleuchtende Fluth gerichtet. Mit glitzernden, feuchtschimmernden Augen sah ihn die schöne Placidia an und sagte mit schmollendem Vorwurf:

„Ist das die Miene des Triumphators von Rom? Sieht der im Gothenvolke jetzt allmächtige Gauchos seine Siege so finsteren Auges an? Sei fröhlich, Gauchos, oder sage mir, was dich bedrückt.“

Sie strich ihm mit der feinen, schmalen und weißen Hand sanft über die Stirn, um die Falten wegzuwischen. Aber Gauchos wehrte ihr und die Falten blieben.

„Laß das, Placidia,“ sagte er dumpf, „mir ist das

Herz voll zum Zerspringen, und unheilvolles Ahnen umdüstert mir die Seele."

„Wenn du mich liebst, so sprich zu mir, Gauchos."

„Hast du die Boten deines kaiserlichen Bruders nicht gehört?"

„Was kümmern uns die kaiserlichen Boten!"

„Der Kaiser verweigerte mir, dem gothischen Phylarchen, deine Hand. Das Blut des Theodosius, sagt er, sei nicht für den Barbaren," fuhr Gauchos empört auf.

Placidia lächelte fein. Sie zuckte mit den langen, seidenweichen, schwarzen Wimpern, als wenn sie eine Thräne zerdrücken möchte und senkte die Augen. Dann sagte sie langsam:

„Mein Bruder Honorius verweigerte dir auch Rom, und du nahmst es doch."

„Rom nahm ich mit dem Recht des Kriegers und nach dem Willen meines Königs. Mit welchem Rechte nehme ich dich?"

Placidia sah ihn überrascht an. Schalkhaft seufzte sie tief auf und sagte nach einer Pause mit einer feinen Ironie:

„Ja, unser Geschick ist recht grausam!"

Gauchos war ein vollständiger Barbar. Gauchos merkte nichts von den verstohlenen feuchten Blicken, von dem sehnenden Verlangen, von der ungeduldigen Coquetterie der Prinzessin. Wild fuhr er auf von seinem Lager und mit den Armen die Luft durchschneidend, rief er laut:

„Aber wenn sich auch alle Kaiser und Könige der

Welt zwischen uns stellten, mein bist du, Placidia, mein gegen eine Welt."

Placidia lehnte ihren Kopf vertraulich gegen seine hohe Brust, er beugte sich über sie und küßte sie lange und innig auf die Stirn. „Was regt er sich nur so auf," dachte Placidia während des langen Kusses bei sich, „das war ja längst beschlossene Sache." Dann sagte sie zu ihm:

„Doch das ist's nicht allein, was dich bedrückt, Gauchos, rede weiter. Du weißt, ich kann gar manches in Rom und in Italien machen. Vertraue mir, ich helfe dir, was es auch sei."

Gauchos seufzte leicht auf und ließ den Blick wieder über die weite Wasserwüste schweifen, die in der Sonne schillernd und glitzernd das Schiff umgab. Fast unhörbar schlugen die Ruder das Wasser, sodaß es kleine geräuschlose Strudel machte. Das Meer lag ruhig und war nur wenig gewellt von einem erquickenden Nordwind, der kühl über das Meer fahrend, die glühenden Strahlen der calabrischen Herbstsonne milderte. Nur um den hastenden Kiel plätscherten die Wellen leise — wie einlullend in vergessende Träumerei. — Das Wetter war wie für den kranken Alarich gemacht, der schlafend, oder träumend, oder horchend unter seinem Zelt am hinteren Theil des Schiffsdeckes lag.

„Laß es gut sein, Placidia," sagte Gauchos endlich, ein Weiberarm fruchtet hier nichts. Es giebt Sorgen, die, einmal wachgerufen in der Brust des Redlichen, sich nie mehr bannen lassen, und fort und fort Gemüth und Herz

belasten. Besser also ist's, du weißt davon nichts, als daß dich drückt, was du nicht ändern kannst!"

Galla Placidia ließ traurig den Kopf sinken, drückte sich schmeichelnd an ihn heran und sagte leise und langsam:

„Du hast mir's versprochen!"

„Was habe ich dir versprochen?"

„Daß ich sollte dein Weib sein in Freud' und Leid, in Sieg und Tod, in Herrlichkeit und Noth — wie's bei euch Brauch. Ich war so stolz darauf, daß du nicht eine Römerfrau, sondern eine ganze Frau aus mir machen wolltest, und nun — —"

„Nun?" fragte Gauchos, noch immer im Unklaren.

„Nun nimmst du mir den besten Theil von meinem Stolz. Kann ich dir auch nicht helfen, kann ich doch mit dir tragen."

Galla Placidia war nicht nur eine schöne Frau, ihre Augen funkelten nicht nur Liebe und Genuß, sie hatte sich in ernster Gedankenarbeit vertieft, veredelt, erzogen. Mit zärtlichem Vorwurf wendete sie die Augen zu Gauchos empor; sie heischten Vertrauen, Mitgefühl, Zusammengehörigkeit. Sie faßte mit der Hand unter seine Toga und legte ihren Arm um seine mächtige Hüfte. Sie schien körperlich ein Kind gegen ihn, aber ihre Augen ließen sie an Geist und Gefühl ihm ebenbürtig erscheinen.

„Höre mir zu," sagte Gauchos und legte ihren Kopf zart an seine Brust. Während sie beide lauschend und träumend mit den Augen die weiten Wasserflächen durchmaßen und ihre Blicke über die blauen Küstenberge Calabriens dahinglitten, fuhr der junge Phylarch fort:

„Als ich das erste Mal nach Rom kam, als Abgesandter Alarich's — du weißt's wohl noch — stand Rom und Reich noch auf gesunden Füßen. Was aber hat in dieser kurzen Spanne Zeit uns das Geschick gebracht? Stilicho und Alarich waren die Säulen, auf denen Ost- und West-Rom ruhten. Sie waren einig und ehrlich, auf Generationen hinaus schien gesorgt. Da stürzte die eine Säule zusammen. In jener furchtbaren Nacht von Ravenna, die ich mein Lebenlang nicht aus dem schaudernden Gedächtniß bringen werde, erlag Stilicho seinen Mördern. Der Streich, der Rom aufrichten sollte, stürzte es vollends nieder, und Roms Eroberung war nur möglich nach Stilicho's Ermordung. Ein wildes Verhängniß stürzte Rom hinab in die Nacht der Ohnmacht und des Untergangs. Das Reich, dessen Kaiser sich dein Bruder nennt, zerfiel, zerfällt noch immer mehr, je starrer sich dein Bruder dem Frieden widersetzt, den billigen Bedingungen Alarich's Gehör zu schenken weigert. Nun liegt die wilde Furie, die lohende Gluth des Krieges im Reiche selbst. Dein Bruder ist ein Kaiser ohne Reich, und Alarich hat ein Reich im Besitz, dessen Rechtstitel und Verwaltung anzueignen er sich scheut. —“

Gauchos machte eine kleine Pause, seufzte tief auf und fuhr dann mit etwas matter, zitternder Stimme fort:

„Nun sieh den König an, Placidia, die zweite Säule wankt! Wenn der König — — wenn der König stirbt! Placidia, was wird aus Rom und dem Reich? Was aus dem armen verwaisten Volk der Gothen, und was wird aus dem Kaiser? Wer begegnet den endlosen Wünschen,

Begierden und Gewaltthaten im Reich, wer schützt meine Gothen vor Entartung und Untergang? Oh — oh, was wird aus uns? Wir sind alle ein Volk von Kindern! Munter, kühn, verwegen unter seiner Führung, verwaist, zerfallen, vertrauert ohne ihn. Placidia, es folgt sich Nacht auf Nacht, und eine Nacht ist immer schwärzer als die andere."

Gauchos stand wieder ruhig da, nur seine Brust arbeitete aufgeregt und beklommen.

Nach einer nachdenklichen Pause schaute Galla Placidia mit ihren schönen klugen Augen wieder empor und sagte:

„Bist du für den Frieden mit dem Kaiser?"

„Für den ehrenvollen Frieden, ja," antwortete Gauchos. „Man kennt die Gothen ja doch wohl genug," fügte er dann langsam hinzu. „Wir geben gern des Kaisers, was des Kaisers ist, wir stehlen keine fremden Kronen, die Gothenkrone glänzt auch schon für sich wohl hell genug. Doch sind wir auch ein kräftig, streitbar Volk — der Kaiser hat's erfahren — wir können uns unsere Existenz nicht schmälern lassen, wir wollen Platz, Raum, Luft und Freiheit, die Freiheit, die der Kraft gebührt! So wollen wir den Frieden, so will ich ihn."

Das Schiff schwankte leicht, der König trat schweren Schrittes aus seinem Zelt. In seiner Hand hielt er den Schaft eines gewaltigen Speeres, auf den er sich — die Spitze nach unten gekehrt, stützte. Wirr und unordentlich umgaben die Haare sein großes, bleiches Gesicht, selbst das Haar sah um einen Schein heller — bleicher — aus.

Die Augen starrten mit einem ganz unbeschreiblichen Ausdruck vor sich hin, wie etwa bei Jemandem, der, aus einem langen Irrthum aufwachend, vergeblich sich auf etwas zu besinnen sucht. Gleichwohl aber machte dieses starre Suchen der Augen einen unendlich wehmüthigen, traurigen Ausdruck. Die riesige Toga, die faltenreich und dunkel über seinen Körper herabfiel, verbarg etwas die gebeugte Haltung, umsomehr fiel es aber auf, daß der riesige, wilde Kopf mehr zwischen den Schultern hing als stand. Doch immer noch machte die ganze Gestalt Alarich's einen großartigen, machtvollen Eindruck, die Genickmuskeln, die sich blendend weiß und riesenhaft aus der Toga heraus abhoben, schienen noch Weltenlasten tragen zu können, die großen dunkelblauen Augen blickten immer noch mit durchbohrender furchtbarer Energie aus den buschigen Augenbrauen und die riesige Gestalt selbst ermangelte noch immer nicht der Größe, der kühnen Wildheit, der Majestät, — und doch ist es nur noch eine Ruine von dem was war.

Placidia küßte ihm die Hand, während Gauchos grüßend ein Knie beugte. Mit hastiger, zitternder Gewalt stieß Alarich mit dem Speer, den er in der Hand hielt, auf den Boden, sodaß die Spitze sich tief in den Holzboden einbohrte, und sagte mit einer eigenthümlichen, gar nicht mehr wie sonst zuversichtlichen Stimme:

„Was will denn der Kaiser? Ein gothischer Phylarch ist mehr als ein Kaiser von Rom heutzutage, und die Tochter des großen Theodosius wahrt ihre Größe besser, wenn sie die Frau eines gothischen Phylarchen

wird, als wie der Kaiser, wenn er der jämmerliche Sohn eines großen Vaters bleibt. Es ist eine Schande, einen so großen Vater zu haben und ein so erbärmlicher Herrscher zu sein."

„Und doch kann ich ohne seine Einwilligung eine giltige Ehe mit Placidia nicht schließen," sagte Gauchos halblaut.

Der König lachte sonderbar, als er sagte:

„Nun, das wird sich bald zeigen, ob sie giltig ist oder nicht!" Placidia wurde roth und Gauchos schaute verlegen auf das Meer, als Alarich plötzlich wieder tiefernst und finster fortfuhr:

„Gauchos, ich habe Wichtiges mit dir zu reden! Die Stunden, die ich dazu habe, werden mir immer kostbarer, drum eile und rufe mir Polynykos, den Schreiber, her! Auch Ragnachar, Childerich und Godegiesel, Amrud Silarchus und Gundamur sollen zusammenberufen werden, um meinen Willen zu vernehmen."

Der alte Hastalf trat besorgt hinzu und sagte warnend:

„Verzeih, mein König, traue nicht einem momentanen Wohlbefinden und schone dich noch. Du mußt dir Ruhe gönnen, willst du leben."

„Still, Alter! Es handelt sich um mehr, als was Alarich noch ist. Geh und rufe Polynykos, du Gauchos, komm," sagte der König und trat langsam und wankend in sein Zelt zurück, wohin ihm Gauchos nach einem kurzen Abschied von Placidia folgte.

Placidia blieb allein auf dem Deck des Schiffes. Sinnend ging sie hin und her. Sie glaubte zu wissen,

um was sich die Berathung der Männer drehte, aber sie war doch ein Weib, sie möchte Sicherheit haben, Gewißheit, was dort im Zelt verhandelt wurde. Sie lehnte sich wie von ungefähr an den Mast des Schiffes und blieb dort, scheinbar in ihre eigenen Gedanken versunken, horchend stehen. Nach einer Weile hörte sie endlich die durchdringende volle Stimme des Königs sich lauter erheben, mit der er sagte:

„Frieden mit Rom?! Armer Gauchos! Ich habe Rom zu Grunde gerichtet, um Frieden mit ihm zu haben, und sehe mich nun doch betrogen. Frieden mit Rom! Rom ist der tausendjährige Sieger, mit Rom kann ein freier Mann nie Frieden machen!“

Erregt lauschte Placidia weiter. Aber die ruhigeren Töne der Erwägungen und Bedenken, welche nicht zu ihr drangen, beherrschten die Verhandlung immer mehr und endlich hörten auch diese auf und der Schreiber Polynykos waltete in Stille seines Amtes. Da stieg sie nachdenklich hinab in das Innere des Schiffes und suchte ihr Lager auf.

Am andern Tage erreichte man den kleinen Hafenort Paula. Hier hatte der König beschlossen, an das Land zu gehen und den Weg nach Cosenza zu Pferd zurückzulegen. Der alte Hastalf hatte sich dagegen vergebens aufgeregt. Vergebens hatte er von der dicken schädlichen Fieberluft des Landes, von den mit Heergeräth, gelärm- und staub-erfüllten heißen Straßen, von der kühlen, wohlthätigen reinen Meerluft gepredigt. Der König ging mit seinem Gefolge an's Land, um seine Heerführer und

Großen des Volkes, die nach Cosenza zusammenberufen worden waren, zu treffen. Alles, was Hastalf erreichen konnte, war, daß man in Paula die Nacht abwartete, um den Ritt über das Gebirge in kühler Ruhe zu machen. —

Calabrien war zu jener Zeit bedeutend mehr bewaldet, aber auch unwirthlicher und noch weniger bewohnt als jetzt. Außerhalb der wenigen Städte, die meist hoch auf den bergigen Erhöhungen gelegen waren, welche in gleicher Weise ein Schutz gegen Fieber und kriegerische oder räuberische Ueberfälle waren, hatte das Land keine Einwohner, wenn man von den Hirten und einigen Bauern absah, die da und dort in elenden, meist einzeln stehenden Häusern und Hütten nächtigten. Das platte Land war noch viel mehr als jetzt wegen seiner Fieberluft verrufen, und die Leute, die es bewohnten, leisteten diesem üblen Rufe durch ihr gelbes, dürftiges und elendes Aussehen allen möglichen Vorschub.

Bald nach Einbruch der Dunkelheit brach man von Paula auf. Es war eine weiche, etwas schwüle Luft und um die nahen Berge, die man zu übersteigen hatte, woben sich fahle Nebelschleier, die in dem aufgehenden Mond bald heller, bald dunkler erschienen und bald gelblich, bald bläulich — je nachdem sie der schwache Nordwind zu mehr oder weniger dicken Knäueln zusammenballte, leuchteten. Oft nahmen sie die Gestalt compacter Massen an und verschoben als solche die Contouren der Berge, sodaß die Gipfel bald höher, bald breiter erschienen als sie wirklich waren, bald neue Gipfel entstanden, die dann hornartig vornüber hingen, oder in wunderlichen Win-

dungen sich in den Aether erstreckten, kurz, unglaubliche und unnatürliche Formen annahmen.

Es war ein wunderbarer Ritt, den der Reitertrupp — an sich selbst schon durch seine Erscheinungen, durch die Rüstungen der Reiter, die abenteuerlichen Formen von Bagage und Troß, durch die Sänften der Frauen, die Fackelträger, Lastthiere und dergleichen phantastisch genug, — zurücklegte. Auf schmalen Saumpfaden, Mann für Mann, Wagen für Wagen wand sich der Zug in die Gebirge hinein. Der Mond malte getreulich die Schatten der mit Schild und Lanze bewaffneten Reiter, der zweirädrigen Fourage- und Beute-Karren, der Sänften, mit ihren halbnackten Trägern, der Lastthiere ꝛc., an die Felswände, über die Halden; gewissenhaft und in bestimmten Proportionen gab er sie wieder, im Gegensatz zu den hin- und hereilenden Fackeln, die bald ungeheuerliche Riesenschatten logen, die sie über Felswände hinweg oder in Abgründe hineinwarfen, bald kleine winzige, unförmliche dicke Schatten machten, auf welche Pferde und Menschen traten, und über die die Räder hinweggingen.

Auch gesunde und wenig phantastische Menschen wie Tycheios und Gauchos wurden von den ewig wechselnden Formen, von der Beleuchtung des Mondes, die bald tiefe, schwarze, geheimnißvolle Schatten, bald leuchtende, glänzende, glitzernde Flächen bildete, von den schwebenden und webenden Nebelmassen, die sich da und dort bald zusammenballten, bald in lange dünne Fäden oder Bänder auflöste, und lautlos die Felswände hinauf- und hinunterwogten, angeregt, aufgeregt, gefesselt, sodaß sich des Zuges

immer mehr und mehr ein staunendes, beobachtendes Schweigen bemächtigte. Es war als wenn sich Alles gegenseitig angestaunt hätte. Die Gothen hatten eine solche calabresische Nacht noch nicht gesehen und auch Calabrien hatte noch keine Gothen gesehen.

Der Weg stieg bergan, die Pferde und Maulthiere keuchten. Das war die einzige Unterbrechung der schweigenden Ruhe der Mondnacht. Kein Vogelschrei, kein aus dem Nachtschlaf aufgescheuchtes Thier — man ritt über Fieberfelder, die die Thiere meiden.

„Siehst du sie schweben?“ sagte Alarich zu dem neben ihm reitenden Hastalf. Erschrocken schaute der alte Mann seinem König in's Antlitz. Er hatte im Laufe des vergangenen Tages Freudenthränen über das gute Befinden Alarich's geweint und jetzt schien wieder plötzlich alles vergebens — vorbei!

„Wen soll ich schweben sehen, theuerster Herr?“

„Sie halten sich beide umschlungen, wie selige Kinder und eilen den Wolken zu. Siehst du sie winken?“ sagte der König wieder, den Blick immer in die Höhe gerichtet, wo feuchte Nebelschleier um die Felsen strichen.

„Ich sehe nichts als das Mondlicht, das im Gewölk sich spiegelt, mein König, besinne dich. Es schwebt nichts als leichter Nebel, ein Product des Temperaturunterschiedes zwischen Tag und Nacht, nichts weiter,“ sagte Hastalf zuredend.

„Sie winken immer zu und schweben immer höher. Ich komme, ich komme!“

Der König röchelte wunderbar, ließ die Zügel fahren

und reckte beide Arme hoch über sich in die Luft, als wenn er irgendwo hinaufsteigen wollte.

„Zu Hilfe, zu Hilfe, der König fällt,“ rief Hastalf und suchte Alarich auf dem Pferde zu halten.

Aber der König glitt wie todt zur Seite und fiel einem hinter ihm reitenden baumlangen Thracier in die Arme.

„Es ist die verfluchte Fieberluft, die Landluft. Ich hab's gefürchtet,“ jammerte Hastalf, „wären wir auf dem Meere geblieben. Er war so gut auf dem Meere.“

Da half kein Jammern mehr, der König athmete immer hastiger und stürmischer. Stoßweise rangen sich heiße Seufzer aus seiner Brust und seine Gesichtsfarbe ward weiß mit unnatürlich rothen Flecken darinnen. Man trug ihn in seine Sänfte und die Reise ging weiter. Hastalf aber ward immer einsilbiger und ängstlicher, immer hastiger in der Wahl seiner Mittel.

Es war noch dunkler Morgen als man das feste Cosenza erreichte. Trotz der sehr frühen Morgenstunde war lautes Leben und Treiben in Straßen und auf Plätzen. Alles stand voller Karren, Heergeräth, zusammengekoppelte Pferde, Soldaten aller Waffengattungen saßen in malerischen Gruppen um lodernde Feuer herum, denn der Morgen war frisch und Cosenza liegt hoch. Aber dem Leibarzt des Königs lag es immer noch nicht hoch genug und vor allen Dingen nicht ruhig genug. So ward denn Alarich, ungeachtet des Umstandes, daß schon eine große Anzahl seiner Heerführer im Laufe der Nacht eingetroffen waren und seine Befehle erwarteten, in die auf dem Berge Pancratius gelegene feste Burg von Cosenza gebracht.

Kaum hatte man den König in der Burg sorgfältig und liebevoll gebettet, und sich mit Erfolg bemüht, alles Geräusch, jede Störung von seinem Lager fernzuhalten, so begann es wie ein Ameisenzug den steil abfallenden Pancraziusberg herauf- und herabzulaufen. Es war als ob jeder Einzelne aus dem zahlreichen Gothenvolke sich persönlich nach dem Befinden seines Königs erkundigen müßte, als ob sich Niemand damit zufrieden geben könnte, wenn ihm gesagt ward: — es wird Niemand — Niemand — vorgelassen! Der alte Hastalf war außer sich, mit Thränen in den Augen beschwor er die Besucher, daß sie den König mit einer so unruhigen Liebe tödteten, daß der König für seinen Körper- und Seelenzustand die tiefste Ruhe nöthig habe und vor allen Dingen mit keinem Menschen reden dürfte und könnte. Das wirkte. Eine freiwillige Wache bildete sich von der Stadt ab längs des Weges bis hinauf an das Burgthor, wie sie noch keinem König und keinem Kaiser gestanden hat. Die wilden Hünengestalten gothischer Männer mit tiefernsten Zügen und nassen Augen standen Mann an Mann wie eine lebendige Kette und bedeuteten schweigend die Schaaren der Ankommenden, daß sie sich ruhig verhalten sollten. In das innere Burgthor aber trat Niemand mehr ein. Mit ängstlichen Gesichtern, gefalteten Händen und einer fast heiligen Scheu standen die zahllosen Gruppen herum, Alle im tiefsten Schweigen und warteten geduldig, bis ihnen von Zeit zu Zeit Hastalf einige Worte über das Befinden des Königs zuflüsterte, die sich dann mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund bis zur Stadt hinunter ver-

breiteten, theils Hoffnung, theils Resignation, theils Thränen in den harten Gesichtern hervorrufend.

Im ungewissen Halbdunkel eines düstern, hohen thurmähnlichen Gemaches, das mit Decken ausgelegt war, die die Schritte des ab- und zugehenden Hastalf dämpften, auf einem Lager aus weichen Fellen lag der König noch immer in einem unruhigen, fieberhaften Schlaf. An seiner Seite wachte Placidia, während Gauchos, in finsteres Grübeln versunken, auf seinem Lager ruhte, das am anderen Ende des Gemaches stand. Er wandte keinen Blick von dem schlafenden König. Trauer und Thränen im Auge, überdachte er das unsagbar harte Schicksal, das dem König die Macht einer Welt in die Hand drückte, ohne ihm Zeit zu gönnen, auch nur sein eigenes Reich auszugestalten und zu consolidiren, ja ihm sogar den Sohn neidete, der das von ihm angefangene Werk zu gutem Ende zu führen in der Lage gewesen wäre. Er wurde irre an der Vorsehung. Was war alles Menschenleben, alles Streben, Ringen und Kämpfen, wenn die Welt immer wieder wie von höhnenden Dämonen erschüttert und ihrer festesten Stützen heimtückisch beraubt wurde? War die Vorsehung wirklich ein Segen der Menschheit, oder war sie ein Fluch in der Hand feindlicher, unbezwingbarer und gehässiger Mächte? Lebten Stilicho und Alarich nur, um die ganze furchtbare Größe des Verfalls und die unergründliche Tiefe des Verderbens, in das die Welt sank, zu markiren?

An den Wänden des uralten Gemaches, das vielleicht nur alle Jubeljahre betreten worden war, hingen

alterthümliche Waffen, wie sie vor langen Jahrhunderten im Gebrauch waren. Bronze-Helme, lange, mächtige Wurfspeere mit Steinspitzen und dergleichen. Diese stammten noch aus der alten guten Griechenzeit. Die dicken, schweren kunstlosen Schilder drückten vielleicht Titanen und menschenfeindliche Riesen todt, die in wilden Felsenhöhlen ihrer Beute lauerten, die gewaltigen Speere bohrten sich vielleicht in die zottigen Felle übermächtiger, vorsindfluthlicher Bestien, die dem Menschengeschlecht den Erdboden streitig machten, diese rohen Aexte schlugen vielleicht gerade in Calabrien die ersten Lichtungen in die Urwildniß, die den Boden zur Menschenbewohnung möglich machten.

Aber Gauchos hatte für derlei Beredtsamkeit keinen Sinn. Er fand bloß, daß es die Vorsehung ihm, ihm persönlich, nicht recht gemacht hatte. Weil er nicht über seine eigene Person, über seinen eigenen Gesichtskreis hinauskam und nicht hinauskommen konnte, deswegen mußte sich die Vorsehung seine Zweifel, sein Tadelsvotum gefallen lassen.

Da schlug der König die Augen auf und sah sich verwundert — wie aus allen Himmeln gestürzt, ängstlich und beklommen lange um in dem Gemach. Gauchos sprang auf und war sofort an seinem Lager.

„Wo bin ich?“ flüsterte Alarich befremdet und fast furchtsam.

„Bei deinem treuen Volk, mein König. Besinne dich und pflege der Ruhe, denn du bist sehr krank,“ sagte Gauchos.

„Noch immer, noch immer?“ seufzte der König. „Und

ich glaubte mich schon gereinigt. So war Alles nur ein Traum?" Niedergeschlagen, sinnend und in seiner Hoffnung betrogen, stützte der König den Kopf in die Hand.

„Was war ein Traum?" fragte Gauchos.

„Lege dich hierher, Gauchos, du sollst ihn hören. Leise, leise, denn ich kann nicht mehr laut sprechen. Nein — lege dich näher zu mir, hierher und höre zu."

Gauchos kniete auf dem Lager des Königs und wollte ihn beim Aufrichten unterstützen. Aber Alarich drückte ihn sanft auf das Lager nieder und richtete sich selbst halb auf, indem er sich auf den Arm stützte. Dann fuhr er langsam mit der andern Hand über Stirn und Augen, und sagte in einem Tone, der ihm ganz fremd war und traumhaft, eintönig, wie weltentrückt klang:

„Ich sah die Seelen Athaulf's und Nemessa's schweben, dort, wo das Felsgebirge hoch in Nebelwolken ragt, wo geisterhaft der Mondesschimmer glänzt. Da zog es mich hinauf, und gleich als ob ich Flügel hätte, durchmaß ich wie der Sturmwind weite Räume, die durch der Sterne Widerschein erleuchtet waren. Dort fiel ich vor der Seele Athaulf's, der ich Leben raubte, auf die Kniee, sie aber hob mich auf und schloß mich liebevoll in ihre Arme, nicht wissend, daß ich noch am Leben war.

„‚Wie magst du doch noch dieser Erdendinge denken, die durch die Gnade Christi uns schon wesenlos geworden. Komm, daß ich dir des Reiches Herrlichkeit jetzt zeige, die kein Sterblicher ermißt und denkt.'

„Da ging ich in der Mitte Athaulf's und Nemessa's, durchschreitend eine weite Sternennacht. Längst war vom

Erdenbild nichts mehr zu sehen und wie im Flug' sah ich die Stern' an mir vorüberhuschen. Wieviel Millionen Meilen wir zurückgelegt in kaum so langer Zeit, als ich hier zu dir spreche — ich weiß es nicht, doch plötzlich sah von Weitem ich gewalt'ge Helle, daß das Gesicht mich schmerzte, und ich schloß die Augen. Da hört' ich wie die liebliche Nemessa sagte:

„‚Hier lassen wir dich, Vater, da uns nicht verstattet, schon jetzt da einzutreten, wo die Seligen weilen. Doch einen höheren Gefährten seh' ich hier, der dich geleiten wird. Gehab' dich wohl!‘

„Nicht wollend, daß sie mich verlassen, halt' ich die Kinder fest mit meinen Händen, doch sie zerrinnen wie die Nebel schwinden vor der Morgensonne, und vor mir stand ein Mann, gar ernst in Blick und Mienen. Als Helmeszierde trug der Mann ein Kreuz, das funkelte und leuchtete im Widerschein der Helle, die ich noch immer mit den Augen nicht zu seh'n vermochte. Der Chalkochiton schloß sich reich verziert um seine Lenden, stattlich anzuschau'n, ein langer Mantel, der im Nebel sich verlor, umgab in majestätischen Falten seinen Leib.

„‚Der Ew'ge will's, daß ich dich führe, so reich' mir deine Hand, damit du schwebst!“ So sagte mir der Mann, und ich darauf:

„‚Wer bist du, der sich so mit mir vergiebt?‘

„‚Ich bin der, der am Bosporus die Stadt des ew'gen Christus bauen wollte, doch ist's nicht von Belang. Komm, öffne deine Augen.‘

„Da sah ich denn, Gauchos! Wie wenn du Nachts

hinaustrittst aus des Lagers Zelten und dann emporschaust zu der Stern' unzähl'gem Heer, die sich Miriadenweise im Unendlichen verlieren, so sah ich Sonnen, deren Schein kein sterblich Auge je gesehen noch erträgt. Und als mein Führer sah die staunenden Geberden, die ich machte, winkt' er mir mit der Hand und sagte:

„‚Folge still! Denn hier verstummt der Frage müssig Stammeln. Nichts Menschliches durchzittert diesen Raum.'

„Ich aber trug geheimen Wunsch im Herzen; des Räthsels Lösung wollte ich erspäh'n, was meines Lebens Wirrsal mir verfinstert, was mir des Schicksals blindes Wüthen gab, was es mir nahm und was es aus mir machte, das, hofft' ich, würde mir ein hoher Geist hier offenbaren. Doch sah mein Führer streng mich an, errathend die Gedanken, die ich barg, und sagte:

„‚Du ertrugst des Lebens Unstern, deshalb liebt der Himmel dich, doch höre still, was sich dir offenbart und frage nicht.'

„Da ward mir sonderbar zu Muth, mir selber unerklärlich. Ich fühlte, wie mein Körper rasch sich löste und, in Atome aufgelöst, sich über hunderttausende von Meilen hin verbreitete, als ob mit einem Male ich aller Herrlichkeit des Himmelreich's theilhaftig werden sollte. Gleichzeitig sah ich über alle sieben Reiche, sah, wie sich in ungezählten Tausenden die Kreise seliger Geschlechter schlangen, die vor uns lebten seit dem ersten Tag. Ich hörte Töne durch den Aether rauschen, doch sah ich nicht, woher sie kamen; die erfüllten mich mit frommer Andacht ganz und klangen lieblicher als der Nemessa Lieder. Auch

schienen sie ganz nah und drangen doch aus weiter, ungemess'ner Ferne her.

„Noch konnt' ich nicht ergründen, ob wir schwebten oder ob die Reiche Gottes so an uns vorüberzogen, als ich den großen Constantin mir sagen hörte:

„‚Richte deinen Blick hinauf, wo du das Licht des Universums siehst!"

„Nicht wissend, was er meinte, that ich, was er sagte, und sah zu meinen Häupten, was nie ein Sterblicher geseh'n. Im blendend weißen Glanz des ew'gen Lichts, dem Leben dankt, was seit Entstehung unsrer Welten lebt — und das des Menschen Sinne nie begreifen und nie fassen können — sah ich in Millionen Meilen weiter Ferne der Engel Lichtgestalten auf- und niedergleiten, und sah, wie sie sich neigten und sich beugten, und Reihen schlingen um den Wolkenthron, auf dem die heilige Maria saß. Doch über diesem Thron und dreimal weiter, wo mir der Urquell alles Lichts zu sein schien, das alle Himmel und die Sonnen auch erhellt, belebt, und wo sich's strahlend, funkelnd, leuchtend bindet zu jener schöpferischen Allmacht, die das All' erhält, wo auch die Töne klangen, die mir so das Herz ergriffen, mit frommer Andacht mich erfüllte, wo der Natur Anfang und Ende sich verbinden — dort — Gauchos — dort wagte ich nicht hinzuschau'n. Da fiel ich nieder und verbarg die Augen, die von Thränen tropften, in Reu' und Demuth harrend, ob mich Gnade treffen würde.

„Die Töne aber, die in's Ohr mir drangen, erschienen wie ein Urquell aller Liebe. So süß umschmeichelten sie

mir das Herz, daß unter ihrem Klingen mir die große Dissonanz des Erdenlebens in eine reine, volle Harmonie sich löste. Und an dem Quell des Lichtes ward ich inne, wie unvollkommen wir und unser Leben ist, und wie wir streben müssen, dort das zu erlangen, wonach das Herz sich hier vergeblich sehnt; mit ganzer Himmelsklarheit ward erleuchtet ich durch den Gedanken, daß unser Erdenleben nichts ist ohne jenes Leben, das sich in heiliger Vollkommenheit und Einigkeit hoch über jenen Sternen, die wir sehen, aufbaut. Ich fühlte mich, befreit von meinem Körper, als ein Theil der Kraft, die unvergänglich Leben in sich birgt und Leben schafft.

„Und wie ich noch so lag, noch immer hoffend, daß mir durch Zeichen oder Worte der höchsten Weisheit Gnade werden würde, da hörte ich meinen Führer sprechen:

„‚Stehe auf! Du bist im Erdenleben noch befangen und deine Sinne tragen noch den Stempel: Mensch! Drum sind dir Zweck und Wesen der Natur Geheimniß. Doch höre noch zu deiner Lehre dieses Wort: Was du nicht tief im eig'nen Innern selbst ergründest, wird dir nie offenbar. Glück, Weisheit und Erkennen werden nicht gegeben, doch errungen!‘

„Da richtet' ich mich auf und lag in dieser Halle! —“

Lautlos hatte Gauchos dem König zugehört, wie er, von Aufregung und Seufzern oft unterbrochen, seinen Traum erzählte. Er war ergriffen und tief bewegt, aber er wollte oder konnte gegen das erdenmüde oder lebensmüde Princip, das sich in der Art und Weise des Königs und in seinem Traum aussprach, nichts einwenden. Er

theilte es nicht. War er doch gesund und lebensfrisch, nicht vom Unglück verfolgt und von Krankheit geschwächt wie Alarich. Auch Placidia theilte es nicht. Beide fühlten noch in sich jenen Lebensfunken lodern, auf dessen Glühen die Welt beruht. Die schönsten Blätter ihres Lebens waren noch unbeschrieben, leer — sie konnten eine so todtkranke Philosophie nicht theilen — aber sie wußten auch nichts dagegen zu sagen. Nur Trauer fühlten sie. Der verderbenschwangere Flügelschlag der Zeit und das tragische Geschick Alarich's lagen gleich schwer auf ihnen.

Die Athemzüge des Königs wurden schwächer und schwächer. Eine wunderbare — seinem Wesen sonst fremde — Ruhe lag über ihm, die sich auch auf seinem Gesicht fast wie eine stille Heiterkeit ausprägte. Er ließ sich langsam auf das Lager zurückfallen und legte den Kopf müde in die Kissen, still, ergeben, zufrieden.

„Hastalf, Hastalf!“ rief Gauchos bestürzt und ängstlich, und faßte bewegt die Hände des Königs. Placidia lief erschrocken hinaus. Mit fliegendem Athem suchte und rief sie nach dem alten Arzt. In den Vorgemächern waren eine Menge Leute, die das hörten und sahen. Viele fingen an zu weinen und liefen ebenfalls suchend herum, wodurch die Aufregung und die Hast sich immer weiter und weiter verbreitete.

„Wozu?“ hauchte der König leise. „Ist es noch nicht genug?“

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus — das war der letzte! Mit einer Frage schied der König aus dem Leben! —

Gauchos konnte nicht gut sehen, die Thränen standen ihm in den Augen. Er saß an der Leiche des Königs und fühlte instinktiv den erhabenen Moment, aber er sah ihn noch nicht. In der Angst seines Herzens schrie er wieder:

„Hastalf, Hastalf!“ Dann setzte er leiser hinzu:

„Nur Muth, Alarich, Muth! Was soll aus uns werden, wenn du gehst?“

— Das Unglück macht so viele Fragezeichen in das Leben und kein Mensch kann sie beantworten. —

Hastalf kam und sah sofort genauer als Gauchos, was passirt war. Leidenschaftlich in langverhaltenem Schmerz ausbrechend, warf sich der alte weißhaarige Mann über die Leiche seines Königs und weinte die bittersten Thränen.

„Todt!“ schrie er entsetzt auf. „Oh, geht zu Grabe, Gothen, denn die Jugend stirbt! Oh, Alarich! — —“

Das mußte draußen in den Vorzimmern gehört worden sein. Es entstand eine hastige, wilde Bewegung. Einige guckten scheu durch die Vorhänge am Eingange, andere stürzten wie besessen heulend und schreiend hinunter in den Hof, wieder andere standen stumm mit gefalteten Händen, starr vor sich hinschauend, während Thränen über die struppigen Bärte rannen, Alle aber hatten den Kopf verloren. Keiner wußte, was zu geschehen hatte. Die lebendige Kette, die das Schloß mit der Stadt verband, löste sich auf, die freiwillige Wache stürzte nach allen Richtungen auseinander, keiner wußte weshalb und wohin, nur daß sie alle sammt und sonders überflüssig

geworden waren, das begriffen sie. Der König brauchte keine Ruhe mehr. Niemand konnte ihn mehr stören, Niemand brauchte ihn mehr zu bewachen, der König war todt!

Die Gothen waren ein Naturvolk echtester und bester Art. Noch nicht von der Cultur — weder von der alten noch einer neuen — beleckt, wußten sie nichts von Heuchelei und Speculation. Ihre Liebe zu Alarich war interesselos, rein, groß, und so war auch ihre Trauer tief und herzlich. Nur wenige Minuten später gewährten die Gothen in Stadt und Burg von Cosenza einen Anblick, wie er in der Völkerwanderung nie wiederkehrt. Diese wilden, rohen Gestalten, wie sie aus den illyrischen Wäldern hervorgebrochen waren, eine Cultur zu Boden geworfen und die Welt mit Elend übersät hatten — da standen sie, wie die Kinder in weicher, thränenreicher Trauer um ihren besten Helden versunken, in thatenloser, schmerzvoller Ohnmacht verloren über den Tod ihres Führers, ihres Vaters, ihrer Seele! Hundert Züge herzlichen, vertrauten Verkehrs mit Alarich fielen ihnen ein, seine geistigen und körperlichen Vorzüge wurden einzeln und stückweise hervorgehoben, liebevoll vergrößert, in's Märchen- und Mythenhafte gesteigert, aus seiner Gestalt, die alle kannten, alle liebten, bewunderten, die auf jeden Einzelnen persönlich so großen Einfluß ausgeübt hatte, wurde ein Held, ein Heroe, ein Nieerreichter.

In stumpfer und dumpfer Trauer verging der Tag. — Lautlos, schweigend oder doch nur leise sprechend, gingen die Hünengestalten in Straßen und auf den Plätzen der Stadt herum, schlichen truppweise den Berg St. Pan-

cratius, wo die Burg stand, hinauf, drängten sich scheu mit nassen Blicken und leisem Schluchzen in den Burghof und umstanden im frommen Schauer die Leiche ihres Königs, die dort aufgebahrt war. Man hörte kein lautes Wort, keinen scharfen Ton. Um die Bahre herum lagen Waffen, kostbare Kleider, Schmuck, endlose Beutestücke. Räucherpfannen verbreiteten dicke Weihrauchwolken, und weiß, mit violettem Ueberwurf gekleidete Priester murmelten halblaute Gebete. Der König lag frei, mit Helm und Schild, Panzer und Beinschienen, Schwert und Lanze, auf der Bahre, zu der sechs Stufen hinaufführten. Das Gesicht war weiß, aber ruhigen, zufriedenen Ausdrucks. Die Augen waren offen und starr. Das Volk kam und ging, ließ sich nicht durch leeren Brimborium von der Person seines Königs trennen. Sie legten ihre Hände auf Waffen und Körper des Königs, schluchzten und weinten still auf seine Hände und küßten sie. Still und tief zeigte sich die Trauer des Volkes. Man wurde den Gedanken nicht los, als ob Alarich noch immer Ruhe und nur Ruhe wünsche. Der Wunsch des Königs war dem Volke heilig, — noch in seinem Tode. Bis auf Jahrhunderte, Jahrtausende hinaus sollte Alarich Ruhe haben! Weder Freund noch Feind sollte seine Grabesruhe stören, verletzen, kein frecher, pietätsloser Räuber sollte die Hand ausstrecken nach den unermeßlichen Schätzen Alarich's, mit denen man, dem Herkommen nachgebend, sein Grab schmücken wollte. — —

Ebenso einfach wie großartig, ebenso kindlich und naiv, wie gemüthstief und sinnig sind die Zeichen jener Zeit. Nördlich von Cosenza treibt ein kleiner Fluß, der

Busento, seine Wellen nach dem Meer. Mit jedem jungen Jahr wälzt er seine Wässer brausend und schäumend, von den Küstengebirgen genährt, die Ebene entlang, und je älter das Jahr wird, desto ruhiger und bescheidener rollt er dahin. Das ist der Ort, den die Gothen ausgewählt haben, um ihr Liebstes zu bergen, um Alarich Ruhe vor seiner Zeit und vor kommenden Jahrhunderten zu verschaffen, um ihn für immer von der Welt abzusperren, die ihm soviel Leid verursacht hatte.

Nächtlicherweile, da kein unberufenes Auge lauscht, wenn keines Italiers habgieriges Auge wacht, graben sie das Bett des Flusses um und führen einen tiefen Schacht in die Erde hinab. Auf großen Gerüsten steigen sie hinunter in die verschwiegene Mutter Erde, und höhlen emsig und schweigend gewaltige Grabkammern aus, die Alarich und seine Schätze aufnehmen sollten. In großen, meilenweiten Kreisen stehen die Wachen, die die geheimnißvollen Arbeiten von müssigen Lauschern absperren, nur Gothen, echte illyrische Gothen, werden gewürdigt, ihrem König die letzten Ehren zu erweisen.

Vierzig der Edelsten aus dem Volk tragen seine Bahre hinaus aus der Stadt. Schweigend und ernst folgen die Männer, Fackelgluth umloht den düstern Zug. Nicht rauschende Musik und plärrende Nänien, nicht der läppische Archimimus und der Priester schleppender Gang begleiten den Zug. Kein angefaulter Römertand hat Platz in den Herzen des trauernden Gothenvolkes. Die Winde, die klagend über die nächtlichen Haiden Calabriens fahren, die Cypressen und Pinien, die ächzend ihre Zweige

schütteln, und das Schluchzen seines trauernden Volkes sind die Begleiter von Alarich's großer Seele. Wagen auf Wagen rollt hinter ihnen her, alle mit Reichthümern beladen, mit denen man den Todten ehren will — man sollte meinen, man begräbt ein Reich. Und doch war's nur ein einz'ger Mann, freilich ein Mann, wie die Gothen ihn nicht wieder sahen! Auch der Rappe, auf dem er Rom zu Grunde ritt, wird gewürdigt, die Grabeshöhle mit Alarich zu theilen. Es ist ein fleißig Mühen. Alles wird sorgfältig hinabgesenkt in die verschwiegene Erde, Wagen auf Wagen wird entladen und all die Kleinodien, die Rom und Athen aus der Welt zusammengebracht, folgen nun ihrem Besitzer in die Nacht des Grabes auf Nimmerwiedersehen! Zuletzt wird der Körper Alarich's hinabgebettet. Dann werden die Höhlen wieder künstlich und auf immer verschlossen. Die verschwiegenen Wogen des Busento rauschen wie gewohnt über ihr neues Geheimniß hinweg, das ganze Volk der Gothen wußte den Ort und keine Menschenseele hat ihn erfahren bis auf den heutigen Tag. Mit solcher Trauer ehrt ein „Barbarenvolk“ den Herrscher! —

IX. Epheugerank um Ruinen.

Tycheios war und blieb in seinem ganzen Leben der Kork im Meere. Die Stürme mochten brausen aus welcher Ecke sie wollten, er schwamm immer obenauf. Das war seine große Lebenskraft, daß er als Ballast im Leben sofort erkannte, was Ballast war. Nicht weil er besonders geistreich gewesen wäre — im Gegentheil, sein Geist war höchst mittelmäßig — sondern, weil er einen überaus lebhaften Instinkt, ein scharfes Gefühl für das hatte, was ihm frommte und was nicht. Seine Hauptvortheile bestanden in negativen Eigenschaften. Für ein sogenanntes Gemüth, oder für sogenannte Ueberzeugungen und gewisse moralische Bestrebungen hatte er kein Verständniß, er war aber deshalb nicht schlimm. Er konnte aufopferungsfähig sein und war in gewissen Fällen ein höchst leistungsfähiger Mensch, schärfer, entschiedener, praktischer in der Wahl seiner Mittel, klarer und klüger in seinen Handlungen als die meisten Gothen, vor denen er allerdings die genaue Kenntniß seines Landes und seiner Landsleute voraus hatte.

„Du kannst gar nicht anders, König“ — sagte er zu dem neuen Gothenkönig Athaulf — unter welchem Namen

‚jung Gauchos' sowohl in Folge von Alarich's Hinterlassenschaften, als auch in Folge der einstimmigen Wahl der Gothen den Thron Alarich's bestiegen hatte — „du mußt mir die Angelegenheit anvertrauen, wenn du klug sein willst!"

„Wie stark sind die Empörer in Neapolis?" fragte der König.

„Sie sind nicht stark und sie sind nicht schwach, je nachdem du ihnen gegenüber trittst. Ich kenne sie, Schreihälse sind es mit gewaltig großen Mäulern, wenn sie glauben damit etwas ausrichten zu können, und Hunde sind es, die feig und schwanzwedelnd in die Ecken kriechen, wenn man ihnen die Faust unter die Nase hält. Schicke mich als neuen Präfect mit drei Cohorten hin und in vierzehn Tagen ist die Stadt wieder dein. Verlaß dich darauf, es bleibt dir mit diesem Volk nichts anderes übrig. Oder willst du mit dem alten Präfecten Cornutus, der die Seele der ganzen Empörung ist, pactiren? Ich sage dir, das Volk von Neapolis ist ein Volk von Schwindlern und Gaunern, mit denen deine Gothen nicht auskommen. Dort passe nur ich hin. Ist das klar?"

„Für die Gauner den Hauptgauner?" fragte der König launig.

„So ist es!" bestätigte Tycheios unerschütterlich und nickte eifrig mit dem Kopfe. „Wenn du willst, daß die Hallunken Recht behalten und die Stadt für dich verloren geht und vielleicht auch noch mitsammt einigen Tausend ehrlicher Christenmenschen, die du etwa hinsendest, so schicke einen gewissenhaften, ehrlichen und liebevollen Präfecten

hin. Ich wette tausend gegen eins, daß er zu Grunde geht. Wenn du aber die Stadt und deine Soldaten erhalten willst, so schicke mich, mich! den Tycheios, den Römer, den Straßenräuber aus den julischen Alpen. Bei meiner armen Mutter, der braunen Tycheia, ich rede was Vernunft hat und nicht, weil es die verrückte Chaleia gesagt hat!"

„Wer weiß," lächelte der König. Er mochte es sich gestehen oder nicht, er hatte für den aus Aberglauben, Klugheit und geistiger Beweglichkeit zusammengekneteten Tycheios eine Schwäche, wenn nicht gar eine Zuneigung. Er mußte sich sagen, daß selbst das Schicksal, das dem Tycheios früher so hart mitgespielt hatte, an seiner unverfrorenen Zuversichtlichkeit und an seiner unverwüstlichen Frische und Elasticität müde geworden war. Tycheios war aus dem Kampfe mit dem Schicksal entschieden als Sieger hervorgegangen. Tycheios, das verstoßene Sclavenkind, den das Schicksal schon um Vater und Mutter, um Reichthum, Stellung und ehrlichen Namen betrogen hatte, der Spielball der Begebenheiten, der Kork auf dem Meere hatte im Kampfe mit dem Schicksal mehr Erfolge aufzuweisen als — Alarich, der Gothe, der Unbesiegte, der dem Schicksal erlag, an dessen tiefem Gemüth das Geschick die Größe des Schmerzes maß, den ein Mensch fähig ist zu ertragen, dessen ehrlicher, zuverlässiger, weicher und großer Charakter dem Wüthen des Geschicks ein Verbündeter gewesen war zum Ruin seines Körpers und Geistes. An dem einen der beiden Charaktere verlor das Geschick seine Kraft und Wuth, weil alle seine Schläge wirkungs-

los abglitten an der stahlblanken, schmiegsamen Proteusnatur, der andere aber wühlte mit einem gewissen wollüstigen Pflichtgefühl, mit einer grausamen Moral in den erhaltenen Wunden und machte sie tödtlich, wenn sie es noch nicht waren.

Vielleicht hatte einer mehr Recht als der andere. Vielleicht waren sie auch beide Extreme und hatten beide Unrecht. Vielleicht hatten endlich beide weder Recht noch Unrecht, sondern handelten unter einer vorbestimmten Nothwendigkeit, die alles gleichgültig macht. Leben ist Leben, Freude und Trauer, Lust und Schmerz, Größe und Niedrigkeit, Glück und Unglück — Alles ist ja schließlich eine lebendige Thätigkeit und führt zu dem gleichen Ziele. Einige Jahre mehr oder weniger — was will das heißen? —

Das war zu Brundusium, wohin König Athaulf ebenfalls wegen Aufwiegelungen gegen die Herrschaft der Gothen geeilt war. An vielen Stellen im Reiche glaubte man den Tod Alarich's benützen zu sollen, um sich seiner Verbindlichkeiten sowohl gegen Rom, als auch gegen die Gothen entledigen zu können. Die Mäuse glaubten, die Katze sei todt. Aber jung Gauchos hatte den Krieg in einer guten Schule gelernt und so wurden alle Empörungen im Keim erstickt.

Am nächsten Tage ging Tycheios als neuer Präfect mit 3000 Mann nach Neapolis und der König selbst brach mit großem Gefolge und Gepränge nach Rom auf, kostbare Hochzeitsgeschenke für seine Braut Galla Placidia mit sich führend. Was man nämlich in Ravenna dem

Phylarchen Gauchos verweigert hatte, das durfte man nicht wagen, dem König Athaulf zu verweigern, wenn man endlich einen anständigen Frieden erreichen wollte. Endlich kam man am Hofe von Ravenna auf die Idee, daß man dem Reich gewissermaßen den Frieden schuldig und zu diesem Behufe verpflichtet sei, dem Gothenkönig entgegen zu kommen und ihn bei guter Laune zu erhalten. So schritten auch die Friedensverhandlungen zwischen dem Hof von Ravenna und König Athaulf lebhafter vorwärts. Heraclius machte in Afrika was er wollte und drohte, sich jeder Leistungen an Rom zu entziehen, Gallien stand in voller Empörung, Spanien in Anarchie — Alles Zustände, die nicht verfehlten, den Kaiser gefügig gegen die Gothen zu machen. Es wurden alle Forderungen, die Alarich je gestellt, von Athaulf aufrecht erhalten und in Ravenna erfüllt. Es handelte sich für Honorius darum, aus den feindlichen Gothen einen mächtigen Freund, einen Ordner und Schützer des Reiches zu machen. Er wollte das um jeden Preis, er mußte es wollen, die Zeit des Feilschens war vorbei. —

Katastrophen altern rasch und lassen verfallen. Menschen, Reiche und Städte in gleicher Weise fallen dem Wüthen der Ereignisse in erschreckender Weise und mit unglaublicher Schnelligkeit zum Opfer. Es waren doch verhältnißmäßig nur wenige Jahre, die vergangen waren, seit Gauchos Rom noch in seinem Glanz und in seiner Macht gesehen hatte, aber selbst diese wenigen Jahre hatten genügt, um aus Rom einen finstern, traurigen Schatten, eine Ruine, ein Gespenst zu machen, dessen öder Verfall

Staunen und Verwunderung über die verheerende Gewalt der Weltgeschichte erregen mußte. Ganze Regionen lagen todtenstill, leer, träumend, modernd da. Rom hatte dreiviertel seiner Einwohner verloren, Heiden und Christen waren geflohen, einer den andern fürchtend, alles im Stich lassend. Niemand wollte sein Schicksal mehr mit der Stadt verbinden, auf welcher der Fluch des Geschickes lastete. Die vierhundert Tempel der Heiden waren von den Gothen geschlossen worden, die Priester verjagt und verfolgt. Der olympische Märchenflitter war auf immer dahin, Rom kannte nur noch einen Gott und aus dem modernden Sumpf, aus dem fauligen Abschaum und Abhub einer zu Grunde gelebten Cultur erhob sich langsam, langsam, angekränkelt einestheils von finsterer verzweifelter Askese, anderntheils von der ausschweifenden Gewissenlosigkeit und Verkommenheit seiner Priester — das Christenthum. Es mußte wohl eine starke Pflanze sein, die selbst aus solchem Boden sich erhob und sich so mächtig entfaltete.

Die schönste und größte Kirche von Rom war in jener Zeit unbestritten die St. Paulus-Kirche vor der Porta ostiensis an der Straße nach Ostia. Von Constantin gegründet, war sie vor wenigen Jahren erst von der Prinzessin Galla Placidia ausgeschmückt und vollendet worden.

Hier hatte sich eine in Seide und Goldbrokat starrende Gesellschaft zusammengefunden, die sogar des in seinem schrecklichen Ernst herabdrohenden Christuskopfes vergaß. Festfreude und zuversichtliche Hoffnung lag auf den Gesichtern der glänzenden Gesellschaft. Die glückliche, mitten

in Trümmer und Nacht sich neugebärende Kurzsichtigkeit des menschlichen Geistes feierte Triumphe. Es war ein Fest des Friedens und der Freude, das glückliche, im Vollgefühl der Lebenskraft befindliche Menschen zu begehen sich anschickten. Die kaiserliche Prinzessin und Braut Placidia war bis hierher ihrem königlichen Bräutigam entgegengekommen, um mit ihm zusammen in Rom friedlich, freundschaftlich, glücklich einzuziehen.

Boten flogen heran auf der ostischen Straße und es währte nicht lange, so traf König Athaulf, strahlend in Jugendkraft, Glanz und Macht vor St. Paulus extra muros ein.

Stürmisch ging er auf Placidia zu, mitten aus den verblüfften Priesterreihen, die wohl der Sache einen gemesseneren Trott zu verleihen dachten, nahm er sie heraus und schloß sie in seine Arme:

„Vorüber ist die Nacht, der Tag graut! Placidia, sei glücklich mit mir!“

Die glänzenden, schillernden, schwarzen Augen der schönen Placidia wurden feucht und Thränen perlten darin. Es war eine lange, tiefe Nacht, die sie durchschritten, warum sollte sie nicht an den leuchtenden Tag glauben? Sie barg ihren Kopf an der breiten Brust Athaulf's. Sie fühlte sich dort sicher und wohlig gebettet. Dann schaute sie aufwärts in seine Augen, Glück und Kraft blitzten ihr entgegen. In Thränen lächelnd beugte er sich auf sie herab und Beider selige Rührung strömte in einem langen Kuß zusammen.

Aber ein König hat wenig Zeit, glücklich zu sein.

Hörner- und Tubamusik ertönte, der Zug ordnete sich, glänzend, majestätisch, und Alle — auch die Priester — stiegen zu Pferde, um Einzug in die Stadt zu halten. Es strömten auch noch Leute zusammen in der modernden Stadt, die mitleidig die hohle Leere der Viertel verbargen. Wie die Aufregung oder Fiebersgluth das Blut in die Wangen der Kranken treibt, so sammelten sich die Einwohner der gedemüthigten Stadt in den Straßen, die der Zug passirte und es sah in Folge dessen wirklich aus, als ob Rom noch von kräftig pulsirendem Leben erfüllt sei — für wenig Stunden, bis die Fluth sich wieder verlaufen hatte und Ruhe, Oede, Verfall wieder aus den schwarzen Fensterhöhlen leerer Häuser gähnte. Zwischen dem Testaccio und Aventin ging der Zug hindurch nach dem Tiber. Traurig und verlassen stand der Tempel der Fortuna virilis und der Vesta, das Theater des Marcellus und die verfallenen Trümmer des Theaters des Pompejus sahen aus wie ein Steinbruch, dienten auch als ein solcher, da sich hierher wandte, wer Baumaterial, Architrave, Säulen, Marmorplatten u. dergl. brauchte. Dann überschritt der Zug den Tiber und kam auf den interessantesten und merkwürdigsten Platz der Welt, auf dem St. Petrus-Platz an. Auf dem Platze, wo sich sonst der Tempel der Cybele erhob — auf deren gemeinen und lüderlichen Cultus sich noch ältere Leute in Rom gut besinnen konnten, — ragte jetzt die Basilica St. Petri. Die Grabkirche des galliläischen Fischers stach gegen die Grabkirche Pauli höchst unvortheilhaft ab. Es war ein rohes barbarisches Gebäude mit langgestreckte Ziegelmauern 500 Palm lang

und 170 Palm hoch, mit doppeltem Dach und einem Giebel, auf dem ein Kreuz glänzte. Vor der Basilika lag eine Säulenhalle, ein Atrium oder — wie es genannt wurde — der Paradisus. Ein solcher Bau konnte natürlich in der Nachbarschaft von Hadrian's Mausoleum, des Obelisken des Caligula, des auch in seinem Verfall noch imposanten Circus des Caligula keinen großen Eindruck machen. Selbst gegen das Mausoleum des Probus und Honorius, die dicht daran grenzten, erschien er roh und in Hinsicht auf seine Bestimmung geradezu indecent. Als Athaulf und Placidia an der Spitze des feierlichen Zuges bewegten Herzens die Stufen zum Paradisus hinaufstiegen, sah man zu ihren Füßen noch allerlei heidnische Inschriften. Man hatte eben die zu den Stufen verwendeten Marmorplatten aus dem Circus des Caligula genommen und sich nicht einmal die Mühe gegeben, die oft anstößigen Inschriften zu beseitigen. Auf der einen Stufe laß Athaulf:

„Dem Cajus Caninus ist seine Sclavin Drudilla entlaufen. Sie war zwölf Jahre alt und hatte am rechten Arm ein C. C. in doppeltem Ring eingebrannt u. s. w.“

Auf einer anderen Stufe, die zu dem christlichen Heiligthum hinaufführte, stand zu lesen:

„Die besten tectoria und die feinsten weißen, rothen, blauen und schwarzen Schminken werden im vicus tuscus hinter dem Tempel des Castor und Pollux verkauft ꝛc.“

Noch weiter oben stand mit rother Farbe, die kein Regen und keine Sonne zu verwischen vermochte, auf den weißen Stein geschrieben:

„Drei der Becher genügten, um Ida im Arme zu wiegen,
Aber um Lydia's Gunst trink ich schon Jahr und Tag!"

Noch viele Inschriften waren auf den Stufen zu lesen, die zum Paradisus der Basilica St. Petri hinaufführten, oft von einer aufdringlichen, beziehungsreichen und störenden Beredtsamkeit. Das religiöse Gefühl der damaligen Christen war solid und robust genug, um hieran keinen Anstoß zu nehmen.

Ernste, feierliche Gesänge durchschallten den Raum, in langsamen Rhythmen und in ganzen Noten gehalten. Athaulf und Placidia näherten sich, von Priestern geführt, dem Hauptaltar, und knieten vor dem Bischof von Rom, Papst Innocenz, der auf dem „ältesten Thron der Welt", dem Stuhle Petri, saß, demüthig nieder.

„Eine Frucht der Liebe," so hob der Papst weihevoll an, „und ein Unterpfand für Frieden und Wohlfahrt der Völker, ein Segen des Himmels und ein Zeichen göttlicher Gnade und Milde kniet ihr vor mir. Unser Gott, der uns Qual und Trübsal, Unglück und trübe Zeiten sandte, legte uns auch zugleich die Fähigkeiten in die Brust, dies Alles zu ertragen, gab uns die Liebe zueinander und den Muth des Lebens, der uns mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft schauen lehrt — — —.

Und wie ich euch segne, daß ihr in Liebe und Eintracht seinen Willen thun möget euer Leben lang, so segne ich die Völker, daß sie friedlich und glücklich unter einander leben mögen zum größeren Ruhme Gottes und seiner Kirche!"

Es waren so viele große und schöne Gedanken in der Rede Innocenz', und die Versammlung lauschte still,

andächtig und fromm den Sprüchen des wohlmeinenden und edlen Priesters. —

Dann traten sie hinaus, Athaulf und Placidia, verbunden als Mann und Weib, und das Volk umjauchzte sie als ein Symbol des Friedens und der Eintracht. Sie traten hinaus auf den erhöhten Paradisus St. Petri und überschauten das verfallene Rom, das sich in Schutt und Moder, im körperlichen und geistigen Ruin, im fahlen Licht der Ohnmacht und Hilflosigkeit, in schattenhafter Verkommniß und Verderbniß vor ihnen ausbreitete, sie traten hinaus in das Leben, voller widerstreitender Leidenschaften und Fähigkeiten, Unmoral und Zwietracht, voller Kampf und Verderben — sie traten hinaus, gefaßt auf eine Welt voll Plagen und Mühen, voll Kummer und Leiden, Prüfungen und Zweifeln.

Da senkte Athaulf nochmals demüthig das Haupt. Das war nicht mehr „jung Gauchos," der da gedankenschwer auf der Treppe des Paradisus stand, das war König Athaulf, der aufrichtig und ehrlich zurückschauerte vor der Verantwortlichkeit, die ihm aufgebürdet worden war, vor der unseligen Erbschaft, die ihm Alarich vermacht und die über seine Kräfte ging, wie er wohl fühlte. Da dünkte es ihm, als habe das Geschick nicht redlich getheilt zwischen Alarich und ihm, als sei das Theil Alarich's doch noch leichter gewesen als sein Theil. Alarich hatte nur zerstört und er sollte wieder aufbauen! Alarich war leichteren Herzens aus Illyrien aufgebrochen, um eine Welt zu zertrümmern, als Athaulf aus Rom ziehen konnte, um eine Welt wieder aufzurichten!

Die Zeit schien ihm der Reize bar. Wie ein Mann, der mit Wehmuth Hauch um Hauch die Jugendflitter schwinden sieht und mit verständnißvollem Ernst fest und finster in des Lebens Zukunft wie in einen Kampf schaut, so hatte König Athaulf Stütze um Stütze der römischen Cultur brechen sehen, hatte gesehen, wie sich mit ihnen die Zeit hinwegstahl, die man die goldene nennt, wie ein tragisches Geschick Flitter um Flitter mit wilder Hand von der Welt herabriß und sie dahinstellte in das fahle Licht der nackten, begehrlichen Leidenschaften des Menschenthums.

Placidia aber lenkte den Blick ihres Gatten zum Himmel.

Der Schwächere hatte die stärkere Zuversicht! —

Anmerkungen:

Zu Seite 1. Das Markomannenland ist das heutige Böhmen und Mähren, Aemona das heutige Laibach.

Zu Seite 10. Tungernland = das heutige Belgien. Die Priesterinnen, die bekanntlich in Germanien in hoher Achtung und Ansehen standen, was auch in der germanischen Mythologie (als Walkyren, Nornen 2c.) seinen Ausdruck fand, haben es im Orient und auch in Rom nur selten zu besonders hervorragendem Einfluß gebracht, was wohl mit der Stellung der Frau im Allgemeinen zusammenhängt. Unter Constantin d. Gr. und Theodosius wurden sie aber sogar heftig verfolgt und ihr Treiben als verbrecherischer Aberglaube und religiöser Humbug gebrandmarkt.

Zu Seite 16. Thergeste = das heutige Triest. Das damalige Illyrien war rechtlich eine römische Provinz, in der Alarich im Jahre 397 zum Oberbefehlshaber ernannt worden war, thatsächlich aber konnte sich römischer Einfluß in Illyrien zu Alarich's Zeiten nicht mehr geltend machen. Hatte sich noch Theodosius der Gothen gegen die römischen Reichsfeinde bedient (Alarich focht unter ihm an der Spitze einer namhaften Gothenabtheilung und an der Seite Stilicho's bei Siscia an der Sau, wo Theodosius den Usurpator Maximus 388 niederschlug), so wurde Alarich unter der schwachen und schlechten Regierung des Honorius immer mehr und mehr in einen gewissen Gegensatz zu Rom, in eine Gegnerschaft gedrängt, die in öfteren Kriegen gegen Rom ihren Ausdruck fand. Aus diesen fortwährenden

Berührungen und Beziehungen, in denen die Gothen seit etwa 40 Jahren schon zu den Römern standen, erklären sich auch die römischen Einrichtungen, Waffen und Kleidungen der Gothen. — Phylarch war im gothischen Heer, etwa was im römischen Heere ein Centurione war, nur mit dem Unterschied, daß der Hundertfürst bei den Gothen nicht nur im Kriege über die hundert Soldaten zu gebieten hatte, sondern auch im Frieden über sie und ihren Anhang herrschte. Alarich war ursprünglich auch ein solcher Hundertfürst, bis er etwa um 392 oder 93 König wurde. Die Ursitze der Gothen waren jenseits der Donau, zwischen dieser und dem Dniestr. Ihre Völkerschwärme drängten also von Nordosten nach Südwesten.

Zu Seite 27. Chaldäer spielen im Alterthum eine große Rolle unter den religiösen Schwindlern als Sterndeuter, Horoscop-Steller und dergl. Auch Frauen erlernten das Horoscopstellen und befragten auf eigene Faust die Sterne bei Ereignissen, die sie einem Manne nicht anvertrauen wollten, oder deren Verständniß und richtige Würdigung sie bei einem solchen nicht voraussetzten.

Zu Seite 31. Haruspices = Zeichendeuter, die auch aus den Sternen wahrsagten, dann aber auch aus dem Lauf der Blitze, aus dem Fluge der Vögel, aus den Eingeweihten der Thiere die Wahrheit erforschten.

Zu Seite 39. Bagauda ist eine Verschwörung, die sich schon im 3. Jahrhundert in Folge ungeheurer Bedrückung und ungerechter Verwaltung in Gallien gegen die Römer bildete. Ursprünglich arme Bauern, die ausgesogen und zu schweren Strafen verurtheilt und verfolgt waren, wuchs die Bewegung außerordentlich an, so daß die Römer ihnen große Schlachten lieferten und doch niemals der Aufstände ganz Herr wurden. Die Sage hat auch einen Aufstand verfolgter Christen aus diesen Bagauda-Kämpfen gemacht.

Zu Seite 48. 1 Sesterz ist gleich $21^1/_3$ Pfennig.

Zu Seite 56. Die Angaben über die Gebräuche bei Bestattungen sind nach: Duruy, histoire romaine. Die Priester

des Tempels der Libitina besorgten die Begräbnisse, wie ja auch heutzutage in größeren Städten solche — allerdings nicht religiöse — Anstalten bestehen. In diesem Tempel mußten die Leichen angemeldet werden, welche dann gegen Bezahlung einer größeren oder kleineren Summe erster, oder zweiter bis sechster Classe bestattet wurden. Nur arme Leute und kleine Kinder wurden begraben, Reiche wurden verbrannt. Nänien waren die bei Todtenbestattungen üblichen Loblieder.

Zu Seite 64. Daß die Beamten in Rom die Pflicht hatten, dem Volke Spiele zu veranstalten, weist Duruy durch ein Beispiel nach, wo die Erben die für Spiele ersparten Summen nach Rechtsspruch nachträglich herauszuzahlen hatten. Auch die angeführten Zahlen sind nach Duruy, der die römischen Spiele folgendermaaßen beziffert:

Ludi Romani	16 Tage	760,000 Sest.	= (ca.)	165,316 M. —.
Ludi plebeji	14 „	600,000 „	= (ca.)	130,512 M. —.
Ludi Apollinaris	8 „	380,000 „	= (ca.)	82,664 M. —.
Ludi Augustalis		10,000 „	= (ca.)	2,175 M. —.
Ludi florales		20,000 „	= (ca.)	4,350 M. —.

Die Megalesien hatte der Prätor zu bezahlen (100,000 Sest.) u. s. w. — immer mit besonderer Betonung der Verpflichtung des Staates und der Reichen gegenüber dem Volk. Unter Nero stiegen die Spieltage auf 160 im Jahre! Die plebs frumentaria, d. h. diejenigen Leute, die auf Staatskosten in Rom gefüttert wurden, bezifferten sich z. B. unter Augustus auf 200,000 Köpfe.

Zu Seite 67. Das Atrium des römischen Hauses entsprach etwa unserem Empfangs-Salon. Es lag unmittelbar hinter dem Eingang und hatte in der Mitte eine viereckige Dachöffnung, unter der sich ein Bassin, das Impluvium befand. Hinter dem Atrium lag das theilweise unbedeckte Peristyl, häufig mit größeren Badevorrichtungen, Blumen-Anlagen, Gemälden 2c. An dieses grenzten die Zimmer des Hausherrn, die Bibliothek, Schlafzimmer, Triclinium 2c.

Zu Seite 68. Stilicho war zu dieser Zeit Befehlshaber sowohl der oströmischen, wie auch der weströmischen Truppen.

Zu Seite 70. 1 Pfund Gold = 912 Mark.

Zu Seite 74. Beide Töchter des Stilicho wurden dem Kaiser Honorius nacheinander angetraut, hatten aber keine Kinder. Maria, die ältere, muß zeitig gestorben sein; in einem Mausoleum, das hart neben der damaligen Basilica St. Peter stand, wurde sie begraben. Thermantia, die jüngere, mußte einer Hofintrigue weichen und wurde verstoßen. Beide, wie auch ihre Mutter Serena, werden als Wunder von Schönheit gepriesen. Letztere wurde während der Belagerung Roms durch Alarich vom Senat hingerichtet.

Zu Seite 85—92. In welcher wüsten und krassen Weise der Aberglaube in Rom seine Blüthen trieb, mag man in „Becker, Gallus" über die religiösen Schwindeleien, Tempel- und Statuen-Geheimnisse aber, von denen Seite 205 und folgende die Rede ist, in „Burckhardt, Geschichte der Zeit Constantin's des Großen" nachlesen. Trotz aller strengen Gesetze unter Theodosius war dieser Aberglaube nicht auszurotten und verschleppte sich bis tief in die christliche Zeit und Gesellschaft hinein. Der Sieg des Christenthums in Rom war überhaupt ein äußerst langsamer und unvollständiger. Die berüchtigten Lupercalien wurden erst 494 abgeschafft (oder vielmehr zu dem Fest Mariä Reinigung umgewandelt). Heidnische Tempel bestanden bis in das 6. Jahrhundert hinein. 529 wurde der letzte Apollo-Tempel auf dem Monte Cassino vom heiligen Benedict in das nachmals so berühmte Kloster umgewandelt.

Zu Seite 96 und folgende. Vesta-Cult, Vestalinnen. Der Vesta-Cult stammt aus Alba und war einer der ältesten in Rom. Der Tempeldienst wurde von den Vestalinnen besorgt, die eine sehr hohe Rangstufe einnahmen. Liktoren begleiteten sie und machten ihnen Platz in den Straßen (was sonst nur bei den Consuln und höchsten Beamten der Fall war). Ihren Liktoren wich sogar der Consul aus. Verbrecher, die den Vestalinnen begegneten, wurden dadurch sofort straffrei, auf Beleidigung ihrer Person stand der Tod. Im Theater hatten sie Ehrenplätze, vor Gericht galt ihr Wort ohne

Schwur. Abweichend von allen anderen Frauen in Rom, durften sie über ihr Vermögen frei verfügen. Sie wurden erwählt vom Pontifex Maximus im Alter von nicht unter 6 und nicht über 10 Jahren. Ihr einziger Richter war der Pontifex, unter dessen Disciplin sie standen. Ihre Priesterschaft dauerte 30 Jahre, nach Ablauf derer sie in's Privat-Leben zurücktreten konnten, was aber selten geschah. Sie mußten vollständig gesund sein (durften nicht stottern und dergl.). Verletzte Keuschheit wurde an ihnen mit Geißelung und lebendiger Einmauerung (am collinischen Thor) bestraft.

In der Kaiser-Zeit ging der Ruf der Vestalinnen bedenklich in die Brüche, und schon zu Cäsar's Zeiten zählte in Rom ein Verhältniß mit einer Vestalin zu den Pikanterieen. Theodosius erklärte das Feuer der Vesta für gesetzlich gelöscht. Nach der Eroberung Roms durch Alarich wird nichts mehr vom Vesta-Cult und von Vestalinnen erwähnt. (Burckhardt.)

Zu Seite 108. Synthesis ist eine leichte Seiden-Tunica, die man während des Essens trug, wohl auch öfter wechselte. Lorica ist ein Gurtpanzer aus Leder mit etwa drei Finger breiten Messingstreifen besetzt. Cassis ist der visirlose mit Backenstücken versehene Helm, der bei den Führern mit Federn und Roßschweifen, bei den Soldaten mit einer stumpfen, runden Kuppe geschmückt ist. Calkochiton ist der Panzer, den gewöhnlich nur der oberste Feldherr trug und über der Tunica festgeschnallt wurde. Er war mit einem Metall-Ueberzug versehen — oft aus Silber oder Gold — und fein mit Figuren, Siegeszeichen, Wappen, Schlachttagen ꝛc. ciselirt.

Zu Seite 127. Triclinium = Speisezimmer. In größeren Palästen gab es deren je eins für Sommer und Winter. Die römische Luxusbau-Kunst ließ es sich mit bezeichnendem Interesse angelegen sein, gerade diese Räume mit allem Raffinement auszustatten. Verschiebbare Wände, durch die der Mimus oder Sängerinnen und Tänzerinnen auftraten, sich öffnende Decken, durch die Rosen und Parfümerieen herabgeworfen wurden, Balcone, auf denen Musiker standen, ohne gesehen zu werden u. dgl.

waren gewöhnlich. Die Triclinien in den pompejanischen Ruinen sind auffallend klein.

Zu Seite 179. Die von Galla Placidia erbauten Kirchen sind: S. Agnese, S. Croce in Gerusalemme und S. Maria Maggiore.

Zu Seite 181. Stelle aus den Carmina sibyllina. (VIII.)

Zu Seite 198. 20 Sesterzen = 4 Mk. 27 Pf.

Zu Seite 202. Der Punkt, von dem aus die von Norden kommenden Barbaren zuerst Rom übersehen konnten, und der hier beschrieben ist, befindet sich etwa halbwegs zwischen der Ponte molle und Aqua traversa auf dem Kamm des Hügels, den hier die Straße übersteigt. Jetzt steht nicht weit davon eine kleine Kneipe „La Montagnola", welche noch heute eine der malerischsten Aussichten über Rom und die Campagna bietet.

Zu Seite 209. Die heilige Mefitis wurde angerufen, wo die Luft schlecht war, wo es stank. Die vornehmen Römer machten nach den erhaltenen Nachweisen einen außerordentlich ausgiebigen Gebrauch von den verschiedensten Parfümerieen — nicht weil sie besonders empfindlich in dieser Hinsicht gewesen wären, sondern weil die Stadt schmutzig war, wie ja das stellenweise heutzutage noch der Fall ist. Wenn sich Jemand über die Straße tragen ließ, band er sich häufig Riechsäckchen unter die Nase.

Zu Seite 210 und folgende. Die Beschreibung des Taurobolium ist nach Burckhardt, Geschichte der Zeit Constantin's d. Gr. Die Tempel der Magna mater und des Dispater standen in der 11. Region zwischen Aventin und Palatin. Der im Tempel des Dispater schwebende Saturn wurde von einem an der Decke befindlichen Magnet gehalten. Aehnliche Kunststückchen werden vom Tempel der Serapis in Alexandrien und vom Sarge Mohamed's gemeldet.

Zu Seite 215. Sistrum = ein Lärminstrument, das bei Aufzügen und beim Dienst verschiedener Gottheiten — z. B. der Isis — gebraucht wurde, um den Typhon (den Teufel) zu vertreiben. Bei Plutarch wird den Sistren eine tiefe Bedeutung gegeben besonders in Bezug auf die ägyptische Thierverehrung. Nach einer in Pompeji gefundenen Statue bildet Guhl u. Koner,

(Leben der Griechen und Römer) ein Sistrum ab, das die Statue (eines Isispriesters?) in der Hand hatte; darnach war es ein Instrument aus etwa zweifingerbreitem, dünnem Eisenblech in länglicher Hufeisenform gebogen, unten geschlossen und mit einem Griff versehen. Quer durchgesteckt waren drei Eisenstäbchen, an denen vielleicht noch Klappern hingen. Andere Formen sind nicht ersichtlich, was aber nicht heißen will, daß es nur diese Form gegeben habe. Möglicherweise haben wir sogar in den Tambourins und Kinderschnurren eine Nachkommenschaft oder Abart der alten Sistren vor uns.

Zu Seite 216. Die Bauchrednerei, vermittelst deren das Orakel des Dispater wirkungsvoll gemacht wird, war den Priestern damaliger Zeit nicht fremd, wie mannichfach gemeldet wird.

Zu Seite 218. Eine Legion war gewöhnlich 5000 Mann stark, später kommen auch — aber nur ausnahmsweise — solche zu 6000 Mann vor.

Zu Seite 221. Die Noth in Rom stieg so hoch, daß Mütter ihre Kinder verzehrten. (Siehe: Weber, Weltgeschichte.)

Zu Seite 237. Um sich eine annähernde Vorstellung von den unermeßlichen Werthen zu machen, welche die Gothen von Rom fortschleppten, sei hier erwähnt, daß man schon seit langer Zeit in Rom den Ruhm eines Feldherrn nach der Höhe der Summen bemaß, die dieser in den Staatsschatz legte. Auch die Verwalter der Provinzen erpreßten erstaunliche Beträge, die wohl meistens nach Rom wanderten. So brachte Gabinius als Proconsul aus Syrien ca. 70 Millionen Mark mit. Ptolomäus-Auletas (der Vater der Kleopatra) zahlte 16,000 Talente (ca. 75 Mill. M.) für Unterstützungen an Römische Große, die ihm den Thron von Ägypten erhalten sollten. Crassus stahl aus dem Tempel in Jerusalem Werthe im Betrage von 10,000 Talenten (47 Mill. M.). Später werden die Summen kleiner, sind aber immerhin beträchtlich. Ueber den Umlauf solcher Werthe giebt das Schicksal der Jerusalemitischen Tempelschätze Anhalt. Sie wandern von Jerusalem nach Rom (durch Titus) von Rom nach Unter-Italien (durch Alarich) von da auf räthselhafte Weise

(wahrscheinlich durch Genserich, von dem wenigstens in Bezug auf den berühmten 7 armigen Leuchter, den heil. Opfertisch und anderen Prachtstückchen aus dem Judentempel, erzählt wird, er habe sie nach Afrika entführt) nach Carthago, wo sie 80 Jahre später Belisair findet. Dieser bringt sie nach Byzanz. Unter Anlehnung an das Schicksal Roms, Alarichs und Genserichs bildet sich aber die Sage, daß der unrechtmäßige Besitz der Schätze den Untergang bringe. Mit diesem Märchen machen die schlauen Juden von Byzanz dem Kaiser Justinian Angst, sodaß dieser die Schätze wieder nach Jerusalem bringen läßt, wo sie in einer christlichen Kirche niedergelegt wurden. Hier verschwinden sie aus der Geschichte, wahrscheinlich in die Hütte eines arabischen Räuberhäuptlings. — Aber die Sage spinnt die Geschichte dieser Judenschätze noch weiter, sodaß im späten Mittelalter die heilige Bundeslade mit den Gesetztafeln, die goldenen Leuchter, die Priestergewänder des Aaron u. s. w. im Lateran zu Rom gezeigt werden können. (Siehe Friedländer, Sittengeschichte, Gregorovius, Gesch. Roms.)

Zu Seite 245. Pippizo und Geranopepa sind Spitznamen, mit denen Volk und Straßenjungen von Rom in jener Zeit die christlichen Diaconen bedachten und die sich auf deren geschniegeltes und gestriegeltes Wesen bezogen. Der Ursprung der Worte dürfte in gemeinen Gewohnheiten des Volkes zu suchen sein. Ueber die Diaconen jener Zeit sagt Gregorovius: „Als Verwalter der Kirchengüter spielen sie in Rom eine große Rolle. Sie fahren mit feurigen Rossen, kleiden sich kostbar und geckenhaft, erbschleichen, parfümiren sich mit theuren Essenzen, kräuseln ihre Haare und ziehen mit goldberingter Hand geckenhaft das Kleid empor, wenn sie zierlich hüpfend aus dem Wagen steigen und in den Palast einer reichen Wittwe zur Visite gehen. — Die Rangordnung der Geistlichen hatte aristokratischen Hochmuth gezüchtet.“ — Die Askese bildete sich in jener Zeit neben der unchristlichen Ueppigkeit bereits in ihrer strengsten Form namentlich bei Frauen und in Klöstern aus. „Der Christ, von einer häßlich gewordenen Welt abgestoßen, warf den Staat da=

hin, das Ideal des Lebens war ihm die mystische Versunkenheit der Klosterzelle." Senatoren und edle Bürger gingen — statt ihren Staatsleistungen nachzuleben — in's Kloster. (Gregorovius.)

Zu Seite 254. Die Gothen blieben nur drei — nach Anderen sieben — Tage in Rom. Es ist in der Geschichte keine äußere Veranlassung zur Räumung der Stadt erkennbar. Kein Feind bedrängte die Gothen, Alarich räumte die Stadt freiwillig — aus Mitleid — auch unbeeinflußt von den politischen Verhandlungen, die er während dieser ganzen Zeit noch mit dem Kaiser Honorius führte und die hier nicht interessiren. Dagegen mag erwähnt werden, daß die neuere geschichtliche Forschung der Ansicht, als ob die Gothen Schuld an der Zerstörung Roms trügen, mit Erfolg gegenübergetreten ist. Die Gothen hatten weder Zeit noch Interesse, die Stadt zu zerstören und sich mit Brecheisen und Hammer über die mächtigen Gebäude herzumachen. Auch die Feuersbrunst scheint sich im großen Ganzen auf die Anlagen des Sallust beschränkt zu haben. Rom zerstörte sich vielmehr im Laufe der Jahrhunderte selbst, indem man zu Neubauten in Rom und ganz Italien Säulen, Architrave, Statuen und sonstiges Baumaterial von den öffentlichen Anlagen in Rom stahl! Alarich hat Rom bezwungen und — geschont! Der Fall Roms war mehr moralisch als physisch und vielleicht gerade deshalb in der ganzen Welt von ungeheurem Effect. „Rom, die Wiege und Gruft der Völker, die Stadt, die den Erdkreis bezwang, ist bezwungen" — schreibt Hieronymus — und Augustinus sieht in Rom Babylon, die Burg des Heidenthums, das Werk des Teufels stürzen! Als Curiosität sei erwähnt, daß Kaiser Honorius, als er den Fall Roms vernahm, zunächst an sein Lieblingshuhn, das er Rom getauft hatte, dachte und glaubte dieses sei gestorben! — Die Plünderung indessen scheinen die Gothen sehr gründlich besorgt zu haben, denn sie führten lange Züge von Sclaven und Sclavinnen nach Campanien. Die Einwohner flüchteten zu Hunderttausenden aus der Stadt. „Es gab keinen Ort in der Welt, der nicht Flüchtlinge aus Rom barg und Heraclius empfing die edlen Jungfrauen

aus den römischen Senatorenfamilien in Afrika mit offenen Armen, um — sie an syrische Aufkäufer in die Sclaverei zu verkaufen!" (Gregorovius.)

Zu Seite 258. Kadmos, nach der griechischen Sage ein Enkel des Poseidon und Bruder der von Zeus entführten Europa, hatte vier Töchter: Semele, die Mutter des Bacchus, kam in Flammen um, weil ihr Zeus auf ihren Wunsch in seiner Götterherrlichkeit erschien; Ino wurde wahnsinnig, weil sie gewagt hatte, den kleinen Bacchus zu säugen und stürzte sich im Wahnsinn in's Meer; Agaue tödtete ihren Sohn selbst, und endlich Antonoë, deren Sohn Aktäon in einen Hirsch verwandelt, von seinen Hunden gefressen wurde. Ein Urenkel des Kadmos war Laios, der von seinem Sohne Oedipus erschlagen wurde. Die traurigen und tragischen Schicksale des Oedipus und seiner Familie sind aus Sophocles bekannt!

Zu Seite 267. Virgil — einer der zu dieser Zeit gelesensten Dichter — läßt bekanntlich den Aeneas (in der Aeneide) am Averner See, der zwischen Bajae und Puteoli liegt, (dem heutigen Pozzuoli) durch die Sibyllische Höhle in die Unterwelt hinabsteigen!

Zu Seite 272. Argaei sind Stroh-, Wolle- oder Binsenpuppen, die an Kreuzwegen aufgehängt wurden als eine Art Sühnopfer! Die Opfernden wollten sich dadurch den Frieden der Götter sichern und vor Unglück schützen! Dieser Gebrauch wird angesehen als ein Rest der in alten Zeiten dem Kronos, dem Saturnus und Mars gebrachten Menschenopfer! Diese Argaei-Opfer scheinen sich sehr lange — bis in das Mittelalter hinein — erhalten zu haben, wenn sie auch officiell — wie z. B. die Opfer der 24 Puppen, die jedes Jahr am 13. Mai von den Pontifices, den Vestalinnen, Senatoren und Bürgern im feierlichen Zug in Rom in den Tiber geworfen wurden — früh aus der Geschichte verschwinden. Es ist auch nachgewiesen, daß im alten Rom der Gebrauch bestanden hat, alte Leute über 60 Jahre in den Tiber zu werfen! Diesem wahnsinnigen Gebrauch, der wohl mit den erwähnten Menschenopfern zusammenhängt, haben die Argaei jedenfalls früh ein Ende gemacht.

Zu Seite 278. Die Insel der Seligen lag der Sage nach im Pontus Euxinus (im schwarzen Meer)! Kein Laut war dort vernehmbar und um die durchaus weißen Felsen schwebten im ewigen Vergessen die abgeschiedenen Helden, die Seelen der Seligen. Weißgefiederte Vögel umkreisten die Insel in weiten Bogen und schützten sie vor Unberufenen. Ein Kahn, von unsichtbarer Kraft getrieben, holte die todten Seelen vom Ufer nach der Insel! Ein alter Barde, die Laute schlagend, begleitete sie. — Die Sage soll an die nicht weit von der Donaumündung liegende Insel Leuce anknüpfen. Da Alarich bekanntlich an der Donaumündung geboren war, so mußte ihm die Sage wohl bekannt sein!

Zu Seite 281. Es ist von den Gefängnissen die Rede, die unter Nero zwischen Baculi und Bajae unterirdisch angelegt wurden und deren schauerliche Reste noch heute sichtbar sind! Damals mögen die Gefängnisse unmittelbar am Meere gelegen gewesen sein. Heute liegt Schwemmland zwischen ihnen und der Küste!

Zu Seite 304. Das politische Verhältniß Alarich's zum Kaiser von Rom war so: Alarich hat sich zu jeder Zeit als vom Kaiser abhängig betrachtet! Er wollte nichts sein als der Befehlshaber der Truppen des Reiches (wie Stilicho es war). Die Ernennung eines Gegenkaisers hat Alarich nur als eine Pression auf Honorius in Scene gesetzt. Es wäre ihm niemals eingefallen, den Athalus an die Stelle des Honorius, den Heiden an die Stelle des legitimen Christen zu setzen, was ja auch daraus hervorgeht, daß er ihn schon nach wenigen Monaten wieder feierlich entsetzte! Dagegen kann vielleicht eher mit Recht angenommen werden, daß es Alarich nie recht eigentlich Ernst gewesen ist mit dem Friedensschluß und Honorius die Forderungen Alarich's nur deshalb nicht erfüllte, weil er fürchtete, dadurch den Frieden nicht zu erreichen und nur neue Forderungen zu provociren. In jedem Falle kann als feststehend angenommen werden, daß Galla Placidia an dem endlichen Friedensschluß einen hervorragenden Einfluß hatte!

*

Zu Seite 328. Genau auf der Stelle, wo heute der Neubau „San Paolo fuori le mure“ steht, „kalt und nüchtern in all' seiner Pracht — wie unsere Zeit“, stand die hier erwähnte alte Basilica. Eine sehr ausführliche Beschreibung derselben wie auch der damaligen Basilica St. Petri giebt Gregorovius in seiner Gesch. der Stadt Rom.

Zu Seite 330. Palma, römisches Maaß = 26$^1/_3$ cm.

Zu Seite 331. Tectoria sind Larven aus Teig (gewöhnlich aus Reis- und Bohnenmehl), welche die eleganten Damen Nachts auf ihr Gesicht legten zur Schonung oder Wiederherstellung der Zartheit des Teints.

Zu Seite 332. „Der älteste Thron der Welt“. — Der Stuhl ist heute noch da und kann in der jetzigen Basilica St. Petri von Jedem besehen werden! Nach de Rossi's Beschreibung, die als sehr exact gilt, ist es ein uralter Tragsessel aus jetzt natürlich ganz morschem Eichenholz. Später ist er mit Akazienholz reparirt worden! Vorn sind Elfenbein-Leisten mit kleinen Figuren (Thierkämpfe, Centauren u. s. w.) und Elfenbeintafeln mit den Arbeiten des Hercules illustrirt. Einige der Tafeln sind (wohl später) verkehrt angeheftet. Einige sagen, der Stuhl sei die sella curulis des Senators Pudens (des Gründers der nachweisbar ältesten und ersten überirdischen Kirche, S. Pudentiana in Rom), andere sagen wieder, er sei es nicht! Aber das Ja des Einen gilt genau das Nein des Anderen.

Zu Seite 334. Ueber die weiteren Schicksale der Gothen in Frankreich und Spanien siehe Ranke, Weltgeschichte IV. 1. Athaulf schlägt in Frankreich die Usurpatoren Gerontius und Constantin! Ersterer tödtet sich mit seiner Frau Nunechia selbst, letzterer wird von Soldaten auf der Flucht erschlagen. Auch den Frankenimperator Jovinus besiegt Athaulf und läßt ihn mit seinem Bruder Stephanus hinrichten. Zu gleicher Zeit tritt er mit Gunticar, den Kön'g der Burgundionen, die sich am Mittelrhein niedergelassen hatten (dem Gunthêre oder Gunther des Nibelungenliedes) in Verbindung, wird aber 415 oder 416 in Barcelona ermordet! — Der Zusammenbruch der römischen

Cultur, der nach Alarich nicht mehr aufzuhalten war, bedeutete einen Rückschritt in der Entwickelung der Menschen; an ihre Stelle trat zunächst das Chaos jahrhundertelanger Anarchie! So gewaltig und imposant ist die Cultur der Römer in der Weltgeschichte, daß nichts sie zu ersetzen vermochte. Schweren, eisenklirrenden Trittes schritten die Zeiten vollständiger Auflösung über Europa dahin, bis endlich nach und nach die culturelle Kraft des Christenthums wuchs und sich an der Neuschaffung einheitlicher Staatswesen bethätigte.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.